4° Art. 301 m

<36632748830018

<36632748830018

Bayer. Staatsbibliothek

4° Art. 301 o

Zu Weihnachten 1912
meinem lieben Enkel
Carl Adolf von der [illegible]
Großmutter

PAUL BAUDRY'S

LEBEN UND WERKE.

In 25 ausschliesslich zu Geschenken bestimmten Exemplaren
als Manuskript gedruckt.

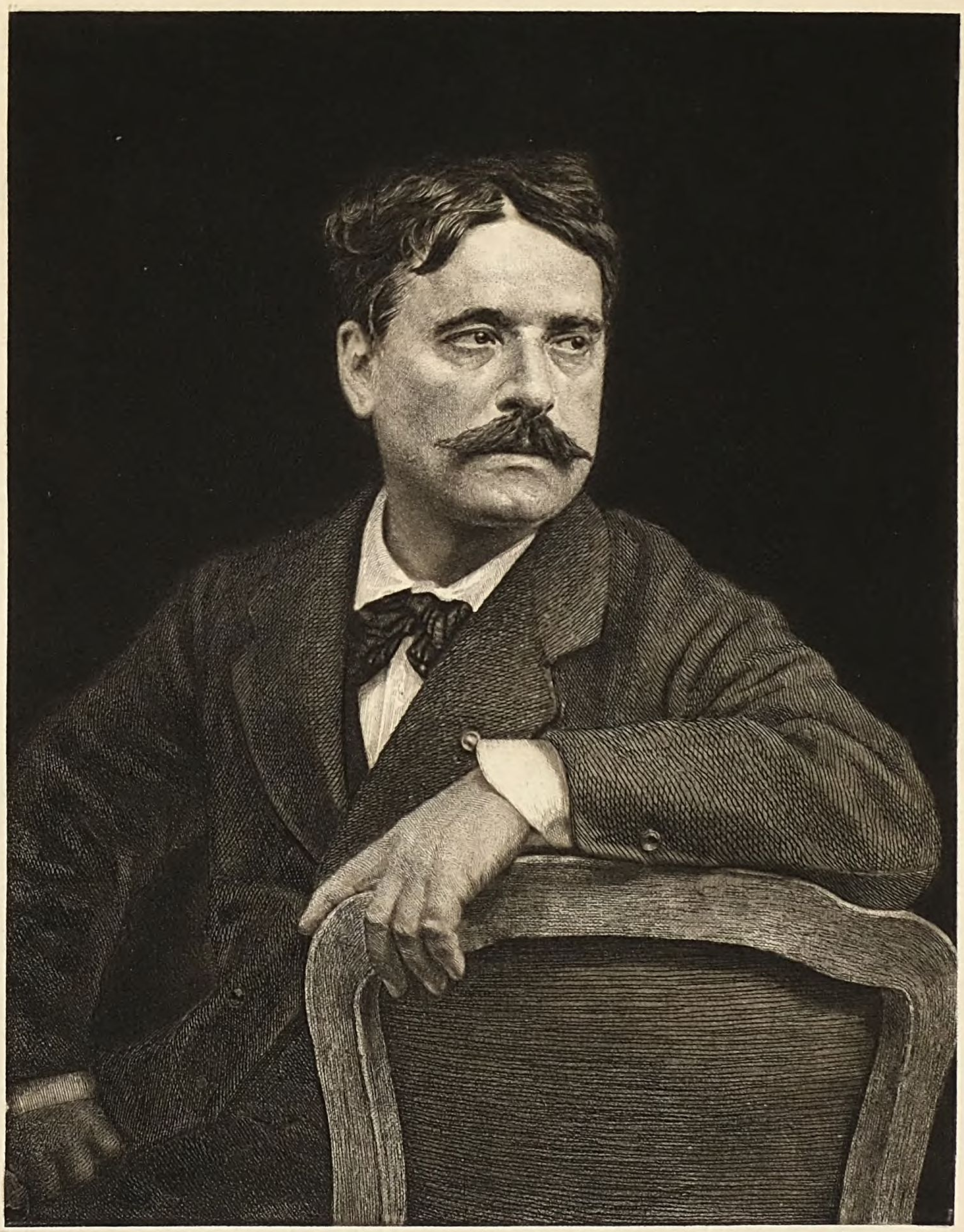
No. 13.

Frau Direktor von Piloty.

Zur freundlichen Erinnerung.

E. Freifrau von Cramer-Klett.

Bayer. Staatsbibliothek
MÜNCHEN



CHARLES EPHRUSSI.

PAUL BAUDRY'S

LEBEN UND WERKE.

AUS DEM [illegible]

[illegible]

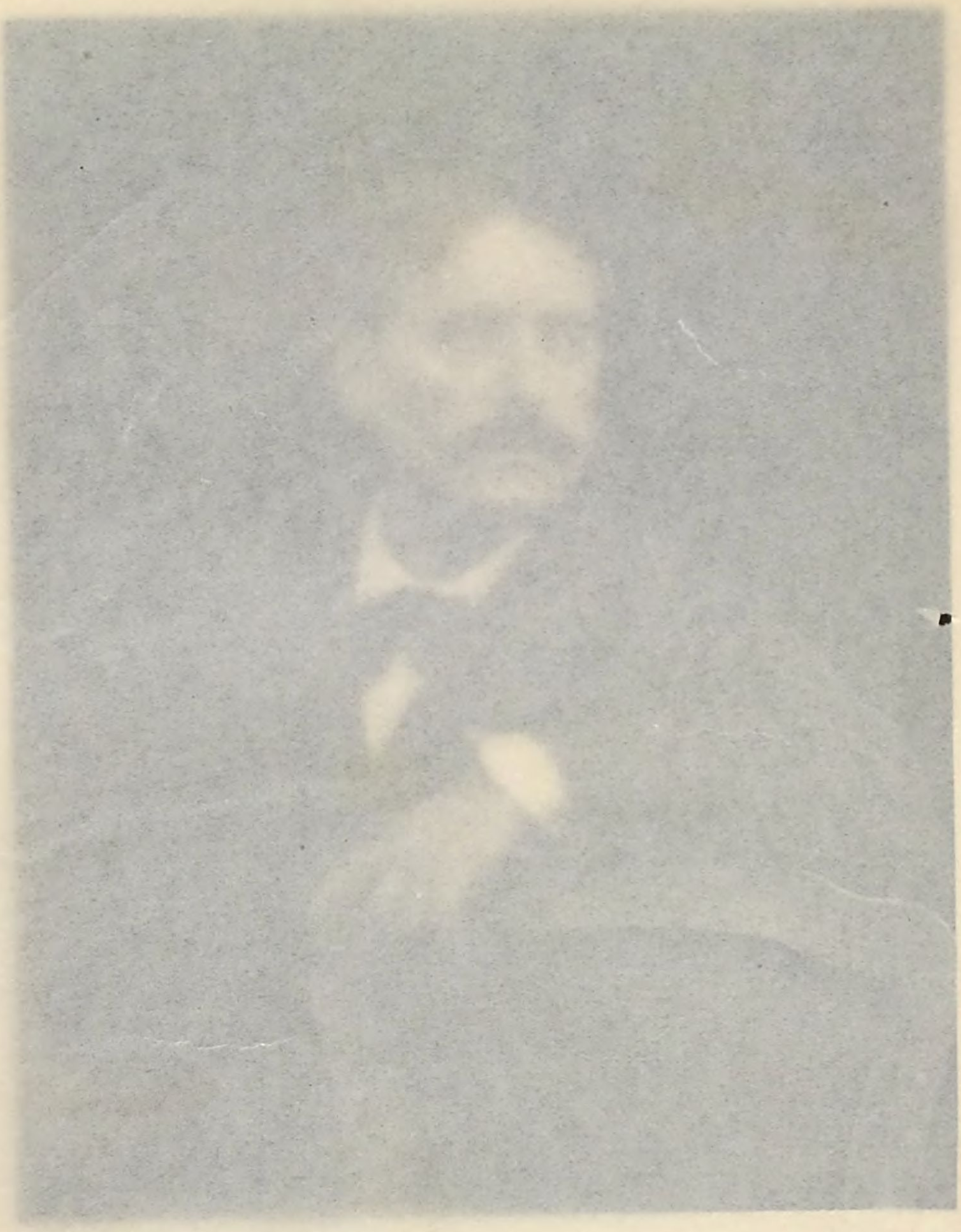
[illegible] FREIFRAU VON [illegible] KLETT.

M[illegible]N.

[illegible]

Druck von [illegible]

[illegible] / 289



CHARLES EPHRUSSI.

PAUL BAUDRY'S

LEBEN UND WERKE.

AUS DEM FRANZÖSISCHEN ÜBERSETZT

VON

ELISABETH FREIFRAU VON CRAMER-KLETT.

MÜNCHEN
1890
DRUCK VON KNORR & HIRTH.

60

Wb/60/289

Meinem lieben Sohne

Theodor

sei diess Denkmal kindlicher Liebe und
Dankbarkeit gewidmet.

Die Übersetzerin.

INHALTSVERZEICHNISS.

Seite

Vorwort 1—2

Die ersten Jahre.

Die Familie. — Die Kindheit. — Erste Studien. — Herr Sartoris. — Abreise nach Paris. — Das Atelier Drolling. — Concurs und Erfolg. — Der Tod des Vitellius. — Grosser Preis von Rom 3—64

Aufenthalt in Italien.

Briefe und Tagebücher (1850—1856).

Abreise nach Rom. — Die Villa Medicis. — Reise durch Italien. — Theseus im Labyrinth. — Der Kampf Jakobs mit dem Engel. — Das Glück und das Kind. — Copie der Jurisprudenz von Raffael. — Primavera. — Die Hinrichtung einer Vestalin. — Das Leben in Rom 65—177

Bildnisse und Gemälde.

(1857—1864).

Rückkehr nach Paris. — Dekorative Arbeiten. — Salons von 1857, 1859 und 1861. — Porträts. — Charlotte Corday. — Cybele und Amphitrite. — Die Städte Italiens. — Die Welle und die Perle 178—201

Foyer der Oper.

Vorarbeiten. — Reisen nach Rom, London und Madrid. — Der Plafond des Hôtels des Grafen Henckel-Donnersmarck. — Copien nach Michel Angelo und Raffael. — Der Krieg von 1870/71. — Bildnisse. — Das Foyer der Oper 202—245

Die letzten Jahre.

	Seite
Reisen in Aegypten und Griechenland. — Bildnisse. — Studien für Jeanne d'Arc. — Die Verherrlichung des Gesetzes. — Der heilige Hubertus vom Schlosse von Chantilly. — Die Legende der Psyche. — Phöbe. — Die letzten Tage. — Schluss	246—290
Belegstücke	291—305
Vollständiger Katalog der Gemälde Baudry's	307—312
Verzeichniss der Abbildungen	313—315

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Dieses Buch giebt das Leben Paul Baudrys, erzählt nach seinen Briefen und seinen Werken. Ueberzeugt, dass er am besten sich selbst dem Leser vorstelle, in der ganzen Grösse seines Charakters, so wie wir ihn kannten und wie er war, ohne Verheimlichung, ohne verschönernde Zuthat, halten die Herausgeber sich möglichst im Hintergrunde, um das Wort dem grossen Maler selbst zu lassen. Seine Erscheinung ist derart, dass sie auch im hellsten Tageslicht nicht verliert, und wir haben daher auch nichts von dieser edlen und klaren Existenz zu verbergen. Entgegenkommende Mittheilungen haben uns eine Correspondenz vermittelt, welche von den ersten Jahren Baudry's bis zum Vorabend seines Todes (1844—1885) berichtet. Wir haben reichlich, vielleicht unbescheiden, daraus geschöpft, keinen Brief vorenthalten, kein Billet, welches irgend ein Licht auf dieses gewinnende Bild werfen könnte. Unsern wärmsten Dank den Herren Guitton, Marquerie und Olivier Merson, seinen Jugendfreunden; den Damen Genty und Deshorties, den Töchtern jener Herren Bernard und Gaujard, welche die eifrigsten Förderer des Debutanten gewesen, dem Herrn und der Frau Garnier, mit Baudry durch die Bande einer brüderlichen und rührenden Zuneigung verbunden; den Herren Texier und Destables, und besonders dem vielgeliebten Bruder

des grossen Malers, Herrn Ambroise Baudry, welcher uns die werthvollsten und intimsten Dokumente zur Verfügung stellte. Ihnen danken wir es, dass das Buch ins Leben getreten; ihnen danken wir, dass wir dem Todten diese Huldigung unserer ergebenen Freundschaft und unserer tiefsten Bewunderung zum Ausdruck bringen können. Die Arbeit, so schmerzlich sie auch für uns war, hatte übrigens auch ihren elegischen Reiz: die Wiederbelebung unseres Freundes, die Wiedergabe eines getreuen Bildes des grossen und edlen Künstlerlebens bot uns auch einigen Trost in unserer Trauer.

Paris, November 1886.

PAUL BAUDRY.

DIE ERSTEN JAHRE.

FAMILIE UND KINDHEIT. — ERSTE STUDIEN. — HERR SARTORIS. — ABREISE NACH PARIS. — ATELIER DROLLING. — BEWERBUNG UND ERFOLG. — DER TOD DES VITELLIUS. — DER GROSSE RÖMISCHE PREIS.

Paul-Jaques-Aimé Baudry ist geboren den 27. November 1828 zu Roche-sur-Yon, in der an energischen Temperamenten und starrköpfigem Willen so fruchtbaren Vendée. Sein Vater, der Sohn eines Grundbesitzers aus Lude (Departement Sarthe), war für den Dienst der Republik rekrutirt worden, und sah sich dadurch zum Theil gegen seinen Willen der Partei der »Blauen« zugedrängt und mitten in die Gräuel der aufständischen Vendée gestürzt. Von Seite seiner Mutter, Françoise Le Comte, stammte Baudry von der guten bürgerlichen Familie der Bouchets ab, welche sich unter ihren Vorfahren jenes Jean Bouchet (1475—1550) zu rühmen hatten, der als produktiver Verfasser des »Reisenden durch die gefährlichen Wege der Welt«, des Buches »Leben und Thaten des Louis de la Trémoille« und so vieler anderen Werke einem Rabelais manchen Stoff geliefert hatte. Le Comte, Françoise's Vater, war ein Mann mit harten Gesichtszügen, grünen Augen und festgeschlossenem Munde, kampfliebend und freigiebig mit Schlägen, masslos hart gegen seine Kinder, von welchen er das strengste Stillschweigen forderte, während er selbst wenig mittheilsam und seine Empfindungen in sich verschliessend, sich weniger in Worten, als durch Handlungen äusserte. Als fanatischer Royalist hatte er tapferen Antheil an dem Vendéer Aufstande genommen; nach dem Ende desselben aber hatte er Denise Bouchet geheirathet und zwar gegen den Willen der Eltern des jungen Mädchens, welche sich eine höhere Verbindung ihres Kindes, als die mit einem Landbewohner, geträumt hatten.

Jaques Baudry, Vater des Malers, hatte, wie seine Jugendgespielen, erst die Schafe gehütet und wurde dann in den Wald geschickt, um das

Holzschuhschnitzen zu lernen. Er verbrachte sein Leben im Wald und begann täglich vor Sonnenaufgang seine Arbeit, nicht unberührt von dem geheimnissvollen Einfluss der Witterung und der Stunden, und vertraut mit der ihn umgebenden Natur. Zu seiner Zerstreuung hatte er nichts als eine Geige, auf der er Nachts zu den Sternen spielte*). Im Mannesalter angelangt, trat er die übliche Wanderschaft an. Von Wald zu Wald, von Dorf zu Dorf gelangend, lernte er in Roche-sur-Yon Françoise kennen, deren Eltern auf einem kleinen Pachthof, nahe der Stadt, lebten. Sie fanden Gefallen aneinander und heiratheten sich (1824). Zwölf Kinder, von denen Paul das dritte war, entsprangen dieser Verbindung. Das Familienleben war ernst und schweigsam; die Mutter voll Hingebung gegen ihren Mann und seinen Befehlen widerspruchslos gehorsam, beide Gatten fromm, doch keineswegs fleissige Besucher der Kirche, weil er durch die Arbeit, sie durch die Kinderschaar zu sehr in Anspruch genommen war. »Er war ein einfacher Handwerker, sagt Edmond About, aber einer von denen, welche die solide und widerstandsfähige Grundlage der Nation bilden; ein eifriger Patriot, unersättlich im Lesen, einerseits voll Heisshunger auf die Vaterlandsgeschichte, anderseits trunken vor Begeisterung für Béranger, den er den Dichter Frankreich's nannte; dazu ein leidenschaftlicher Naturfreund und, ohne es zu wissen, Landschafter«.**) Kurz, Baudrys Vater war, unter rauher Schale, ein braver, gediegener Mann, von altmodischem Aeussern, ein geborner Stoiker mit veralteten Anschauungen, ein unbewusster Moralist.***)

Sonntags nach der Frühmesse machten Vater und Sohn öfters Spaziergänge durch die Felder, man fischte, man jagte und vermied die Stadt. Kehrten sie dann so spät als möglich zurück, hatten sie das Land in jenen Stunden gesehen, in welchen es seine schönen Gegensätze darbietet, die belebende Heiterkeit des Morgens und die melancholische Ruhe des Abends. Paul Baudry bewahrte immer den frischen Eindruck dieser gesunden Ausflüge, von denen er oft sprach. »Ihr erinnert mich, schrieb er seinen Eltern im Dezember 1846, an eine längst vergangene Zeit, welche aber nie meinem Gedächtniss entschwunden ist. Es sind gewiss 10 Jahre, dass wir einmal

*) Eug. Guillaume, Étude en tête du Catalogue des Oeuvres de Paul Baudry exposées à l'École des Beaux-Arts. 1886.

**) Edmond About, Les Peintures décoratives du foyer de l'Opera. Paris, Goupil 1876.

***) Brief von M. Ambroise Baudry an den Verfasser vom 25. September 1884.



LA FORTUNE ET LE JEUNE ENFANT
(Musée du Luxembourg.)

bei schrecklichem Wetter an das Ufer eines Flusses gelangt waren, es war, wenn ich nicht irre, der Crêpé, wenigstens erinnere ich mich noch genau, dass es vom Rande, wo wir uns befanden, sehr steil gegen den Fluss zu abfiel. Da mich sehr fror, machtest Du mir unter den Gebüschen eine kleine Hütte von Reisigbündeln, die auf dem Felde lagen, und ungeachtet meines Halbschlafes hörte ich den Wind durch die Zweige pfeifen und das Wasser am Ufer entlang anschlagen.«

Baudry's Briefwechsel mit seinen Eltern ist überhaupt voll von diesen Eindrücken, die er oft mit ergreifender Wahrheitstreue schildert. »Es sind besonders die Sonntage, um die ich Euch beneide, wenn ich die aufgehende Sonne sehe, wie sie die Kamine und die umliegenden Schornsteine vergoldet. Ich gestehe es Euch jetzt, das erpresst mir einen Seufzer, ich sage mir mit Bedauern, welch' ein schöner Tag! Welch' Vergnügen hätte ich, in solcher Zeit auf dem Lande zu sein, in Bourbon, in Moulin-Neuf, oder an der Dalle. Ich erinnere mich jenes schönen Morgens, an welchem Ihr mich wecktet, wobei ich noch schlaftrunken die Worte hörte, welche mich völlig zu mir brachten: Paul! . . . Paul, kommst Du zum Fischen? Ihr werdet es wissen, ob ich lange brauchte, in meine Beinkleider zu schlüpfen und meinen trotz des Sonntags nachlässig gekämmten Kopf mit der Mütze zu bedecken; und auf dem Wege erzählte ich Euch die Geschichte von den Königen von Frankreich und alles, was ich in der Schule gelernt hatte. Ich reisse mich schweren Herzens von diesen Erinnerungen los und sage, indem ich das Fenster schliesse: »Guten Fischfang!«

Baudry war überzeugt, dass diese Ausflüge einen entschiedenen Einfluss auf sein Auge als Landschaftsmaler ausübten; die Naturschönheiten fanden lauten Widerhall in ihm*)! Oftmals traten ihm die mannigfaltigen Scenerien seines heimathlichen Bodens wieder vor die Seele, und mehr als einmal übertrug er die Erinnerung daran als Hintergrund in seine Gemälde: »Ich arbeitete neulich an einer Skizze, auf welcher ein griechischer Brunnen darzustellen war; wie dienlich war mir dabei die Erinnerung an jene frische und entzückende Landschaft, an die schönen Bäume der Dalle, an die lustigen Wasser, welche von dem höher gelegenen Felsen herabrieseln**).

*) Jules Breton, Paul Baudry, Nekrolog, gelesen in der Académie des Beaux-Arts, am 22. Mai 1886.

**) Brief an seine Eltern vom 12. Juni 1845

In den seltenen Mussestunden zu Hause liess der Vater, dessen Vorliebe für die vaterländischen Geschichten ebenso tief gewurzelt war wie jene für Musik, von der er sich ohne Unterricht von selbst einige Kenntnisse angeeignet hatte, seinen Sohn im Lesen sich üben, indem er Schriften wie »Siege und Eroberungen«, oder die »Annalen der französischen Monarchie« zu Grunde legte, und gab ihm seinen ersten Violin- und Gesang-Unterricht. Baudry erinnerte sich gerne an diese musikalische Lehrzeit: »Kürzlich fand ich ein altes Heft mit Musikstückchen, die mich einst oft eingeschläfert hatten; ich nahm es, überzeugt, dass bei dem Durchspielen dieser Melodien die Erinnerungen aus meiner frühesten Jugend wiederkehren würden. In der That kehrten, je mehr ich spielte, die Jugend-Eindrücke immer lebhafter zurück, und ich glaubte Dich am Tisch sitzen und Abends diese alten Contre-Tänze spielen zu sehen. Es war mir, als sähe ich die Falten Deiner Stirne und die Bewegung Deiner Augenbrauen, welche den Takt zu geben schienen, während ich auf dem Bette sass und die Melodie mitsang, welche Du spieltest, und wie Du es, wenn ich auch recht falsch sang, doch duldetest in der wahren Ruhe eines Vaters!«

Die Jahre der Schule kamen und das Kind lernte die Freude des Erfolges kennen. Begabt mit staunenswerthem Gedächtnisse, eignete er sich leicht die längsten Seiten auswendig an und behauptete auch in der Geschichte und Geographie immer den ersten Platz*). Seine musikalischen Anlagen, welche zuerst von seinem Vater und dann von einem Spielmann im Dorfe geweckt worden waren, wurden später durch einen ausgezeichneten Virtuosen, Ernst Depas, der durch einen Zufall nach La Roche-sur-Yon gekommen war, gepflegt. Pauls Fortschritte erlaubten bald, bei Volksfesten sein schönes Talent zu offenbaren, und indem er zum Tanz und zu anderen Gelegenheiten die Geige spielte, verdiente er auch einiges Geld, welches der sparsame Vater in der Sparbüchse aufbewahrte.

Die Erinnerung an die ersten Beschäftigungen Baudry's gemahnt übrigens ganz von selbst an ähnliche Erscheinungen auch bei zwei anderen berühmten Künstlern, welche ebenfalls unserm Lande und unserer Epoche

*) Noch mehrere Jahre später kam Baudry gerne auf diese Schulerfolge zurück. Brief an seine Eltern vom 10. November 1845. Anlässlich der Vermählung des Herzogs von Orléans erhielt der junge Baudry eines der den besten Schülern der unteren Schulen bewilligten Sparkassenbüchlein.

angehören. Es ist in der That bemerkenswerth, dass drei der berühmtesten Maler, der berühmtesten unseres Jahrhunderts, erst über ihren Beruf sich täuschend, sich auf einen Weg verirren konnten, grundverschieden von dem, welchen sie später so erfolgreich eingeschlagen haben. Ingres betrat erst das Atelier von David, nachdem er, so gut es ging, seine Stelle im Orchester eines Provinzialtheaters ausgefüllt hatte; Delacroix hatte, wie er selbst es in seinen »vertraulichen Mittheilungen« zugesteht, in seiner frühen Jugend sich zum Musiker bestimmt geglaubt, und hätte ohne den energischen Widerstand seiner Mutter vielleicht — wenigstens für einige Zeit — sich in diesem unsicheren Leben versucht. Und auch Baudry hatte mit dem Studium der Musik begonnen, und es vergingen einige Jahre, ehe er sich ernstlich mit den Studien in einer Kunst beschäftigte, für welche er doch geboren war.

Wer weiss indess, ob diese Jahre, dem Scheine nach zwar für den zukünftigen Maler verloren, nicht doch in einem gewissen Grade seine Zukunft vorbereiteten und ihr dienlich waren? Sollte man nicht behaupten dürfen, dass sich etwas von dem musikalischen Dichten und Trachten des Kindes in der Arbeit, welche wir dem Pinsel und der malerischen Einbildungskraft des Mannes verdanken, wieder findet? Wohl hat jede Kunst ihr Gebiet, ihre eigenen Mittel, ihre Ausdrucksweise, mit denen sie sich begnügen muss, und es ist sogar ein Missbrauch der ästhetischen Sprache, wenn man heute allgemein vom Colorit der Töne oder von der Melodie bei sichtbaren Formen spricht.

Es kann jedoch vorkommen, dass man vor dem einen oder anderen Bilde, z. B. vor Gemälden von Correggio, Auge und Geist auf eine so abstrakte Weise eingenommen fühlt, dass sich eine Art musikalischer Empfindung entwickelt. Und diesen unerklärlichen Reiz, diesen unklaren und zugleich gebietenden Einfluss fühlt man auch bei dem ersten Blick, den man auf ein Werk Baudry's wirft, und bevor man Zeit gehabt, mit dem Verstand die Vorzüge desselben zu würdigen, fühlt man sich von einem Zauber erfasst, wie ihn nur der geheime Zauber oder das Einschmeichelnde der Harmonie hervorbringen können*).

*) M. le Vicomte Henri Delaborde, La Vie et les ouvrages de M. Paul Baudry, gelesen in der öffentlichen Jahressitzung der Académie des Beaux-Arts am 30. Oktober 1886.

Zur selben Zeit, als er den musikalischen Studien lebte, besuchte er in der Stadt den Zeichenunterricht. Diesen leitete Anton Sartoris, welcher piemontischer Herkunft, früher Arbeiter in Poitiers gewesen war, und dessen Talent zum Zeichnen ihn in das Atelier des Abel de Pujol geführt hatte, wo er zwei Jahre geblieben.

So war Baudry 13 Jahre geworden und die entscheidende Wahl zwischen der Musik und dem Zeichnen für den Beruf des Knaben war nicht länger aufzuschieben. Der Vater stimmte für die Violine, Sartoris für den Zeichenstift; beide in ihrer Kunst, in welcher sie doch selbst nur Stümper waren, für das Kind die höchsten Erfolge träumend. Sartoris siegte: seine fortgesetzten Stunden, seine liebevolle Hingabe hatten mehr Einfluss auf Pauls Geist gehabt, als der unregelmässige, unbedeutende Unterricht Depas*).

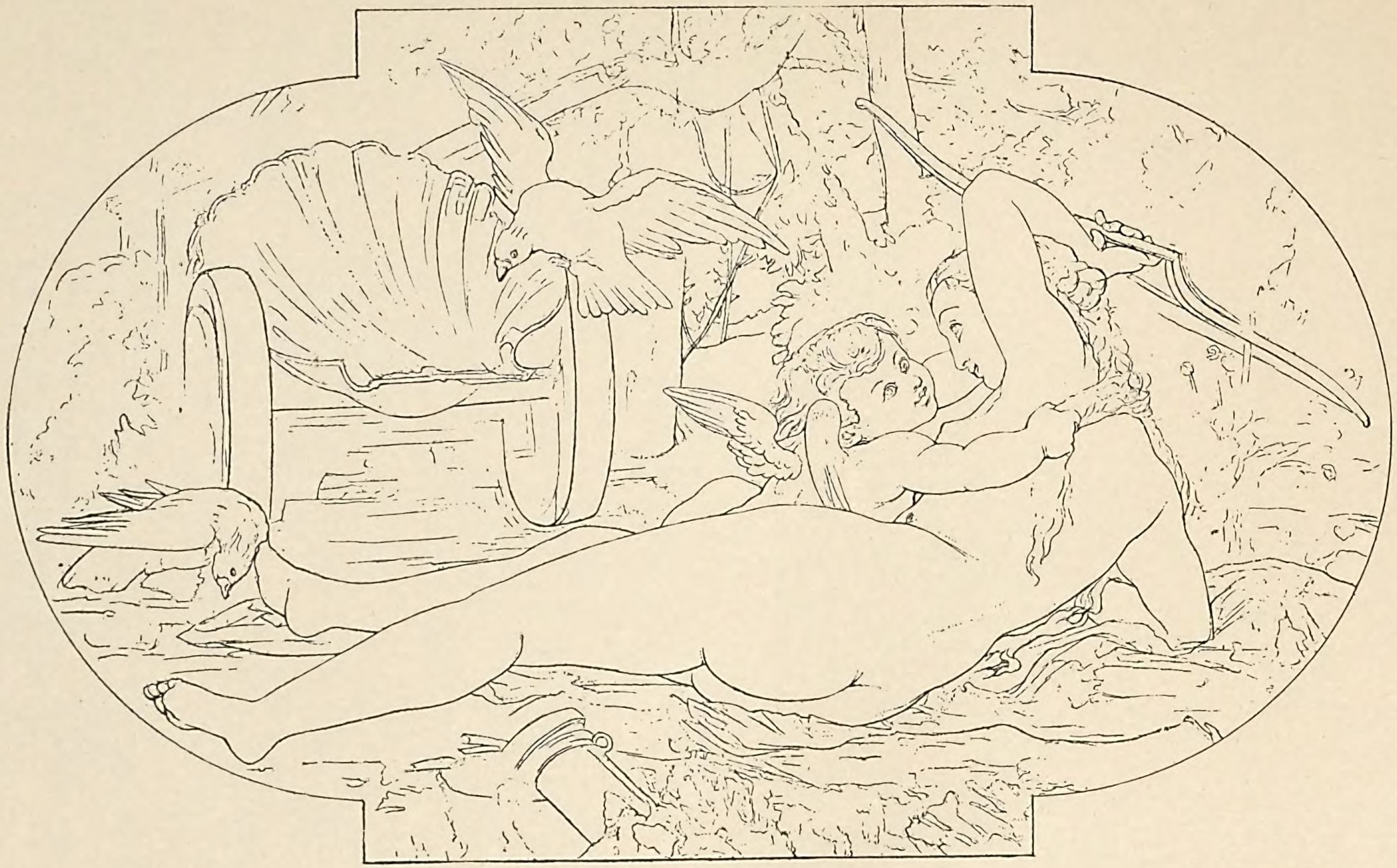
Der Vater gab nach und vertraute sein Kind dem Zeichenlehrer an. Der Knabe selbst hatte seine Neigung schon bei dem ersten Besuche im Atelier ausgesprochen. Denn Angesichts einer von schmucken Engeln umgebenen Madonna in grellen Farben, dem mittelmässigen Werk des guten Piemontesen, hatte Baudry ausgerufen: »Ich möchte auch diesen Beruf wählen«; ein naives Gegenstück zu Correggio's bekanntem Ausruf: »Auch ich bin ein Maler«! (Anch' io son pittore).

Dieser Beruf hatte sich schon in der Schule ahnen lassen, als Baudry auf die Schulbänke stieg, um die längs der Wand aufgehängten Zeichnungen durchzupausen und abzuzeichnen. Und bei einer Preisvertheilung hatte Baudry einem Inspektor, der ihn fragte, was er werden wollte, kurzweg geantwortet, obwohl Depas an seiner Seite stand: »Ich will Maler werden!«**) Bald machte er auch in Kreidezeichnung einige sehr ähnliche Portraits; bescheidene, aber gewissenhafte Studien, pietätvoll erhalten in einigen Familien in Roche-sur-Yon; unter anderen das Portrait des Stadtvicars Abbé Duclos, der ihm 15 Francs dafür zustellen liess. Die Oelmalerei begann er mit der Copie eines von Sartoris gemalten Greisenkopfes***), welcher Ver-

*) Depas liess den Knaben am frühen Morgen, wenn er selbst noch zu Bette lag, kommen und verlangte nur, beim Spiel darauf zu sehen, weder kräftig noch falsch zu spielen, um nicht die besten Augenblicke seines Schlummers zu trüben.

**) Brief an seine Eltern vom 10. November 1845.

***) Diese Copie befindet sich im Besitz von M. Sartoris Sohn, dem Schwager Baudry's, Zeichenlehrer am Lycée von Roche-sur-Yon.



VÉNUS

(Château de Chantilly.)

such über bedeutende Talente nicht im Zweifel lässt. — Zu gleicher Zeit malte er für ein Tabakgeschäft in Melle ein Aushängeschild, sein erstes dekoratives Werk, welches auch dem klarsehendsten Propheten in dem Urheber den zukünftigen Schöpfer des Deckengemäldes der grossen Opera kaum hätte ahnen lassen.

Das Kind blieb volle drei Jahre bei Sartoris, übte Auge und Hand, aber angewiesen auf die Lithographien von Victor Adam und ungenügende Modelle, wie sie eben den beschränkten Unterricht einer bescheidenen Zeichenschule bildeten, lernte er nichts von Perspektive und Anatomie. Er bedurfte einer anderen Umgebung, und da Sartoris diess wohl einsah, bat er in einem Schreiben, das seiner Bescheidenheit und seinem sichern Urtheil alle Ehre macht, im Juli 1844 den Bürgermeister von Roche-sur-Yon seinen Einfluss bei dem Stadtmagistrat zur Erlangung einer Unterstützung geltend zu machen, welche seinem Schüler die Studien in Paris ermöglichen sollte*).

Beinahe zu gleicher Zeit nahm ein Mann die Angelegenheiten Baudry's in die Hand, welcher, besser vielleicht als alle andern, sein zukünftiges Talent erkannt und aus der Nähe wie Ferne das Ringen seiner ersten Jahre beobachtet hatte, welcher ihm weder lobende Ermunterung vorenthielt noch ernste Rathschläge ersparte, da er den Knaben ebenso aufrichtig liebte, wie er von demselben wieder geliebt wurde. Dieser Mann von wahrhaft edler Gesinnung war Monsieur Renard, Steuer-Direktor von Roche-sur-Yon. Er hatte gesehen, wie das Kind in einigen Stadtconcerten anerkennungswerth seinen Platz behauptet hatte, als es noch auf einem hohen Tabouret stund, kaum sichtbar hinter einem breiten Pult. Er unterhielt sich mit ihm, gewann es lieb und bemühte sich, seine Interessen bei den städtischen Behörden zu vertreten.

In seinem Ansuchen bei dem Rath sieht er mit seltenem Scharfsinn, oder besser gesagt, mit einem wahren Sehergeist die glänzende Zukunft dieses Kindes voraus, welches eine Berühmtheit der Vendée zu werden versprach**). Der Bürgermeister der Stadt, M. Moreau, und der Präfekt des

*) Vgl. Belegstück I.

**) Vgl. Belegstück II.

Departements, M. Gauja*), unterstützten mit bewunderungswürdigem Interesse die Bemühungen von Herrn Renard.

Um das vorgelegte Gesuch zu fördern, stellte Sartoris zu gleicher Zeit in dem Saale des Rathhauses eine Serie von Zeichnungen seines jungen Schülers, nach Lithographien, Gypsabgüssen und Zeichnungen der Schule aus, bemerkenswerthe Arbeiten von seltener Treue der Wiedergabe und mit grosser Sorgfalt und Geduld ausgeführt. Von grösserem Werthe ist ein Original-Porträt von Paul Baudry vom Jahre 1844, das Bildniss eines Kindes, fesselnd durch sein beobachtendes und gedankenvolles Wesen, den offenen und ernsten Blick, den verschwiegenen Mund**), ein Bild ohne besondere Originalität, das jedoch eine gewisse unklare Melancholie und grossen Reiz in der Art Prudhon's ausströmt.

Eine Unterstützung des Stadtmagistrats von 600 Francs ermöglichte es Baudry, nach Paris zu gehen. Damit riss er sein Herz keineswegs von seiner Heimath los, aus welcher er die lebhaftesten Erinnerungen seiner ungebundenen Freiheit in der Vendée und die gediegensten Grundsätze von Pflicht und Treue, welche die väterliche Erziehung in ihn gelegt hatten, mitnahm. Auch verdankte er den Seinigen das Erbe gesunder Anschauungen, welche ihn durch sein ganzes Leben begleiteten. Von seinem Gross-

*) Baudry bezeugte dem Mr. Gauja stets die wärmste Erkenntlichkeit. Zu Anfang des Jahres 1851 schrieb er in Rom an ihn: »Wie sollte ich Sie vergessen! Ich sage Ihnen einfach, so wie man die Wahrheit sagt: ich denke niemals an Frankreich, ohne an Sie zu denken, und alle meine Erinnerungen an Sie stehen so lebhaft und greifbar vor mir, wie mein Leben von gestern. Ja, wie sollte ich Sie vergessen! Ich sehe mich noch im Jahre 1844 in meinen ländlichen Kleidern vor Ihnen, aufblickend zu Ihren guten Augen, welche ich seither so sehr geliebt Ich zitterte und war ganz gerührt, und ein Nichts, ein Wort, welches Sie sicher längst vergessen haben, erfüllte mich mit Dankbarkeit und mit Vertrauen. Wissen Sie das Wort, das mich so tief bewegt hat? Sie sagten zu meiner Mutter, meiner armen Mutter, welche keineswegs gefasster war als ich selbst: Bitte, setzen Sie Sich, Frau. Das ist sehr einfach. Ich habe Ihnen nie von dem Eindruck gesagt, den ich dabei empfand, weil Sie Ihrerseits dazu eine so gütige und natürliche, eine so magnetische Bewegung fügten, dass mir selbst jetzt noch die Worte fehlen, um mich auszudrücken Und als ich mich erkühnte, zu stammeln: »Herr Präfekt . . . ich komme . . . ich wollte Maler werden und nach Paris gehen«, da durchschauten Sie mich. Man bewahrt für immer solche Eindrücke, wie man sie mit 16 Jahren empfangen, wenn sie sich einem noch neuen Herzen eingeprägt haben. Ich verdanke Ihnen einen grossen Theil von dem, was ich Gutes haben kann, und ich müsste mich tödten, wenn ich mir diese Erinnerung aus dem Herzen reissen wollte.

**) Eug. Guillaume, a. a. O. p. 15.

vater mütterlicher Seite, dem strengen Le Comte, hatte er die concentrirte Energie und die vielleicht schroffe Zurückhaltung, von Jean Bouchet die Vorliebe für literarische Studien, die Freude an Lektüre, und von seinem Vater die künstlerische Anlage, von der Musik auf die Malerei übertragen, überkommen; von allen die glühende Vaterlandsliebe und ein ausgeprägtes moralisches Gefühl. »Ich rühme mich, schrieb er später an seinen Vater, Dir nicht nur physisch zu gleichen, sondern auch und zwar noch mehr Deine Redlichkeit und Intelligenz geerbt zu haben«*).

Der junge Baudry verliess tief erschüttert seine Heimathstadt; da selbst sein Bewusstsein von den hohen Pflichten, welche er sich aufgelegt hatte, und seine jugendliche Begeisterung den Schmerz der Trennung nicht zu mindern vermochten, schrieb er lange Zeit nachher**): »Ich werde mich ewig an die kalte regnerische Nacht erinnern, die mich in ihrer Traurigkeit und Dunkelheit davontrug; als ich an Travot's Statue vorüberkam, schwur ich mir, die Hand auf der Brust, als erfolggekrönter Mann zurückzukehren, Euch immer zu lieben und stets bemüht zu sein, Euch zu nützen«.

In Paris angekommen, nahm er bei einem Landsmann, Birotteau, Wohnung, welcher auch von La Roche-sur-Yon unterstützt und Schüler von Drolling war, und dessen Ruf als Künstler und Lehrer unbestritten ist. Am andern Tag liess er sich, Sartoris' Vorschlägen folgend, bei seinem zukünftigen Lehrer vorstellen. Er erzählt in einem anziehenden Brief diesen Besuch und sein erstes Auftreten im Atelier:

Mein lieber Herr Sartoris!

Da wäre ich endlich in Paris, und ich wartete Ihnen zu schreiben, bis ich vollständig eingerichtet war. Ich bin Dienstag Abends 5 Uhr eingetroffen.

Am andern Tag liess ich mich zu Herrn Cornelius***) führen, der mich seinerseits mit zu Herrn Drolling nahm. Wir fanden ihn zu Hause; er fragte mich, wie ich zu leben gedächte, und er sagte mir, wenn mir keine Mittel zur Verfügung stünden, sollte ich es aufgeben, Kunststudien zu machen. Der Eindruck, den er mir machte, entsprach meinen Vorstellungen nicht;

*) Brief an seinen Vater vom 17. Januar 1850.

**) Brief an seine Eltern. Frascati, 9. Juli 1851.

***) Schüler-Dilettant bei Drolling und gelegentlich Journalist.

er sieht ziemlich energisch aus, aber man muss die Leute nicht nach ihrem Aeussern beurtheilen; da ich meine Antwort ganz nach dem Eindruck, den er mir machte, richtete, sagte ich ihm, dass mich alle diese Hindernisse nicht abhalten könnten, dass ich entschlossen sei, Maler zu werden, selbst wenn ich Hungers sterben sollte. Herr Cornelius versicherte mir, dass ich ihm gefallen hätte, jedenfalls hatte er die Güte, mir wie wohl kaum allen seinen Schülern, zu sagen, dass er, wenn er mit meinen Fortschritten zufrieden wäre, das von mir zu zahlende Monats-Honorar heruntersetzen wolle. Er sagte mir dann: »Sie werden nächste Woche anfangen«. Ich äusserte den Wunsch, am folgenden Tag anfangen zu dürfen. Er lächelte, nahm eine Feder und frug nach meinem Namen*). Während er schrieb, sah ich mir sein Atelier an; er machte ein Gemälde für Versailles, welches den Aufruhr des Präsidenten Molé darstellte.

Tags darauf ging ich in das Atelier und setzte mich in die Reihe der Zeichner, weil er mich erst zeichnen lässt. Recht tröstlich war mir dabei, dass neben mir ein langer Mensch von wenigstens 30 Jahren sitzt, welcher viel schwächer ist als ich.

Dass ich so glücklich war, von diesen faulen Schreiern mit einiger Rücksicht behandelt und nicht zu ihrem Prügeljungen gemacht zu werden, habe ich mir wohl selbst durch den Umstand zu verdanken, dass ich ihnen aufs zuvorkommendste begegnete. Mehrere äusserten sich darüber recht zufrieden und zeigten sich als meine Gönner; als aber diese mich zum Singen aufforderten, bildeten sich zwei Parteien, die eine für, die andere gegen mich. Es hätte schlimm werden können, wenn es mir nicht gelungen wäre, alle Stimmen für den von mir angeregten Vorschlag (die Neulinge haben noch keine Stimme) zu vereinigen, dass ich mich auf der Violine hören lassen sollte. Am Schlusse des Stückes polterte man mit Stühlen und Staffeleien auf den Fussboden und vollführte in dieser den jungen Leuten eigenthümlichen Art von Beifallsbezeugung einen Höllenlärm. Dann ging die Violine von

*) Später (11. Juli 1845) schrieb Baudry an seine Eltern: »M. Drolling hat mich gefragt, was mein Vater treibe. Ich antwortete ihm mit einer Art Stolz, dass ich der Sohn eines Arbeiters sei, dass aber alle Eure Anstrengungen, mich in meinen Kunststudien zu unterstützen, unzureichend seien, weil Ihr ohne Vermögen und auf Eurer Hände Arbeit angewiesen seid und nur mit den Augen den Schritten des Kindes folgen könntet, auf welches Ihr Eure Hoffnung gesetzt.«

Hand zu Hand, da mehrere sich kundig erklärten. Man wollte einen Polka, aber die Herren Musiker waren dazu nicht geübt genug, man ging daher zum Bombardiren über und nun begann, um meinen Empfang würdig zu feiern, ein verteufeltes Gefecht, das sich über zwei Ateliers erstreckte, wobei Schemel, die Holzscheite, Staffeleien und Papierrollen im Raum umherflogen und unter anderen Schäden ein halbes Dutzend Glasscheiben an der Thüre zerbrachen. Und als man mich dann fragte: »Nun, Junge, wie gefällt dir das« ? sagte ich nicht, was ich dachte; denn ich zweifelte nicht, dass, wenn ich mein Missvergnügen hätte merken lassen, man mich, wie es einer der Taugenichtse vorgeschlagen hatte, an die Leiter gebunden hätte. Ich versichere Sie, dass meine Betrachtungen während dieses Unfugs sehr entmuthigend waren, und dass ich nicht begriff, wie bereits erwachsene Leute an so lächerlichen Dingen Gefallen finden können. Aber, um der Wahrheit gerecht zu werden, neben diesen Taugenichtsen gab es auch fleissige Leute, und diese waren es, welche die Ordnung wieder einigermassen herstellten.

Bei der Ankunft in Paris giebt man immer viel aus; so fand auch ich mich schon an einem Tag um 40 Francs erleichtert, indem ich 20 Francs für das Atelier und 20 Francs für die gemeinschaftliche Casse zu entrichten hatte. Auch hat die Reise mein Monatgeld ziemlich verringert, aber da ich 200 Franks mitgenommen, habe ich im Augenblick kein Geld nöthig. Cornelius hat mich in sein Zimmer aufgenommen, worüber ich mich sehr glücklich schätze; denn ich bin in der Nähe des Ateliers und erspare den Miethzins

Sagen Sie meinen Eltern nichts, dass ich 20 Francs Einstand gegeben habe, das würde sie beunruhigen.

Ihr Schüler

Paul Baudry.

Als die Kameraden*) ihn zum erstenmal sahen, schüchtern und ein wenig linkisch, bleich und zurückhaltend, kurz gewachsen und knapp in der

*) M. Olivier Merson giebt uns ein sehr lebendiges Bild von Baudry in dieser Epoche: »Vom ersten Tage an schied ich aus der Schaar der Schüler einen jungen Burschen aus, um einige Jahre jünger als ich, klein, untersetzt, den Kopf bedeckt mit sehr schwarzem, buschigem und glänzendem Haar und gekleidet, Gott weiss wie. Sein warmer von Verständniss funkelnder Blick unter den kräftigen Brauenbogen fesselte mich ebenso wie das feine Lächeln seines wohlgeformten Mundes. Gelegentlich drehte er mit mechanischer Bewegung die Härchen seines keimenden Schnurbartes, eine Gewohnheit, die er bis zu seinen

kurzen Kleidung der Vendée, die Haare gerade am Hals geschnitten und in die Stirn gekämmt, glaubten sie in ihm ein geduldiges Opfer ihrer Atelierscherze gefunden zu haben. Aber sie sollten bald anders denken. Der Neuangekommene imponirte ihnen bald durch sein bestimmtes Auftreten und seine ersten Erfolge: »Ich bin in Herrn Drolling's Atelier. Da ist es eben so schlimm wie in jedem anderen, überall reibt man sich an den armen Neuangekommenen. Aber ich, mein Lieber, ich bin gut durchgekommen. Sehr kurze Zeit nach meinem Eintritt hatte ich ein kleines Abenteuer, welcher viel Aufsehen machte, mir aber Ansehen einbrachte; es handelte sich ganz einfach um einen Fusstritt, den ich einem langen Kerl versetzte, der mir eine Ohrfeige geben wollte, und so waren wir quitt«*).

Der magische Name Paris hatte in der Ferne den jungen Baudry bezaubert, wie alle diejenigen, welche glauben, dort ihr Glück zu machen. Die Enttäuschung folgte bald; gewöhnt an ein freies Leben, an die stillen Spaziergänge mit dem Vater, an die Sorgfalt einer liebenden Mutter, empfand der Verbannte aus der Vendée bald die Enge und Vereinsamung in diesem Häusermeer und inmitten der vielen Fremden.

Welch' schroffe Veränderung! Ein Mansardenzimmer nach dem weiten Horizont auf dem Lande, die sitzende Lebensweise im Atelier nach der gewohnten freien Bewegung. Die ersten Briefe an seine Eltern schilderten lebhaft diese Enttäuschungen: »Auguste**) glaubt ohne Zweifel, dass es sehr unterhaltend sei, in Paris zu leben! Aber wie irrt sie sich! Ich wage mich nicht allein in unbekannte Strassen, und muss immer darauf achten, nicht erdrückt zu werden. Diese schmutzigen, schlammigen Strassen sind entsetzlich! Und dazu ein teuflischer Spektakel, der mich am Einschlafen hindert***).

letzten Tagen behielt. Wenig aber gut sprechend, war er sehr schlagfertig, zuweilen bissig, beobachtete scharf und fand das rechte Wort. Er redete überhaupt, wie er dachte. Wir plauderten gerne von seiner Heimath, welche ich in meiner Kindheit öfter durchwandert. Aus diesen und aus anderen Gründen wurden wir aus Kameraden bald Freunde«. (Le Monde illustré, 23. Janvier 1886).

*) Brief an M. G. Guitton, 23. Januar 1845. — M. G. Guitton, ein Landsmann Baudry's, folgte diesem bald nach Paris nach, um sich der Bildhauerkunst zu widmen. Er wurde während seiner Lehrjahre der intime Vertraute Baudry's, und seiner Güte haben wir die Mittheilung einer Reihe von Briefen zu danken, von welchen wir ausgedehnten Gebrauch machen werden.

**) Die älteste Schwester des Malers.

***) Brief an seine Eltern, 8. November 1844.

Einige Monate später*) kommt er auf die Gegensätze zwischen Paris und der Vendée zurück: »Ich bin noch nicht ganz in Paris eingewöhnt, stets erinnere ich mich mit unaussprechlicher Freude der Spaziergänge auf dem Lande und der untergehenden Sonne in der Vendée, ich höre den Gesang der Schnitter, ich athme die frische Luft der lautlosen Sommerabende ein; ich möchte mich wieder an Euern Tisch setzen, um das einfache Mahl, welches mir in der Einbildung so vorzüglich dünkt, zu geniessen. Diess alles hat für mich einen so grossen Reiz, dass ich mich in diese Träumereien versenke, welche mir jetzt die einzigen wahren Freuden, wenn auch mit Weh gemischt, sind«.

Baudry bewohnte Rue du Four-Saint-Germain 79 eine schlechte Mansarde, welche kaum sein unbedeutendes Mobiliar aufnehmen konnte: »Du musst wissen**), dass mein Zimmer kaum 10 Fuss lang und 5 Fuss breit ist. Mit dem Platz, den mein Tisch und mein Bett einnimmt, bleiben mir gerade noch 4 Fuss im Quadrat zum Bewegen. Wenn mein Ofen einmal gesetzt sein wird, muss ich mir überlegen, wie ich mir Bahn breche«.

Er schmückte sein armes Zimmer so gut er konnte: »Ich reservirte eine Wand für einige Bleifeder-Zeichnungen, welche ich noch bei Euch machte; an der andern Wand sind meine Pariser Studien und gegenüber die 14 Stiche, welche ich als Preis im Atelier erhalten hatte, so dass ich zu meiner Rechten die Vergangenheit, zu meiner Linken die Gegenwart und gegenüber die Zukunft habe«***). Die Jahresmiethe betrug 70 Francs.

Wie sollte er, ungeachtet der strengsten Oekonomie, mit den 100 Francs leben, über die er monatlich zu verfügen hatte. Das Atelier beanspruchte 20 Francs im Monate; die Materialien, Bleistift, Pinsel, Leinwand und Farben rissen eine weitere Lücke in seine Mittel, und auch die Kleidung verlangte ihren Theil. Was blieb da für die Nahrung? In diesem Punkte legte Baudry sich die härtesten Opfer auf. »Ich bin so sparsam wie möglich und gebe keinen Sou unnöthig aus, so sehr, dass ich sogar geizig werde; heute z. B. habe ich für 2 Sous gebratene Kartoffel und für 2 Sous Brot gegessen; und dennoch geht das Geld fort!†) Zum Glück traf von Zeit

*) Brief an seine Eltern, 9. Januar 1845.

**) Brief an M. G. Guitton, 6. Oktober 1845.

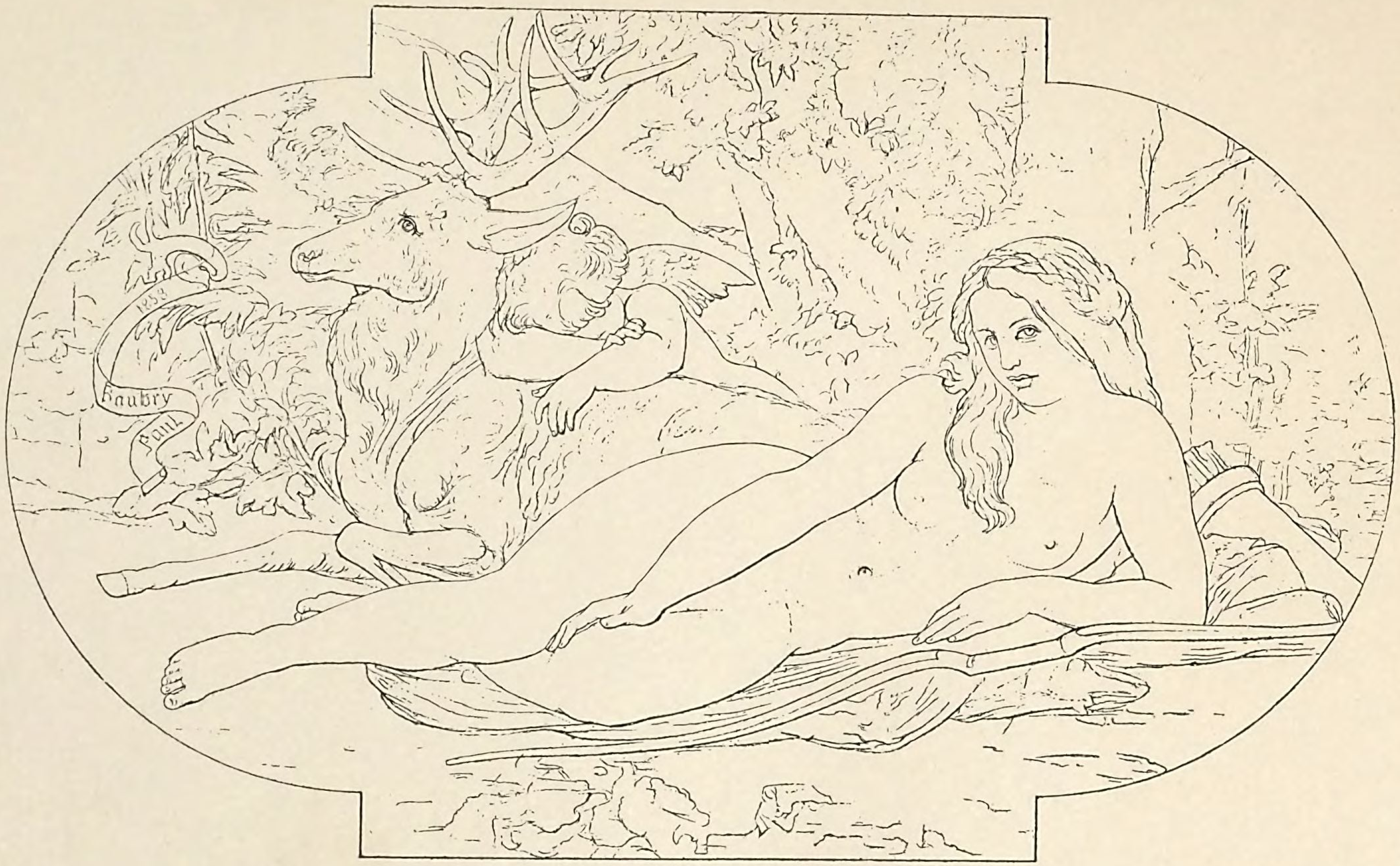
***) Brief an seine Eltern, 30. Juni 1845.

†) An dieselben, 12. Februar 1845.

zu Zeit eine erfreuliche Unterstützung in der Gestalt einer Sendung von Fischen, Hühnern, ja selbst Feldhühnern, von La Roche-sur-Yon ein. Trotz alledem blieb die Verpflegung karg bemessen: »Ich hatte Magenschmerzen, und ich weiss, woher sie kommen. Ich habe, weil ich fürchtete, Euch um Geld bitten zu müssen, unklugerweise die Sparsamkeit auf Kosten meiner Nahrung übertrieben«*).

Doch trug er seine Lage mit Ergebung: »Als Malerlehrling**) macht man sich seine eigene Philosophie, praktischer, nützlicher und nothwendiger als diejenige, welche man in der Schule lernt. Wir verstehen es, für 6 Sous wie mit 20 Sous zu Mittag zu essen; derjenige, welcher diesen Betrag überschreitet, ist nur ein Dilettant. Eines Tages habe ich mit den Maurern gefrühstückt, und des Abends sind wir alle ins Palais Royal zum Mittagessen gegangen. Oefters habe ich als Gegenüber meinen Stiefelputzer gehabt und aufgewärmte Fleischbrühe genossen. Weit entfernt, dass diese Berührung mich erniedrigt, finde ich darin nur eine Quelle für Studien und Beobachtungen. Um so beglückender, glaube ich, muss es sein, wenn man einmal berühmt geworden, an seine Jugend zurückzudenken, an die Mansarde, an einen Brief seines Freundes, an tausend Dinge, welche sich wohl in ihren ersten Eindrücken verwischt haben, aber doch durch das Geringste sich wieder beleben. Was meine Lebensweise betrifft***), will ich Dir zuerst sagen, dass wir im Grunde alle so ziemlich gleichmässig leben. Wenn ich thun kann, was ich will, stehe ich täglich, d. h. zu dieser Jahreszeit, bald nach 6 Uhr auf; ich stecke meine Nase in kaltes Wasser und bin dann hell wach. Und wenn die Sonne scheint, sollst Du sehen, welcher Genuss es ist, am frühen Morgen zu arbeiten und den Tag gut anzufangen. Man fühlt sich frisch, gut aufgelegt, man beginnt die Arbeit mit unbeschreiblichem Vergnügen. Ich mache alsdann Skizzen und andere Dinge bis kurz vor 7 Uhr. Zu dieser Stunde lege ich meine Blouse an und begebe mich ins Atelier, welches sich ganz in der Nähe, in Rue de Sèvres, befindet und frühstücke im Atelier, wie die meisten. Da man hiezu eine halbe Stunde Zeit hat, bleiben noch einige Minuten, an den Weisswaarenläden etc. etc. entlang mit einem Kameraden zu spazieren. Im Winter kauft man sich

*) Brief an seine Eltern, 5. Dezember 1845.
**) Brief an M. G. Guitton, 3. August 1845.
***) An denselben, 6. Oktober 1845.



DIANE

(Château de Chantilly.)

Hörnchen oder gebratene Kartoffeln um 10 Centimes, und man isst sie dort oder um den Ofen stehend. Dabei sind wir alle in der Blouse, denn Du, der Du Paris kennst, weisst, dass es nichts unreinlicheres, oder wie wir sagen, nichts »unaristokratischeres« giebt, als einen Maler. Die Atelierzeit ist von 7—12 Uhr, wobei des Modells wegen jede Stunde eine Viertelstunde Pause ist. Um 12 Uhr verlasse ich das Atelier und frühstücke wie ein vornehmer Römer, d. h. für 5 Centimes! Dann begebe ich mich ins Museum, welches ich um 4 Uhr verlasse, dinire, wo ich eben im Vorübergehen passende Gelegenheit finde, und mache mich darauf an meine Skizzen, mit welchen ich mich, wenn ich kann, bis 10 oder 11 Uhr beschäftige. Habe ich es so gemacht, bin ich zufrieden mit meinem Tagewerke. Freilich geschieht es nicht immer, wie es doch ohne Unterbrechung geschehen sollte. Schliesslich soll ich Dir ausser meinen Studien doch auch von meinen Vergnügungen sprechen. Ich habe deren nur wenige. Zunächst kannst Du Dir nicht denken, wirst es aber später erfahren, wie komisch es im Atelier zugeht. Für gewöhnlich unternehme ich auch des Sonntags nichts Nennenswerthes. In diesem Kapitel mit der Schöpfungsgeschichte übereinstimmend, beginne ich die Sonntagsheiligung mit einem schönen Spaziergang in Paris und zwar in der Altstadt zu einer Stunde, in welcher man erst aus den Federn kriecht oder noch im Hemde ist. Dann geht es in die öffentlichen Gärten, zu den Statuen, in die Museen, wohin ich unter der Woche nicht oft komme, und zu einer Menge anderer Dinge, eines ergötzlicher als das andere. Ich unterhalte mich so ganz gut am Sonntag, aber Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welcher Ungeduld das Vergnügen gemischt ist, wenn man Montags mit einer neuen Figur anfängt. Dienstag hat man noch Vergnügen daran, Mittwoch und die folgenden Tage hat man nur mehr Pflichteifer, denn die Schwierigkeiten machen einen ganz verzagt, so dass man endlich Samstags nach dem Montag seufzt, um zu einer neuen Figur zu kommen. So vergeht die Zeit, fliegen die Wochen, die Monate dahin, nicht ohne Befriedigung und Glück.«

Diese tiefe Liebe zu seiner Kunst, diese Begeisterung, welche selbst seine Niederlagen nicht schwächten, diese Beharrlichkeit in der Verfolgung seines gehofften Zieles, spricht sich in jeder Zeile seiner Briefe aus: »Ich habe noch sieben Jahre vor mir*), bis ich in das Alter des Malers trete,

*) Brief an seine Eltern, 6. Oktober 1845.

der den grossen Preis dieses Jahr erlangt hat, und welcher sich Benouville nennt. O mein Gott, welche Fortschritte kann man in 7 Studienjahren noch machen. Ich hoffe und gebe mich der Erwartung hin, und das ist eine meiner liebsten Freuden! Wie glücklich bin ich, erst 17 Jahre alt zu sein und schon in Paris studieren zu können, arbeiten, unaufhörlich arbeiten zu können in dieser erhabenen Kunst; je mehr ich vorankomme, desto mehr liebe ich sie! Mit welcher Freude setze ich Morgens meine Kohlenstifte, meine Bleie und Pinsel in Stand! Ich spitze sie recht fein, und gehe voll Vergnügen ins Atelier, wenn wir ein neues Modell haben. O! alsdann verspreche ich mir ein Kunstwerk zu fertigen, das ich mit den Augen verschlinge, ich mache mir schon meine Figur in der Einbildung.«

Mit dem Erfolge wächst die Begeisterung: »Ich begeistere mich immer mehr und mehr für die Malerei, ich erfasse sie mit meiner ganzen Seele, mit meinem ganzen Leben. O ja, meine Kunst ist eine erhabene Kunst; ich fühle mein Inneres erbeben, wenn ich an die weite, glänzende Zukunft denke, welche sich dem Geiste eines Siebzehnjährigen erschliesst. Wenn Gott mich beschützt, wird sich mein Talent entwickeln und einen Namen erringen. Ich fühle diess an dem Eindruck, den mich jedes Meisterwerk empfinden lässt; in diesen Momenten durchdringt mich die Versenkung in das Erhabene und macht mein Herz erbeben. Wie sollte ich nicht auf meinen glühenden Ehrgeiz hoffen, der mir das Herz wie Stahl stärkt? Ja, meine guten Eltern, hoffen wir! Uebrigens, je weiter ich vorankomme, — ich habe ja nicht nöthig, vor Euch bescheiden zu sein, weil ich Euch nur die Wahrheit sage, — je mehr ich vorankomme, desto mehr Hindernisse sehe ich; aber statt dass mich dieselben entmuthigen, reizen sie mich, feuern mich an, und ich überwinde sie in einem Anlauf«*).

Dieses Leben emsigen Strebens wurde durch keine Zerstreuung unterbrochen. Nach Paris gekommen, um die Malerei zu erlernen, lässt er sich nicht von seinem Ziele abbringen. »Ich brauche nicht überwacht zu sein, schrieb er seinen Eltern**), um mich gut aufzuführen. Ihr versteht, dass es eine Gewissenlosigkeit ohne Gleichen von mir wäre, wenn ich dieses Geld in Ausschweifung vergeuden und dadurch meine Zeit verlieren würde, und ich hoffe, dass Ihr so viel Vertrauen in mich setzt, um niemals so Schlimmes

*) Brief an seine Eltern, 24. Februar 1846.

**) 30. November 1844.

von mir zu denken.« Und noch später: »Glaubst Du wohl*), dass ich während der $2^1/_2$ Monate, die ich in Paris bin, nie ins Theater und nur einmal, und zwar aus Studiengründen, auf einen Ball gekommen bin? Das wird Dir lächerlich vorkommen, Dir, für den Paris ein Paradies war; aber ich sage Dir, dass ich Entschädigung finde in der Arbeit. Freilich fühle ich mich auch manchmal entmuthigt, aber die Hoffnung hält mich aufrecht.«

Anfälle von Entmuthigung waren ihm in der That keineswegs erspart, aber tröstliche Zukunftsträume mässigten deren Bitterkeit. »Ich bin doch erst im Frühling meines Lebens**), und dennoch scheint mir nicht alles im rosigsten Licht; ich mache mich auf viele Sorgen gefasst und will die Resignation stets bewahren, welche mir über den Schmerz, von Euch getrennt zu sein, hinweghilft! . . .«

»Du fragst mich***), was ich denke, ob ich Hoffnungen habe. Wen giebt es, der sie mit sechzehn Jahren nicht hat? Aber glaube nicht, dass ich wie L bin; obwohl ich mich den Fantasien meiner Einbildung hingebe, hindert es mich nicht, der Wirklichkeit ernst ins Auge zu blicken. Das erfüllt mich oft mit unbeschreiblicher Traurigkeit o mein Freund!†) Wie viel Kraft und Muth brauchen wir, um den Strom des Lebens entlang zu schiffen, wie es die Dichter sagen! Nur legen wir den Weg nicht in einer Barke, beim Klang der Leier und Blumen streuend, zurück. O nein! denn es ist ein wilder Strom und wir müssen ihn durchschwimmen! Mein armer Freund!††) Ich kann es nur achselzuckend hinnehmen, wenn Du von meiner glänzenden Zukunft sprichst! Ich weiss nicht, wie Du darüber denkst, aber ich weiss nur, dass Du sie nicht von demselben Gesichtspunkt, wie ich, siehst! Denn ich habe die traurige Aussicht, eines Tages auf dem Pflaster von Paris zu sitzen. Aber was liegt mir daran, ich werde alles überwinden. Ich bin jetzt glücklich, sehr glücklich; doch das hindert mich nicht, ernst in die Zukunft zu schauen! Fort mit den traurigen Gedanken; wie gerne wollte ich Geld verdienen, so dass ich selbst für mich sorgen könnte: ich gestehe, es giebt nicht leicht eine traurigere Lage, wie die

*) Brief an M. G. Guitton, 21. Januar 1845.
**) Brief an seine Eltern, 27. Oktober 1844.
***) Brief an M. G. Guitton, 21. Januar 1845.
†) An denselben, 11. Juni 1845.
††) An denselben, 24. Februar 1845.

meine. Aber die Hoffnung richtet mich immer wieder auf! Ueberdiess haben uns grosse Talente diesen Weg gezeichnet und die Armuth ist unzertrennlich von der Lehrzeit der Malerei.«*)

Zuweilen erlahmten unter dem Missgeschick der Gegenwart die süssen Erwartungen und die goldenen Träume, zuweilen aber besiegten auch die glänzenden Zukunftsaussichten die traurige Wirklichkeit der Gegenwart. Immer aber lagerte ein Schatten von träumerischer Melancholie über der Mischung von Hoffnung und Furcht, von berechtigten Erwartungen und bitterer Entsagung.

»Mein lieber Freund,**) mit welcher Freude lese ich immer wieder die letzten Eindrücke, von denen Du mir sprachst. Ich fühle die Uebereinstimmung Deiner Empfindungen mit den meinen; ich, der ich Dich verstehe, fühle das Ungreifbare der Träumereien Deiner Seele. In solchen Momenten verlässt sie diesen armen Körper, den sie erleuchtet; der Gedanke gesellt sich bald hinzu, und sie steigen vereint in eine höhere Sphäre. Sowie die Luftschiffer in einem Zuge Flüsse, Städte und Wälder überschauen, so sehen auch unsere Reisenden die Reihen von wimmelnden Wesen, welche unsere Erde bevölkern, sie sehen auf einmal Vergangenheit und Zukunft; unsere Illusionen, unsere Enttäuschungen eilen an ihnen vorüber, wie die vom Gewitter getriebenen Wolken; sie sehen nur einen Augenblick das Erhabene, um im Momente, in welchem wir sie zu haschen wähnen, wieder zu zerfliessen. Dann kommst Du mit einem Mal zu Dir. Du fühlst Deinen Puls schlagen; Du verstehst, dass Du in diesem Gedränge, welches Du von der Höhe gesehen, nichts bist. Jemand hat gesagt: Um dieses Gedränge zu durcheilen, muss man die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel haben. Dieses Bild ist gut, aber unmöglich! Das Genie selbst dringt nur durch Seelenstärke und edle Ausdauer durch. Ja, der muthige Mann ersteigt diesen steilen Weg des Ruhmes nur mit viel Schweiss, wie viel Muth ihm auch der Himmel verliehen, und die Studien bleiben immer seine Führer! Aber soll ich es aussprechen? Ja, Du musst alles wissen! Manchmal ermüden und entmuthigen die Studien! Welch' starke Seele muss man haben, um zehn Jahre lang einerseits den Trieb zum Genuss, anderseits die Entmuthigung zu bekämpfen! Zehn Jahre opfern in dem Streben nach Ruhm

*) Brief an seine Eltern, 21. März 1845.

**) Brief an M. G. Guitton, 24. August 1845.



[illegible] auf! Ueberdiess [illegible] die Armuth ist un-[illegible]

[illegible] Gegenwart die süssen [illegible] besiegten auch die [illegible] der Gegenwart. [illegible] Melancholie über der [illegible] Erwartungen und [illegible]

[illegible] immer wieder [illegible] Ich fühle die Ueber-[illegible] der ich Dich ver-[illegible] In solchen [illegible] nur Gedanke [illegible] Sphäre. [illegible] Wälder über-[illegible] schwebenden [illegible] Vergangenheit und Zukunft, [illegible] vorüber wie die [illegible] das Erhabene, [illegible] wieder [illegible] Deinen [illegible] Du [illegible] Gedränge [illegible] haben. [illegible] durch Seelen[illegible] ersteigt diesen steilen Weg [illegible] Muth ihm auch der Himmel [illegible], und die Stu[illegible] immer seine Führer! Aber soll ich es aussprechen? Ja, Du [illegible] wissen! Manchmal ermüden und entmuthigen die Studien! [illegible] Seele muss man haben, um zehn Jahre lang einerseits den Trieb zum [illegible], anderseits die Entmuthigung zu bekämpfen! Zehn Jahre opfern [illegible] dem Streben nach Ruhm

*) [illegible] 1845.

**) [illegible] August 1845.



Peint par Paul Baudry. *Photogravure Boussod, Valadon & Cie*

LÉDA

(A Mme de Villeneuve)

LIBRAIRIE D'ART LUDOVIC BASCHET ÉDITEUR, PARIS

und Glück, ohne die positive Gewissheit weder von dem einen noch vom andern zu haben! Die Zukunft ist für mich so schrecklich*), dass, wenn ich lange darüber nachdenke, ich traurig, sehr traurig bin, und in diesen Augenblicken suche ich mich zu betäuben. Gewöhnlich gegen Sonnenuntergang habe ich Zeit, daran zu denken! Ich stelle mich alsdann so vor meinem Dachfenster auf, dass dieses einen kleinen Theil des blauen vom Abendroth angehauchten Himmels umrahmt. Ich rauche sechs bis sieben Cigaretten, dazu den Himmel betrachtend; halte alle die Unruhen, alle Sorgen von mir ferne, und schwimme in den Wolken meiner Erinnerungen und meines bescheidenen Glücks. Beim Herannahen der Nacht werden meine Ideen verwirrt; ich betrachte und sehe doch nichts, ich denke nicht mehr, vergesse mich ... Wenn ich ganz hoffnungslos werden sollte**), so bleiben mir, falls ich den Muth nicht völlig verliere, noch Mittel und Wege. Aber ich hoffe, dass dieser Augenblick niemals kommen wird. O ja, ich werde immer Hoffnung haben, so lange das Herz mir schlägt. Es nützt mich nichts, an das zu denken, was Du mir gesagt hast; denn so oft ich an die Zukunft denke, verdüstern sich meine Gedanken. Das sind meine schwarzen Wolken, und meine beste Philosophie kann sie nicht vertreiben Aber warum immer schwarz sehen? Ich bin ungerecht! Das Glück hat mich soeben ein wenig angelächelt!***) Das ist es wenigstens, was Du so gütig

*) Brief an M. G. Guitton, 30. Juni 1845.

**) An denselben, 3. August 1845.

***) Dieses kleine Lächeln des Glückes bezieht sich auf eine Unterstützung im Betrag von 600 Francs, welche der Provinzrath der Vendée spendete. Das Gesuch war von M. Gauja, dem Präfekten des Departements, unterstützt worden, an welchen auch Baudry am 21. Okt. 1845 ein Dankschreiben richtete (vgl. Belegstück III). Gleichzeitig hatte der junge Künstler auch an M. Moreau, Maire von Roche-sur-Yon, den warmen Ausdruck seiner Erkenntlichkeit gesandt (vgl. Belegstück IV). Diese Ergänzung der Pension war von Paul Baudry, dessen künstlerische Anfänge in Paris immer durch Geldverlegenheiten getrübt waren, mit Ungeduld erwartet worden. Der Bezug und die Mehrung dieser Unterstützungen war für ihn eine Frage auf Leben und Tod. Und mit welcher Freude empfing er die Nachricht von dieser Bewilligung. »Ich war in grosser Aufregung, seit ich wusste, dass der Provinzrath zusammengetreten sei. Ich hatte mich auf ein ungünstiges Ergebniss vorbereitet und schon meinen Entschluss gefasst, als ich den glücklichen Brief empfing; als ich die Handschrift von M. Sartoris erkannte, zweifelte ich nicht, dass die Entscheidung darin enthalten sei. Ich nahm den Brief: aber ich versichere Euch, dass mir das Herz heftig schlug, als ich meine Etagen emporkletterte; in meinem Zimmer angekommen, legte ich den Brief auf den Tisch und fragte mich, ob ich, was auch kommen möge, den Muth habe, jedes mögliche Schicksal zu ertragen; und als ich mir diess mit Festigkeit versprochen, riss ich das Couvert auf:

warst, mich zu lehren! Ach! mein Gott, vielleicht kommt es eines Tags, um sich mir von der günstigen Seite zu zeigen. Wer weiss! Vielleicht nennt man einmal Guitton wie man jetzt Pradier, und Paul Baudry, wie man jetzt Paul Delaroche nennt!

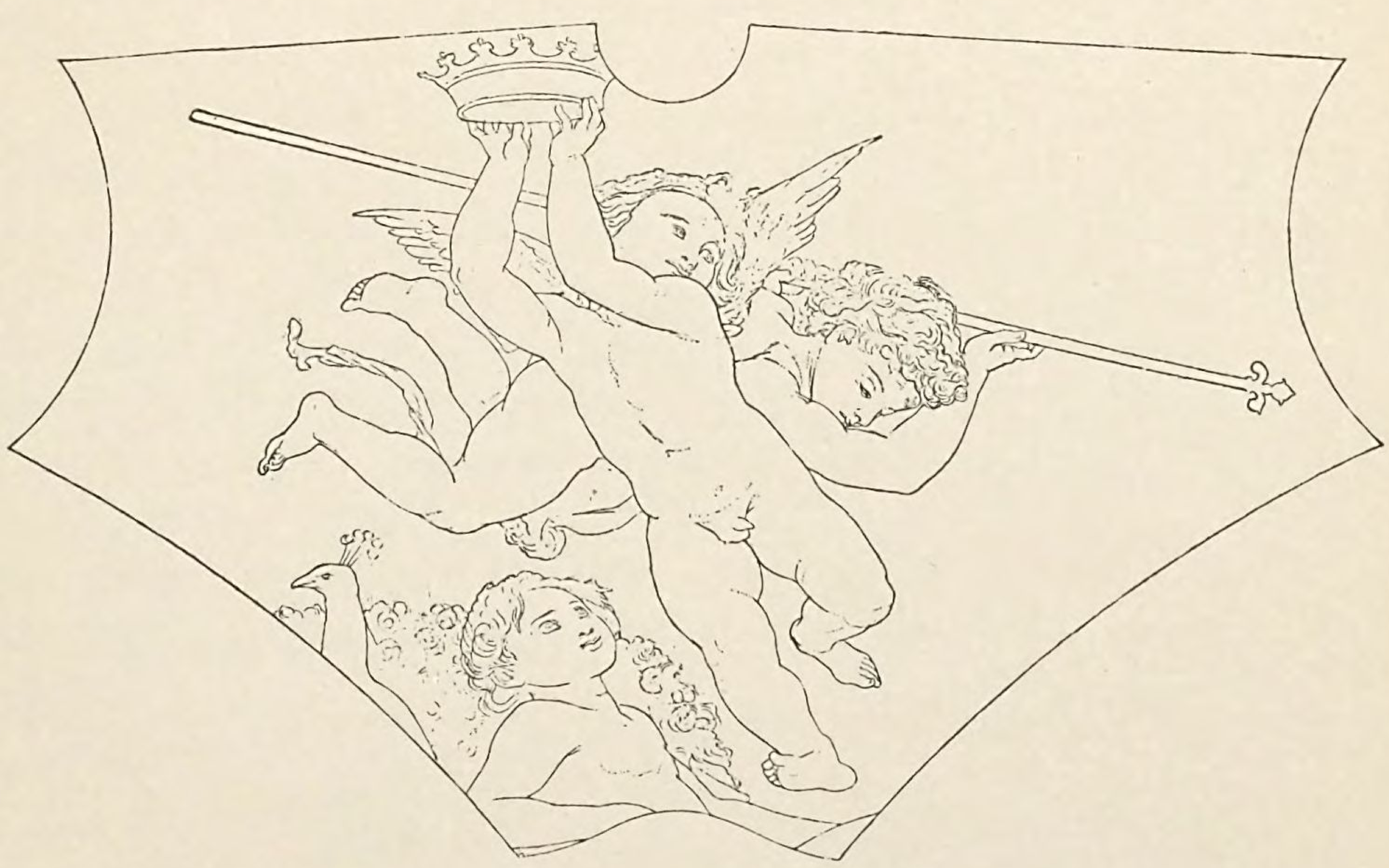
Zuweilen fliegt der Gedanke des jungen Schülers nach den zwei Mutterländern der Kunst, nach Griechenland und Italien, und er ruft aus: »Ich sehe uns oft in meinen Träumen, alle zwei, gegen Abend, wie wir auf Ruinen sitzen, inmitten einer unendlichen, von der Sonne Griechenlands ausgetrockneten Ebene. Wir sind inmitten der Trümmer von Sparta; unsere Füsse sind vom Staub dieser klassischen Erde bedeckt; wir haben unsere Album und Reisetaschen auf ein Grabmal niedergelegt. Beim Anblick dieser zertrümmerten Säulen, dieser von Dornen bedeckten Kapitäle, dieser noch stehenden Säulengänge und dieses grossartigen Gesammtbildes; beim Anblick der Wirkungen der untergehenden Sonne, welche sich in den frischen und klaren Gewässern des Eurotas und Ilissus wiederspiegelt und deren Gemurmel das einzige Geräusch ist, das in der Ruhe und Grossartigkeit dieser Ruinenwelt vernehmbar wird, sind wir in tiefes Schweigen versunken. Aus diesen Thoren traten die 300 Helden der Thermopylen; diesen Boden betraten sie zum letzten Mal, als sie bewaffnet für ihr Vaterland zu sterben schworen. Dort war der Hauptplatz: ehemals wurde er überfluthet von den Wellen eines mächtigen Volkes. Jetzt unterbricht seine Stille nur der Schritt des Reisenden oder Künstlers, welcher sich auf den Stufen der Tribune niederlässt, um erhabene Gedanken zu sammeln! Wer hat denn diese grosse Stadt vernichtet, zertrümmert? Die Zeit, die Zeit ist über sie hinweggegangen! Sie hat ihre Tempel, ihre Säulengänge dem Boden gleichgemacht! Sie hat alles und selbst das Marmorgestein zerstört! Die Zeit ist auch über die grossen Männer jener Zeit hinweggegangen. Aber sie war machtlos gegen ihre Unsterblichkeit! Das Andenken an Phidias, Apelles, Praxiteles hat Jahrhunderte überdauert und ist bis zu uns gelangt. Auch wir werden vergehen und Niemand wird unsern Namen kennen! Ach! die Unsterblichkeit, welch' blendende Krone! Ja,

o Glück! die zwei ersten Zeilen eröffneten mir bereits Alles, was ich kaum zu hoffen wagte. Mein Gott! So steht mir also die Möglichkeit offen, an mein Ziel zu gelangen. Ja, ich kann jetzt wieder Vertrauen hegen, denn es ist jetzt beinahe sicher, dass man mir noch einige Zeit den Unterhalt gewähren wird.« (Brief an seine Eltern, 9. September 1845).



ATTRIBUTS DE JUPITER

(Château de Chantilly.)



ATTRIBUTS DE JUNON

(Château de Chantilly.)

welcher Mensch würde nicht um diesen Preis die schrecklichsten Qualen erleiden, oder welch' menschlicher Genuss könnte diesen stürmischen Regungen der Seele gleichkommen, welche sich mit allem verbinden, was es Köstliches für die Sinne giebt.«

Freilich sind diese wiederbelebten Erinnerungen an das klassische Griechenland nicht minder als die Betrachtungen über die Unsterblichkeit welche der Ruhm den Wissenschaften und Künsten giebt, schon lange Zeit eine Art Gemeingut geworden! Man erkennt darin den Einfluss der pseudoklassischen Landschaften der Zeit, und besonders einen Wiederhall jenes mehr deklamatorischen als überzeugten Enthusiasmus eines Châteaubriand und seiner Schule. Aber vielleicht scheint diese in die Mode gekommene Bewunderung hier verjüngt durch eine bemerkenswerthe Wahrhaftigkeit des Ausdruckes, durch die Sprache einer jungen und warmen Begeisterung. Und wenn man denkt, dass derjenige, welcher diese Zeilen geschrieben hat, ein erst sechzehnjähriger Junge war, der keine andere litterarische Vorbildung hatte, als den bescheidenen Unterricht einer Volksschule, so ist man über die fliessende Feder, über diese harmonische Leichtigkeit, über diese glückliche Einbildungskraft, welche seine schönen Träume in Farbe setzt und in dem künftigen Maler gewisse Stilanlagen verräth, erstaunt. Uebrigens bezeugen auch andere Proben diese Baudry von vornherein eigene Gabe zu schreiben, unterstützt und gepflegt durch fortgesetzte und gewählte Lektüre.

Die wenn auch noch ferne Aussicht auf Ruhm musste die oft sinkenden Kräfte des jungen Kindes der Vendée wiederbeleben. Am meisten aber half ihm über diese erste Prüfungszeit die Hoffnung hinüber, seinen Gönnern Ehre zu machen und seinen geliebten Eltern ein friedliches und ehrenvolles Alter zu sichern: »Ich habe so sehr das Verlangen empor zu kommen und dessen mich würdig zu zeigen, was man an mir gethan hat!« *) . . . »Ich eile dem Glück nach, **) weniger für mich, als um es denen zu verschaffen, die ich liebe. Ich werde es vielleicht erreichen, vielleicht aber auch, ich verhehle es mir nicht, niemals glücklich werden!« . . .

So schrieb er auch an seine Eltern (16. März 1845): »Wenn der Muth mir fehlte, so würden die Zeilen aus Eurer Hand mich wieder stärken.

*) Brief an M. G. Guitton, 28. Januar 1845.

**) An denselben, 24. August 1845.

Ihr sagtet mir, dass jener Brief, in welchem meine ganze Seele sich ergoss, Euch mit Zufriedenheit erfüllte, und dass Ihr im Lesen desselben die Erholung von der Arbeit fandet. Darum wünschte ich auch unwillkürlich unter die ersten der Malschüler vorzurücken, will es mir aber doch nicht in den Kopf setzen, und will nicht daran denken, denn wenn es mir nicht gelänge, wäre meine Muthlosigkeit noch viel grösser!« —

Immer wieder kehrt er auf seine Zukunftspläne zurück, welche mit der Hinneigung zu seiner Familie untrennbar verbunden erscheinen: »Mein guter Vater,*) ich bin kein Kind mehr, nicht mehr der Paul der Volksschule, o, nein. Jetzt sehe ich die Welt, ich begreife mein Ziel; ich strotze von Jugend und Gesundheit und ich fühle mich unaussprechlich vom Ehrgeiz, von Feuer und Ausdauer fortgerissen. Ach, mein Gott, wie sollte ich das Recht mich zu beklagen haben? Ich fühle in mir den Keim zu schönen Dingen, mein Lehrer hat Interesse an mir, der Zufall begünstigt mich, und ausserdem habe ich einen Vater, eine Mutter, eine Schwester, welche ich unaussprechlich liebe, und von denen ich geliebt bin. O nein! mit so festen Stützen wird mir der Muth niemals fehlen, so lange es nur von mir abhängt, das schwöre ich Dir!“ —

Was ihn am meisten bei seinem Erfolge im Atelier und in der Schule beglückt, das ist die Freude, die er den Seinigen bereitet: »Ich überlese noch einmal die Zeilen, die Du mir geschrieben, und welche in mir eine Bewegung hervorgerufen haben, deren Tragweite Gott allein kennt. Ja, ich sehe Euch alle um den kleinen Tisch sitzen, ich verstehe die Empfindung, welche Euer Herz bewegt; auch das meine schlug laut vor Wohlbehagen und Glück bei dem Gedanken, dass mein Brief Euch diese Freude bereitet hat und Euch einmal wenigstens das Herz in Zufriedenheit und Freude beruhigte. Herrn Sartoris verdanke ich dieses Glück; ich danke ihm tausendmal dafür!« Für sie allein hofft er reich zu werden: »Ich habe die Ueberzeugung, dass ich eines Tages reich sein werde, und ich werde Euch reichlich vergelten, was Ihr für mich in Unruhe, Güte und Hoffnung geopfert habt.« **)

Uebrigens hat er immer sein Auge auf jenes Haus in der Vendée gerichtet, welches seine Liebsten beherbergte. Seine Briefe athmen diese

*) Brief an seine Eltern, 6. Oktober 1845.

**) An dieselben, 18. Januar 1846.

tiefe und vorherrschende Empfindung; man begegnet auf jeder Seite diesem natürlichen und ungezwungenen Kultus für seine Familie, der zärtlichen Liebe zu den Eltern, der Sorge für die Ruhe ihres Alters, dem Rückblick auf die harte Vergangenheit, und überdies der Sorge für die Kleinen und deren Zukunft, kurz Allem, was sich von dem hingebendsten und zartfühlendsten Sohne, von einem liebenden und uneigennützigen Bruder denken lässt.*) Schon in früher Jugend hat er für die Seinen die wärmste Besorgniss und die Sorgen eines Familienoberhauptes; später war er immer bereit, durch die That seinen Rath zu unterstützen.**) Er sorgte vorzugsweise für sein um zehn Jahre jüngeres Brüderchen Ambroise, dem er ein zweiter Vater ward. Für diesen Lieblingsbruder ist seine Zuneigung ohne Grenzen. Er beschäftigt sich mit dessen Studien, dessen Zukunft, selbst mit seinen Spielen, er sandte ihm von Paris Spielzeug, Farbenkästen, deren Preis er aus seinem ungenügenden Einkommen vorweg zurückgelegt hatte: »Ich bin glücklich zu wissen, dass Ambroise so entzückt war über seine Spielsachen; er soll Gewinn für eigene Erfolge daraus ziehen; sagt ihm, dass ich Euch geschrieben, dass, wenn er fleissig ist, ich ihm viele schöne Dinge mitbringen werde.« †) Er verfolgt aus der Ferne mit zärtlicher Aufmerksamkeit die ersten Studien des kleinen Bruders. Als er seine erste Preismedaille in der Akademie erhielt, sandte er sie nach Roche-sur-Yon, und empfahl, »dass man sie dem kleinen Ambroise zur Ermuthigung sehen lassen solle.« ††)

Er corrigirte die Versuche seines jungen Bruders, und zu diesem Zweck sandte er ihm seinen Rath, welcher die seltene Reife seines Geistes bezeugte: »Ich bin davon sehr befriedigt,†††) dass mein Ambroise die Idee gehabt hat, mir seine Zeichnungen zu schicken. Er hat viel Fortschritte gemacht; aber, ich lasse ihm vertraulich sagen, dass er mich hintergehen will; ich glaubte, im Kopfe Agrippa's Dinge zu bemerken, welche nicht von ihm sind. Im Auge wenigstens finde ich einen geübteren Bleistiftstrich, welcher mir eine viel sicherere Hand, als die seinige, verräth,

*) Brief von M. Ambroise Baudry an den Verfasser. Cairo, 12. Mai 1884.

**) M. le Vicomte Delaborde a. a. O.

†) Brief an seine Eltern, 18. Januar 1886.

††) An dieselben, 3. Dezember 1846.

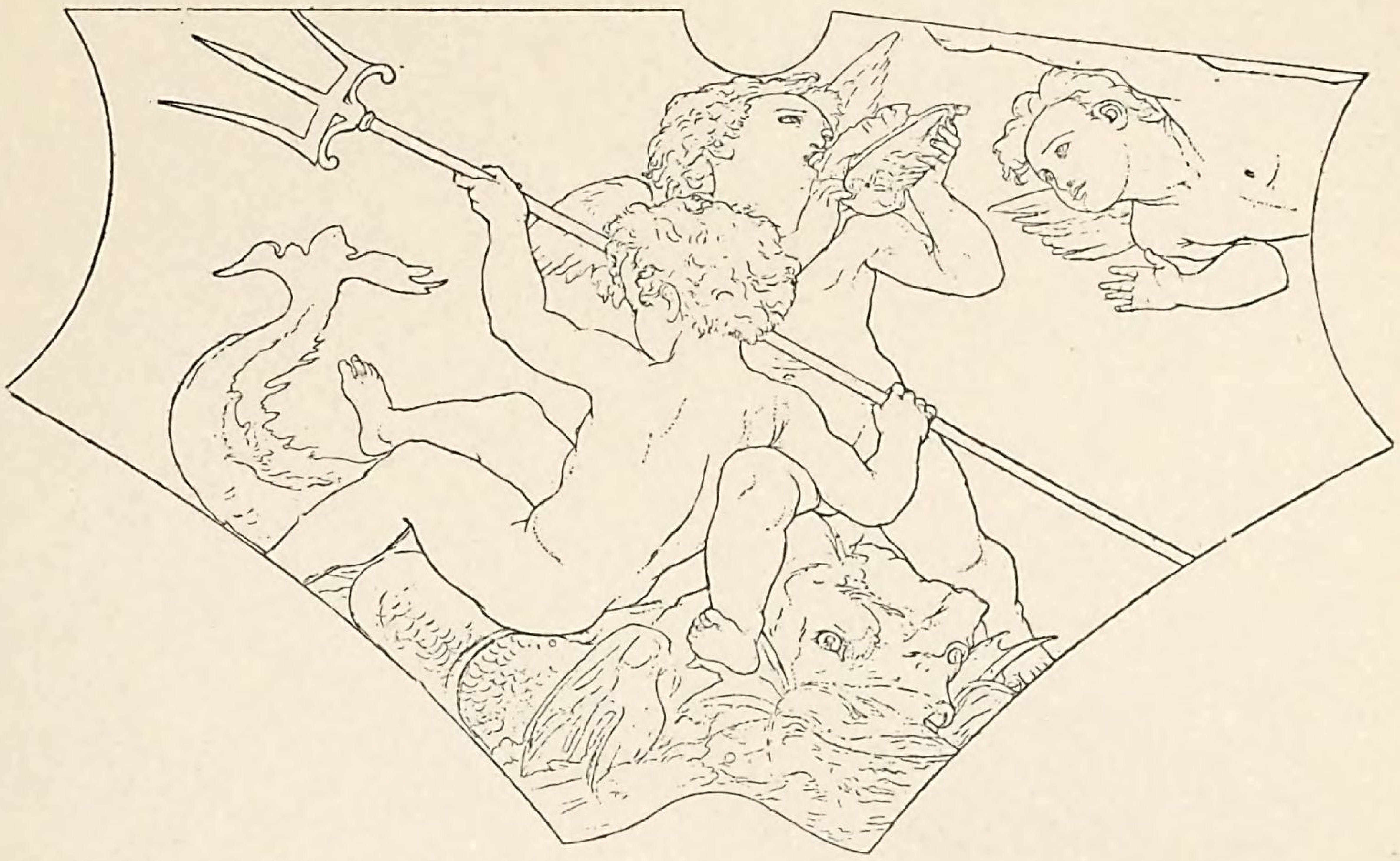
†††) An dieselben, 1. Mai 1847.

besonders wenn ich den Agrippa vergleiche mit dem andern Kopf des jungen Römers, der viel naiver, obwohl weniger gut gemacht ist. Die Naivetät aber ist eine Eigenschaft, welche alle haben, aber wenige zu erhalten wissen; sie ist die Quelle aller andern, ich weiss das von mir. Ich vertraue übrigens auf Herrn Sartoris, welcher verhindern wird, dass er raffinirt arbeitet, statt in naiver und einfacher Art. Dieser Fehler, welcher bei einem vollendeten Manne keiner mehr ist, heisst dann: Geschicklichkeit und Technik, welche seine andern schönen Eigenschaften unterstützt, aber für meinen kleinen Ambroise wünsche ich das jetzt noch nicht, denn ich erinnere mich, dass mir Herr Sartoris sagte: »Der Chic ist eine Klippe, an welcher man scheitert.« Er hat noch nicht genug Verstand, um dieses ganz zu verstehen; aber glücklicherweise hat er einen guten Lehrer.« *)

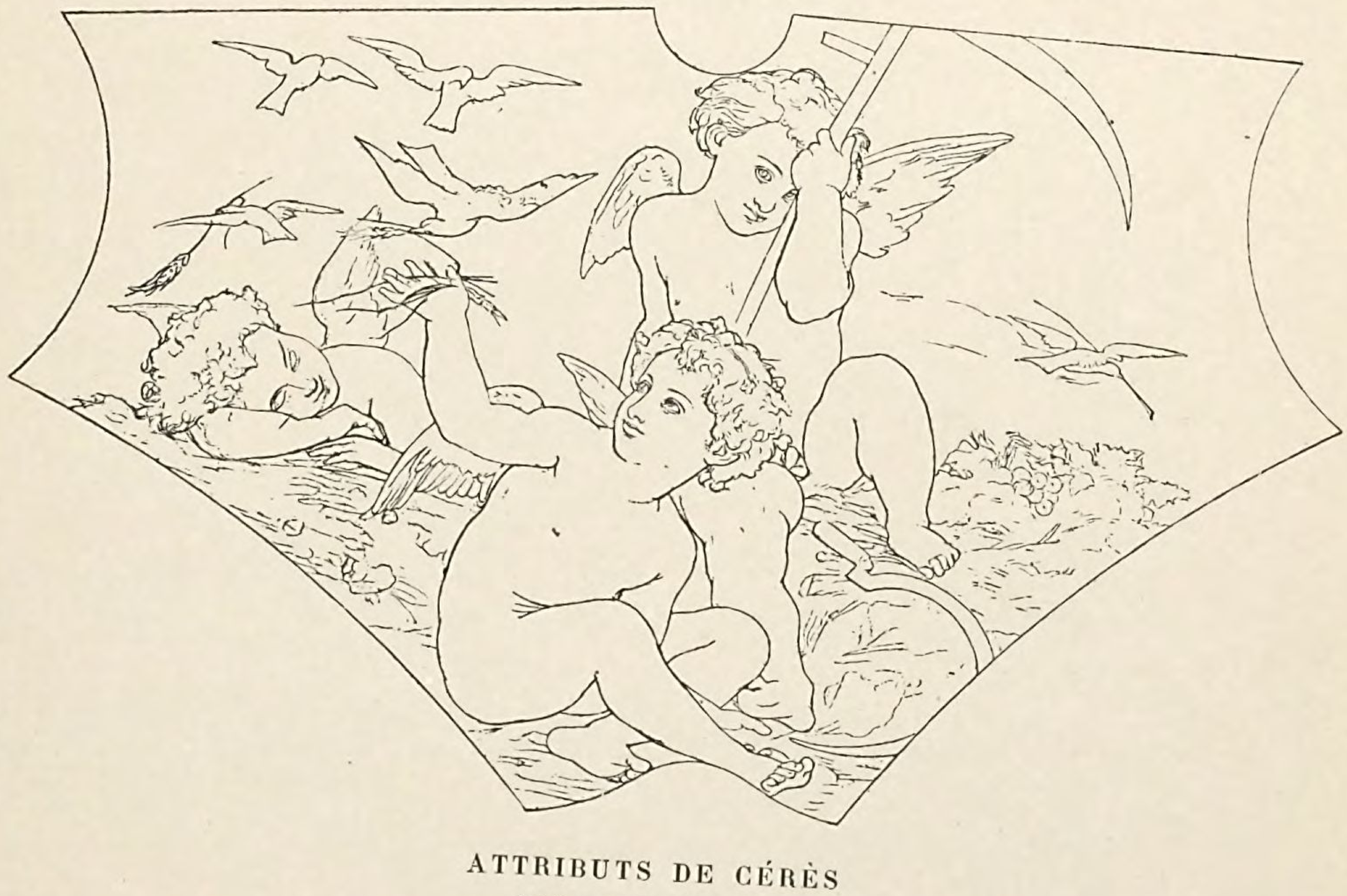
Von dieser zärtlichen und fürsorglichen Zuneigung bewahrte der Bruder, der würdige Gegenstand derselben, eine enthusiastische Erinnerung, ihn liebend, respektirend, bewundernd, diesen Aelteren, seinen »Heros«, wie er ihn nannte. Indem er uns diese werthvollen Briefe seines grossen Bruders schickte, schrieb er uns: »Es ist mir ein unsagbarer Reiz, diese vergilbten Blätter zu durchgehen, deren Schreibweise durch Form und Sprünge das intime Verhältniss dieser eigenartigen und schönen Seele bezeugt, welche ich aus freier Wahl lieben würde, wenn ich sie nicht aus Naturtrieb und Verwandtschaft verehrte.« — »Diese Seiten«, sagt er weiterhin, »athmen Redlichkeit, Energie, Ungezwungenheit und ein wahrhaft weibliches Zartgefühl; sie sind die Abzeichen seines Adels, die Urkunden unserer Familien, und stolz werde ich sie auf meine Kinder übertragen, damit sie auch ihnen zur Richtschnur und zum Führer dienen. Das ist meine Empfindung. Sie scheint Ihnen vielleicht ein bischen hochgegriffen und ziemlich naiv; aber was wollen Sie, ich huldige eben dem Bruderkultus, den ich mit etwas Fanatismus treibe.«

Kaum ins Atelier getreten, macht sich Baudry eine fortgesetzte, ernste Thätigkeit, eine unbeugsame Arbeitsamkeit zur Pflicht, und erfüllt sie mit einer für einen Jungen seines Alters erstaunlichen Entschlossenheit. Sein strenger Charakter und sein reger Verstand ordneten sich wenig den geräuschvollen Gebräuchen seiner Kameraden unter: »Der Lärm, den man

*) Später, von Rom aus, sendet er bezüglich der Zukunft seines jüngeren Bruders Rathschläge, wie sie nur frühreife Erfahrung diktiren konnte. (Vgl. Belegstück V.)



ATTRIBUTS DE NEPTUNE
(Château de Chantilly.)



ATTRIBUTS DE CÉRÈS
(Château de Chantilly.)

im Atelier macht, drückt mich nieder und ermüdet mich; und die Deklamationen oder die Modelle, welche sich sehen lassen, oder jene, welche ihren Wochenlohn verlangen, die Gassenhauer, auch die komischsten ihrer Art, sind mir unangenehm und langweilen mich.« All' seine Gedanken drehen sich um ernste Dinge, um das Ziel, das er zu erlangen strebte. Von dem Wunsch angeregt, die Hoffnung seiner Gönner und seiner Familie zu rechtfertigen, ungeachtet gewisser Misserfolge auf sich selbst vertrauend, ging er, die Augen auf sein Ziel gerichtet, seinen rauhen und schweren Weg, ohne einen Augenblick von demselben abzuweichen.

Die Erfolge kommen ziemlich schnell. In der Monats-Prüfung im November 1844 wurde er unter 18 oder 20 Mitschülern der sechste. Am 16. Januar 1845 schrieb er seinen Eltern: »Es scheint, dass es schon im vergangenen Jahre nur einer Zeile bedurft hätte, um die Aufnahme in die Loge zu erlangen; Mr. Drolling selbst hat es einem meiner Kameraden gesagt, welcher es mir einige Tage später mittheilte, aber ich habe trotzdem nicht genug Vertrauen und Sicherheit, denn ich weiss recht gut, dass ich selbst dieses Jahr ohne besonderes Glück keinen Erfolg habe. Ich bitte Euch, nicht zu sicher darauf zu rechnen; ihr spart Euch damit eine Enttäuschung und ich möchte, dass Ihr keine höheren Erwartungen hegt, als ich selbst. Vielleicht ist es nicht einmal ein Unglück. Vergangene Woche zeichnete ich nach der Antike die Gruppe Castor und Pollux, welche Herr Sartoris kennt. Ich brachte sie Herrn Drolling: er war sehr zufrieden damit. Doch war meine Freude nicht ohne bitteren Beigeschmack, denn ich habe gesehen, wie einige Kameraden engherzig genug waren, wegen den schmeichelhaften Ermuthigungen, welche Mr. Drolling mir sagte, mir einige spitze Bemerkungen hinzuwerfen. Um nicht eben so kleinlich zu sein, wie sie, that ich, als bemerkte ich es nicht, aber innerlich that es mir wehe: ich hatte geglaubt, auf eine wahrhafte und aufrichtige Freundschaft bei einigen meiner Kameraden rechnen zu dürfen.«

Die tägliche Arbeit im Atelier liess ihm wenig Musestunden. Er fand jedoch einige Stunden, den Louvre zum Copiren zu besuchen, oder im Bois de Boulogne einige landschaftliche Skizzen, sowie Pferde- und Reiterstudien zu machen, insbesondere aber den Salon 1845 zu studieren. Er bringt von diesen Besuchen eine Menge lebhafter und selbständiger Eindrücke zurück, welche er sich beeilte, seinem intimsten Vertrauten, Herrn

Guitton, mitzutheilen. »La Smala«, von Horace Vernet, das 66 Fuss lange und 25 breite Riesenbild, zieht zuerst seine Aufmerksamkeit auf sich. Er ermüdet nicht in Lobeserhebungen über das Kavalleriefeuer des Vordergrundes, »so schön in seiner Wahrheit«, über das »arabische Weib«, von dem er »das rosige Fleisch unter der Gewandung sich bewegen sieht«, über »die verwirrte Viehheerde«, über »einen alten Juden, der mit seinem Beutel entflieht«. Er bewundert mit Ueberzeugung eine »von Wölfen angegriffene Kuh«, von Brascassat; die schönen »Stillleben« von Saint-Jean, »welcher alle alten holländischen Meister in den Hintergrund stellt«; den »Auszug der Apostel« von Gleyze, das »Autodafé« von Robert Fleury. Aber »Der Kaiser von Marocco und sein Gefolge«, sowie »Der Tod Marc-Aurels« von Delacroix verstimmten und entrüsteten ihn: »Ich, der ich so entzückt und begeistert von Delacroix war, hätte nie geglaubt, dass der Schöpfer des »Dante« und des »Gemetzels von Chios«, welche ich im Luxembourg gesehen habe, so tief fallen würde. Im Colorit sind sie lederartig, schmierig, lichtlos, ohne Glanz; in der Composition sind sie vor allem ohne jegliches Interesse: er pflanzt seine Personen wie Karten-Kapuziner und wie ein Kegelspiel auf, kurz, sie sind traurig schlecht.«

Dagegen begeistert er sich kindlich für einen »Moses an den Felsen schlagend« von Papety. »Das ist herrlich, man kann sich an dieser Schöpfung nicht satt sehen; sie ist ohne Uebertreibung schöner als ein Raffael oder Poussin, von denen übrigens ein wenig entlehnt ist.« Dann folgen die Portraits von Pérignon, von Cogniet; die bewunderungswürdigen Landschaften von Achard und von Calame, ein bemerkenswerther und energischer Troyon. Aber, nach beendeter Rundschau, beurtheilt er scharf seine eigene Kritik und bereut gewisse Urtheile: »Wie, Du schlechter Klexer! Du wagst Dinge, welche unter vielen andern als Meisterwerke dastehen, zu verspotten; Du hast die Kühnheit, über Delacroix zu sagen: Schlecht! . . . Ich darf über nichts mehr, was ich sehe, sprechen; ich habe alles schön zu finden, und wenn etwas gar zu arges mir auffällt, sage ich mir: Ja, das ist nicht gut, es ist sogar schlecht; aber ich könnte noch nicht einmal das machen!« Wie sie auch sein mögen, diese Würdigungen sind ein ziemlich getreuer Wiederschein der Durchschnittsmeinung jener Zeit. Was den jungen Kritiker vor allem besticht, ist die Ausführung, die Correctheit, die Geschicklichkeit der Hand, die Vollendung der mühevollen

Arbeit, das Maassvolle der Anordnung des Werkes. Viel später lachte er beim Ueberlesen der Urtheile aus seiner ersten Jugend; verleugnete einige seiner früheren Götter und liess manchem Opfer seiner unerfahrenen Kritik mehr Gerechtigkeit widerfahren.

Im Februar 1845 theilte er seinem Freunde Guitton mit, dass er im Ateliercongcurs der erste geworden, fügte aber bescheiden bei: *) »ich muss Dir sagen, dass wir alle nicht besonders bedeutend sind.« Im März, neue Erfolge: »Ich bin wieder in einem strengeren Concurs der erste geworden. Wenn ich es ein drittes Mal werden sollte, wird das ein grosser Vortheil für mich sein, weil ich den Preis, der dem versprochen ist, der sich im Vierteljahr am meisten ausgezeichnet hat, bekommen werde Wenn es fehl geht, ist das meine Schuld, ich gestehe es Dir.«

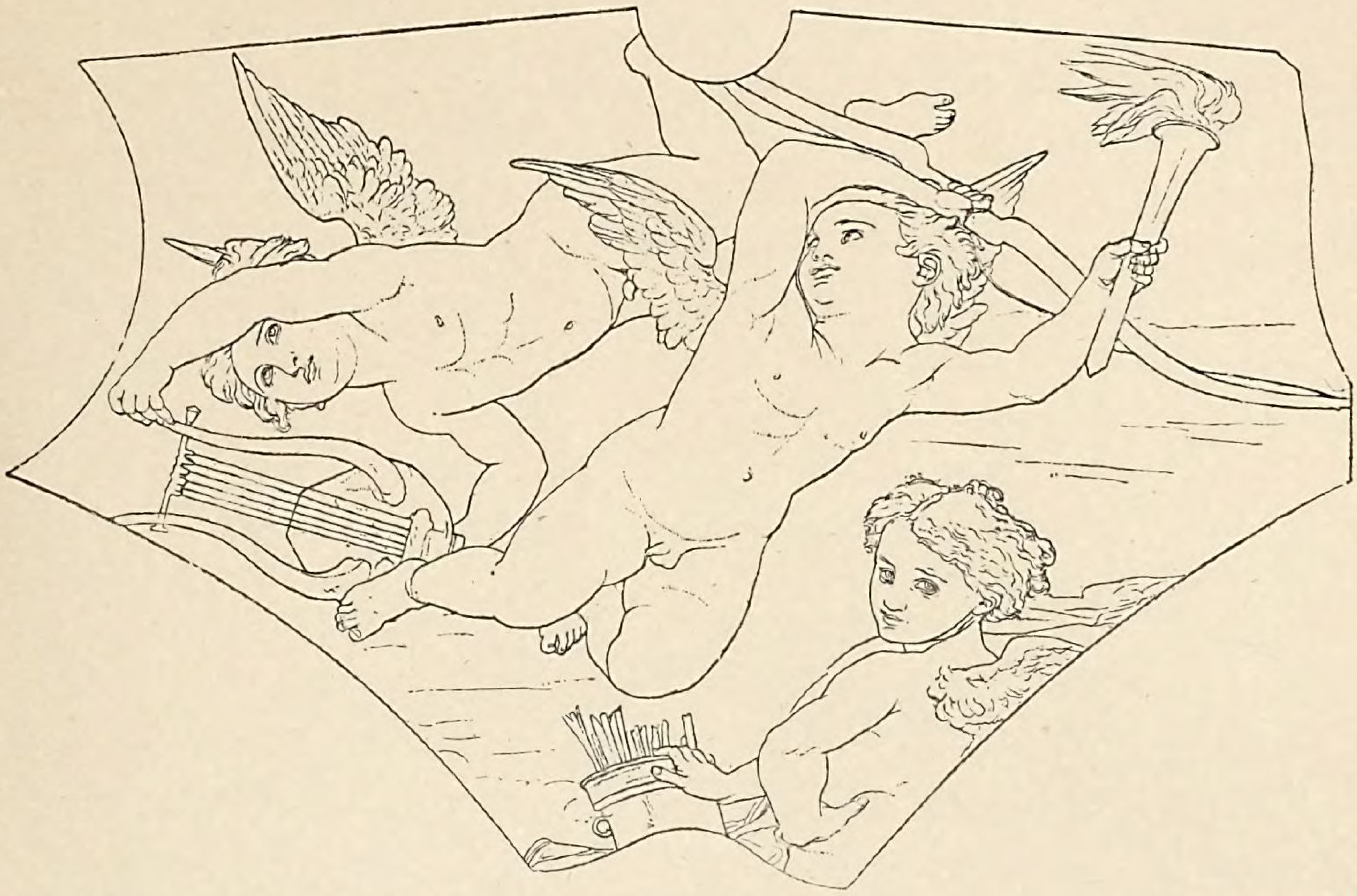
Seine Erfolge bringen ihn schnell zum Malen. Er copirte von Court's »Tod Cäsars« den Kopf des Cassius, und dieser Anfang setzte alle seine Atelier-Kameraden in Erstaunen. Die Plätze des Ersten und Zweiten folgten ohne Unterbrechung: »In der That, was kann ich Dir besseres sagen, **) und was macht Dir mehr Freude, als meine kleinen Erfolge? Zum Glück war während zwei und drei Tagen Stoff dazu da, ich war sehr glücklich. Zunächst war ich letzten Samstag zum fünftenmal der Erste. Der Sieg machte mir um so mehr Freude, als ich mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; und ich bin Châteaubriand's Meinung: »Siegen ohne Gefahr heisst Triumph ohne Ruhm!« Da ich Dir all meine kleinen Triumphe mittheilen will, gehe ich noch weiter: Ueber der Stelle, wo wir unsere Figuren stehen haben, habe ich noch zwei neue angebracht, und habe damit meinen kleinen Ruf als Künstler im Atelier nicht verringert. Der Meister bemerkte sie und fing an mit gutem Humor darüber zu lachen, er fragte nach dem Urheber derselben. Ich fühlte mich geschmeichelt von dreissig Schülern meinen Namen wiederholt und mich von dem Meister beglückwünscht zu hören: Zweiter Erfolg! Dann weisst Du ohne Zweifel, dass ich bisher immer nur zeichnete. Seit Sonntag bin ich auf das Malen übergegangen. Ein grosses Wort für den Anfänger! Folglich: Dritter Erfolg, der mitzuzählen ist. Aber der grösste und glänzendste ist der vom letzten Dienstag. Ich war auf des Meisters Befehl, mit der Palette in der Hand, im Begriff, an einem

*) Brief an M. G. Guitton, 24. Februar 1845.
**) An denselben, 11. Juni 1845.

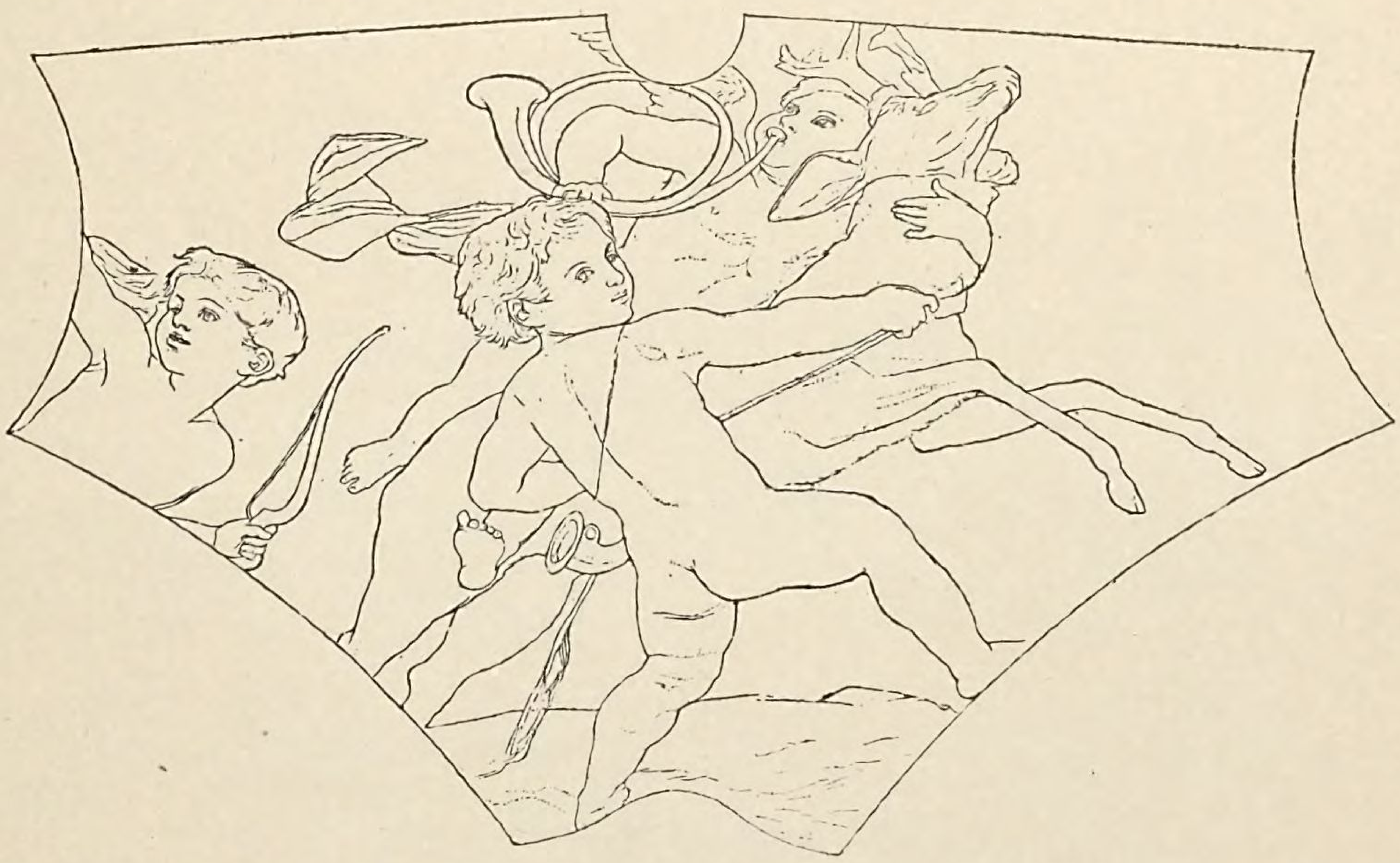
Rumpf in Lebensgrösse meinen Erstlingsversuch zu machen; nachdem er alle andern corrigirt hatte, kam er zu mir, klopfte mir auf die Schulter und sagte: »Brav, brav! mein Junge!« Bewegung und Worte, welche die Quintessenz seines Lobes sind, das er sehr selten spendet. Dann sagte er laut, was bei ihm selten vorkommt, die magischen und bedeutungsvollen Worte: »Das verspricht! das verspricht etwas!« Er blieb einige Augenblicke hinter mir stehen, und man sagte mir, dass man bemerkt habe, wie seine Lippen unter seinem alten weissen Schnurrbart gelächelt haben. Man muss das Atelier und das Mass seiner gewöhnlichen Ermuthigungen kennen, um zu wissen, was das sagen will. Es gibt einige Eifersüchtige, aber bah! ich setze mich darüber hinweg.«

Da Drolling seinen jungen Schüler mehr und mehr würdigte, schrieb er nach Roche-sur-Yon, um eine Erhöhung seiner Unterstützung nachzusuchen. »Ich habe erfahren*), dass der Brief, den Herr Drolling an Herrn Gauja schickte, meine Angelegenheit gut vertritt und wie ich wenigstens aus dem, was er mir gesagt hat, entnehmen darf, auf Erfolg hoffen lässt. Ich erinnere mich noch einzelner Worte, ich glaube sogar, dass er seine Ermuthigung zu sehr übertrieben hat, denn er sagte mir: dass ich ausserordentliche Anlagen und grosses Talent hätte. Ich glaube Dir mitgetheilt zu zu haben, dass ich male und dass er mit meiner Farbe zufrieden ist; aber ich habe vergessen, Dir zu sagen, dass ich beim Skizziren der Zweite geworden bin. Schliesslich macht mir das grosse Freude, und ihm danke ich es, dass ich nicht mehr so muthlos bin, denn ich zweifle nie mehr an mir. Er hat mir selbst gesagt (das gibt mir Muth, aber ich glaube nie daran), dass ich, wenn ich viel arbeiten würde, am nächsten grossen Concurs Theil nehmen könnte.« — Die von Drolling dem vendéischen Stadtmagistrat vorgelegte Befürwortung hatte Erfolg; der Zuschuss zur Unterstützung wurde bewilligt. Drolling theilte freudig Baudry das Resultat seines Gesuches mit. »Ich war zufällig in einer Ecke, meine Palette zu ordnen; Du weisst, dass ich nicht gross bin; meine Leinwand und meine Staffelei deckten mich vollständig. Herr Drolling trat ein, um zu corrigiren und fragte mit seiner wohlklingenden tiefen Stimme: »Wo ist Baudry?« Ich hörte ihn nicht, aber die anderen riefen mich, und ohne

*) Brief an M. G. Guitton, 3. August 1845.



ATTRIBUTS D'APOLLON
(Château de Chantilly.)



ATTRIBUTS DE DIANE
(Château de Chantilly.)

daran zu denken, Palette und Malstock abzulegen, ging ich zu ihm. Dann sah ich seine freudestrahlende Miene und den Brief des Präfekten zeigend, liess er mich ihn lesen. Ich hätte ihm gerne das Vergnügen gelassen, dass ich diese Freudenbotschaft durch ihn zuerst erhielte; aber Ueberraschung zu heucheln war zu schwer. Ich zog vor, nicht zu lügen, und sagte ihm dass ich es schon seit gestern wüsste, und dass ich darauf gerechnet hätte, ihm diesen Morgen davon Kenntniss zu geben, denn so oft er mich sah, verfehlte er nicht mich zu fragen, ob ich nicht Nachrichten von zu Hause hätte«.*)

Diese Ermuthigungen seines Meisters machen ihn jedoch nicht blind für die Schwierigkeit seines Berufs; selbst nach seinen kleinen Siegen, sogar nach seinem grossen, bleibt er tief und aufrichtig bescheiden, was einen der vorherrschendsten Züge dieser sympathischen Person ausmacht.

Die Eitelkeit hat über diese starke Natur keine Gewalt. »Ich bin nicht mehr Kind genug, um diese Schwäche zu haben; ich weiss zu gut, dass, wenn man eine Woche alles gut macht, man in der nächsten oft wieder zurückgeht.«

Als einige Journalisten der Vendée sich für das Debüt ihres jungen Landsmannes interessirten und das Mass ihrer Lobeserhebungen überschritten, protestirte er gegen diese plumpen Schmeichler: »Ich wünschte ja, dass meine Erfolge bekannt würden, und Du weisst warum,**) aber ich habe nicht gewollt, dass man das Lob so übertreibt, denn es ist, gelinde gesagt, lächerlich, mich mit einem Correggio zu vergleichen, und von Ehre und Ruhm des Vaterlandes zu sprechen bei einem Burschen, wie ich. Ich bin überzeugt, Du bist meiner Ansicht. Ich sage Dir das im Vertrauen; schliesslich beweist es nur die übergrosse Verehrung desjenigen, der den Artikel geschrieben hat«. Bei jeder neuen Probe erwägt er seine Kräfte, und beurtheilt sie stets zu schwach für die gestellte Anforderung: »Wir haben diese Woche***) als Skizzenprogramm: Jesus vor Pilatus. Es gilt die Erhabenheit Christi wiederzugeben unter den Gestalten der ihn umgebenden Soldaten, dazu Pilatus auf seinem Thron sitzend, bestürmt von einer Menge von Senatoren, Pharisäern, schreienden Priestern, welche sich zu Pilatus

*) Brief an seine Eltern. 7. September. 1845.

**) Es handelte sich darum vom Provinzialrath eine Erhöhung der Subvention zu erlangen.

***) Brief an M. G. Guitton. 11. Juni 1845.

drängen und den Befürchtungen des Pilatus und dessen Erklärung: »Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten«, mit den schrecklichen Worten begegnen: »Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!« Und dieser Frevelruf soll von dem Menschenauflauf, den man im Hintergrunde bemerkt, widerhallen. O mein Freund! Erst wenn man dasteht, den Bleistift in der Hand, vor einer weissen Leinwand, und wenn man unter dem Eindruck dieser schrecklichen Worte steht, fühlt man seine Ohnmacht und seine Schwäche«.

Einige Niederlagen kamen von Zeit zu Zeit über ihn, die einen waren leichter die anderen schmerzlicher zu ertragen. Bei einer Preisprüfung unterlegen, tröstete er sich noch ziemlich leicht. »Ich werde mich früher oder später rächen, oder der Teufel soll mich holen«.*)

Mit weniger Ergebung aber ertrug er die härtere Prüfung: die Verweigerung seiner Aufnahme in die Akademie der Künste. Der Brief, der seiner Familie dieses schmerzliche Ereigniss mittheilte, hebt sich traurig aus der Mitte der glücklicheren Briefe hervor: »Seit ich in Paris bin,**) arbeite ich, habe mir alle Mühe gegeben, und Gott sei Dank! ich habe Fortschritte gemacht. Ihr wisst selbst, was mein Lehrer von mir denkt, und doch habe ich Euch eine trostlose Nachricht mitzutheilen: ich bin nicht aufgenommen! Ich weiss nicht mehr, was ich denken, was ich thun soll. Ich war doch so sicher mit meiner Figur, so zufrieden mit meiner Zeichnung! Das ist es, was mich so erschüttert! Nicht meinetwegen verwünsche ich mich, denn eine Prüfung um einen Platz hat wenig Bedeutung für meine Zukunft, und ich weiss, dass ich besser bin, wie mancher, der aufgenommen wurde; nein es ist nicht für mich, aber ich weine im Gedanken an Euch, für welche dieser Schlag so hart ist. Alles was Ihr mir Ermuthigendes betreffs meines Platzes gesagt habt, hatte mich mit Begeisterung und Kraft erfüllt, ich wollte von ganzem Herzen das höchste Glück haben, Eure Hoffnungen zu rechtfertigen; und von all dem nichts! nichts! Ach mein Gott! Ich weiss, dass ich mich nur Euretwegen so tief im Herzen verwundet fühle! Ich habe nicht Muth, Euch mehr zu sagen! Thränen füllen mir die Augen! Und Ihr, mein Vater und meine Mutter, habt nicht weniger Vertrauen auf Euren Sohn! Diese schlimme Niederlage wird es nicht sein, die mich aufhält; wenn ich mich durch solche

*) Brief an seine Eltern, 12. Juni 1845.
**) Brief an seinen Vater, 22. Sept. 1845.

Hindernisse und Entmuthigungen niederschlagen liesse, würde ich untergehen. Nein, diese Niederlage facht meinen Muth eher an, statt ihn zu vernichten, — wie bitter ist die Zeit! Wenn ich denke, dass Ihr nicht wolltet, dass dieser Brief ohne Eure Gegenwart erbrochen werde, bin ich zu Tode betrübt, dass ich Euch solches mitzutheilen habe!«

Die Tröstungen, welche von Roche-sur-Yon kamen, zerstreuten ein wenig diese Traurigkeit. Er gewinnt wieder Muth: »Ich bin weder schwach noch weich und das wird mich noch nicht niederdrücken, beruhigt Euch und habt immer Vertrauen auf meine Entschlossenheit, denn bis jetzt habe ich bemerkt, dass die Niederlagen, statt mir den Kopf zu beugen, mich nur lebhaft anspornen nnd entflammen«.*)

Uebrigens hatte Drolling seinem Lieblingsschüler die Bitterkeit dieser Niederlage versüsst: »Herr Drolling hatte vor allen andern die Liste gesehen, er wusste folglich von meiner Niederlage. Nach zwei Tagen jedoch kam er zum Korrigiren. Sehr traurig, denn ich war noch ohne Nachrichten von Euch, hatte ich, den Rücken nach der Thüre gewendet, die Nase in meinem Kasten und beschäftigte mich mit meiner Palette; Herr Drolling hatte die Liste der Aufgenommenen in der Hand, als er zu mir kam, und statt mir zu eröffnen, wie er sich gewöhnlich gegen Jene äussert, welche nicht aufgenommen wurden: »Sie sind nicht aufgenommen, ich bin auch nicht zufrieden mit Ihnen, Ihre Figuren waren schlecht etc. etc.«, sagte er zu mir, als ob er nichts wüsste: »Was soll denn das heissen, ich sehe den Namen unsers armen Baudry nicht darunter.« Sein Ton tröstete mich ein wenig und ich sagte ihm: »Sie wissen, Herr Drolling, dass ich nicht aufgenommen bin.« — »Ach was, das muss Sie nicht entmuthigen, diese Aufnahmsprüfungen sind nicht von grosser Bedeutung, es hat Schüler gegeben, die als Erste aufgenommen wurden und beim nächsten Concurs wurden sie wieder zurückgestellt«.

»Indem er mir das leicht hinwarf, fügte er hinzu: »Bringen Sie mir Ihre Figur, ich will sehen, ob sie wirklich so schlecht ist!« Ich zeigte sie ihm am nächsten Tage, er betrachtete sie aufmerksam, und sagte mir nun diese wenigen Worte: »Es sind wirklich sicher schlechtere, als diese aufgenommen worden«. Um den Besiegten noch mehr zu trösten, schickte ihn

*) Brief an seine Eltern, 6. Oktober 1845.

Drolling in die Sitzung der Vertheilung der römischen Preise: »Ich habe letzten Samstag zwei Stunden lang der Preiskrönung beigewohnt, und das war keine kleine Begünstigung, weil man sehr wenig Eintrittskarten, und selbst an Mitglieder des Institutes nur fünf bis sechs abgiebt. Herr Drolling bekommt jedes Jahr drei für sein Atelier, das doch gegenwärtig 50 Schüler zählt und unter denen, welche er damit beschenkte, war ich so glücklich zu sein. Er sagte, mich ansehend: «Ich hoffe, dass Ihnen das Freude macht«.*)

Bald ist er in der That der Zweite in dem Concurs der gemalten Skizzen: »Wir hatten als Gegenstand Jesus Christus in Mitte seiner Jünger, wie er ihnen sagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich: Ich hatte einen kleinen Jungen im Alter von Ambroise, und eine Menge anderer schöner Kinder, darunter die kleine Blanche, sowie sie vor meiner Erinnerung schwebt, gemacht«.**)

Ende dieses Jahres sieht sich Baudry, nicht ohne Stolz, von einem Meister beglückwünscht, welcher damals auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand: »Letzten Donnerstag war ich noch auf der alten Holzschulbank, welche durch so viele Schüler schon abgenützt worden war. Monsieur Horace Vernet corrigirte; er sagte mir, dass meine Figuren ziemlich gut seien, da sie auf gutem Prinzip beruhten, aber dass ihnen etwas fehle, nämlich dass sie nicht eingehend genug studiert seien. »Aber das Prinzip ist gut, sie beruhen auf gutem Prinzip, sagte er mir drei- bis viermal; vertiefen Sie sich mehr, ergründen Sie die Muskeln bis in ihr Innerstes.« Das ist ein guter Rath, den ich schon benützt habe«.***)

Sei es, dass er aus diesen Rathschlägen Horace Vernet's Nutzen gezogen, sei es dass seine emsige Arbeit endlich Früchte trug, Anfangs 1846 konnten bemerkenswerthe Erfolge constatirt werden: »Seit einem Monat, sagte Drolling zu seinem Schüler, haben Sie Riesenfortschritte gemacht«,†) und in der That, einige Wochen nachher ist er in der Akademie der bildenden Künste als zweiter aufgenommen worden: — »Ich schreibe Euch endlich††) diesen mit so viel Angst und Besorgniss erwarteten Brief,

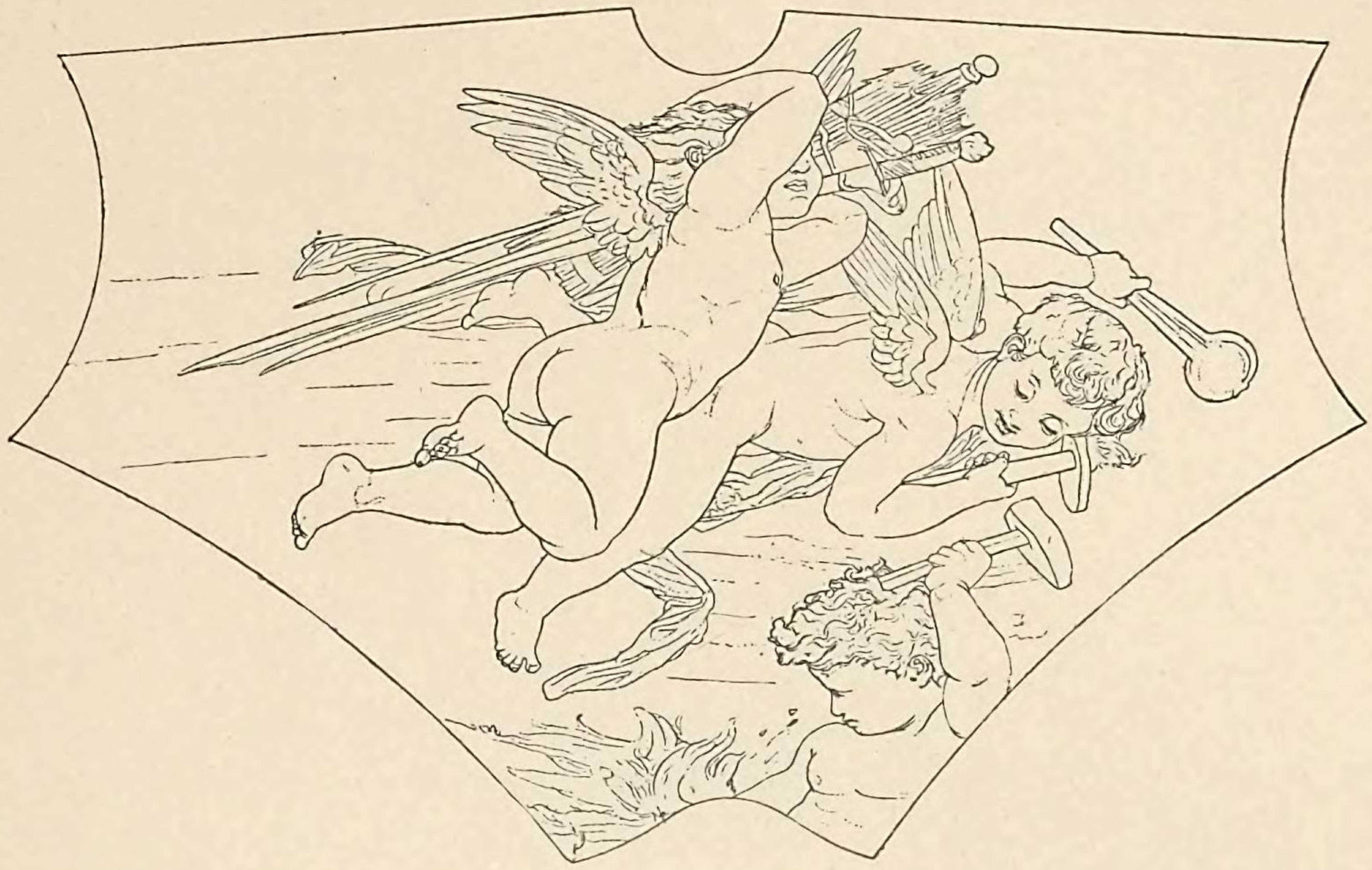
*) Brief an seine Eltern. 6. October 1845.

**) An dieselben. 31. October 1845.

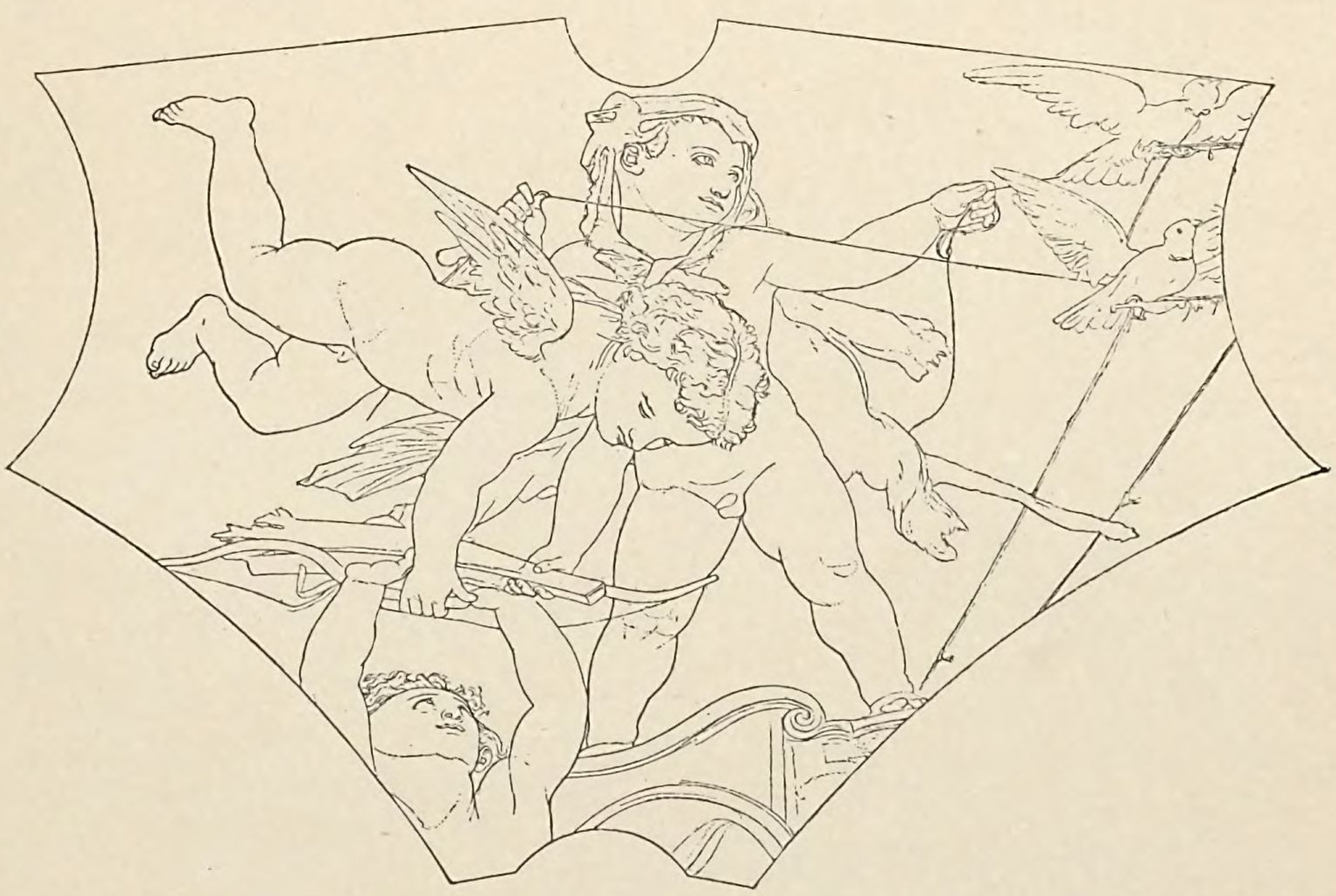
***) An dieselben. 10. Dezember 1845

†) An dieselben. 24. Februar 1846.

††) An dieselben. 7. April 1846.



ATTRIBUTS DE VULCAIN
(Château de Chantilly.)



ATTRIBUTS DE VÉNUS
(Château de Chantilly.)

jenen Brief, dessen Absendung ich Euch zwischen dem 18. und 22. in Aussicht gestellt habe. Ihr erhaltet ihn am 11., das ist also der erwartete Entscheidungsbrief. Wenn es Augustine ist, die ihn erbricht, und der Vater nicht da sein sollte, verbiete ich es nicht meiner guten Mutter ihn zu lesen, denn es wäre grausam, ihrem Herzen diese beglückende Mittheilung vorzuenthalten; aber sie soll ihn wieder zusammenfalten, und ihn Euch, lieber Vater, übergeben, ohne etwas darüber zu sagen. Aber ich stelle mir lieber vor, Ihr seid zu der Zeit bei der Arbeit und erbrecht ihn selbst. Nach meinem Letzten werdet Ihr nicht im Zweifel sein, dass ich Euch eine grosse und wichtige Mittheilung zu machen habe. Ich bitte nun meine Lieben alle, bevor Ihr weiter lest — um den kleinen Tisch zu versammeln, an dem ich oft mein Brod mit Thränen der Hoffnung und Sehnsucht verzehrte. Jetzt meine versammelten Lieben frage ich, wer war der- oder diejenige, die am meisten Vertrauen auf ihren Paul hatte? Ihr hattet Eure Hoffnungen auf den zwölften Platz beschränkt, und machtet mir es also leicht Euch zu befriedigen, da Ihr die Nachsicht hattet, so wenig zu verlangen, aber ausser dem Wunsch, den ich hatte, Euch ein wenig Freude zu bereiten, hatte ich auch eine Pflicht zu erfüllen! die der Dankbarkeit; denn ich weiss, was ich den Herren Moreau, Merland, Perroteau und allen Herren, die sich für Euren Paul so gütig interessiren, schulde. Ich habe Gelegenheit gefunden, ihnen diese Dankbarkeit zu beweisen, und ich gebe ihnen ein Zeichen meines Muthes und meines Wunsches, mich dessen, was sie für mich gethan haben, würdig zu zeigen, ein Wunsch, der mich erfüllt und täglich wächst, bis er sich zum Ehrgeiz steigerte. Mein guter Stern hat mich begünstigt. Denn es ist mir gelungen, Euch eine nahezu vollkommene Freude zu bereiten. Ich war ungeheuer verwegen, selbst noch mehr als Ihr, die Ihr den fünften Platz wolltet. Beim Concurs stellte ich mich auf eine Bank, und als ich diese Bewerber mit grossen Schnurbärten sah, sagte ich mir übermüthig: ich will! ich muss über alle diese Köpfe hinaus kommen. Und mein frecher Wunsch wurde erfüllt. Im Augenblick meines Eintreffens machte ich, wie es scheint, einen Fehltritt, und ein Nachbar trat mir auf das Hühnerauge! Aber beruhigt Euch, ich habe nur eines; ich erholte mich rasch, und Herr Drolling theilte mir mit, dass ich als der Zweite zugelassen sei.

»Bereitet also das Freudenmahl, es wird gerade auf den grössten Festtag des Jahres fallen, welcher auch der meiner Auferstehung ist, denn

während der letzten sechs Monate, war ich in das Leichentuch der Studien und der Nachtwachen eingehüllt. Aber seht einmal, was der Ehrgeiz Alles vermag! Nachdem ich so sehnlich gewünscht, Euch von diesem Erfolg mitzutheilen, sehe ich ihn auch schon, kaum erreicht, von meiner Höhe herab über die Schulter an, und das dämpft alle meine Eitelkeit, denn ich muss mir jetzt sagen, dass dies doch noch sehr wenig sei. Und dieser ehrgeizige Gedanke dämpft meine Eigenliebe, und facht meinen Muth zu neuen Flammen an. Ja, in Zukunft werden nicht mehr die Prüfungen mein Ziel sein, jetzt nahen die Medaillen, welche ich vielleicht, wenn das Glück mich begünstigt, bald erringen kann.«

Zur selben Zeit schrieb er an Herrn Renard und drückt ihm ungezwungen all' die Freude, die er empfand, aus, nicht ohne auf die vergangenen Erfolge und den schon zurückgelegten Weg zurückkommend.*)

Es schien jetzt angezeigt, nach Roche-sur-Yon, als Probe seiner gemachten Fortschritte ein Originalbild oder die Copie nach einem Meister zu senden. Baudry mit der frühreifen Sicherheit eines gesunden Urtheils, Drolling mit seiner vieljährigen Erfahrung, sahen in dieser Aufgabe nur einen Zeitverlust und einen zugleich fruchtlosen und gefährlichen Versuch: »Sie sollen ein Gemälde machen? sagte Drolling. Sehen Sie nicht ein, dass das jetzt eine Schranke zwischen jetzt und Ihrer Zukunft setzen hiesse, denn das wäre so viel als eine kostbare, unwiederbringliche Zeit verlieren. Was heisst das, ein Bild, wie man es in Ihrem Alter macht? Gewöhnlich nur mittelmässiges Zeug und für diese Mittelmässigkeit erschöpfen sie sich drei bis vier Monate, schmieren Fleischfarben und blauen Himmel zusammen. Machen Sie Skizzen, üben Sie sich in Compositionen, entwerfen Sie Ihre Gedanken an einem Tag, in einem Zug, und wenn auch im Kleinen können Sie sich doch in Harmonischem, in Gruppen, in Kostümen, und in poetischen Vorwürfen versuchen, kurz in Allem, wozu Sie sich fähig fühlen; das sind die Gemälde, die Sie mit ihren siebzehn Jahren machen sollen. In Ihrem Alter sammelt man die Stoffe und ist schnell, wie eine Eidechse. Studieren Sie Kostüme, Länder, Gesichter, die Gebräuche der Griechen, Römer, Aegypter, Hebräer; wie gesagt Alles, denn all' das schlägt in das Reich der Malerei ein. Und wenn Sie etwas nach Hause geben wollen, nehmen Sie dazu von

*) Vgl. Belegstück VI.

Ihren besten Studien, und ich bin überzeugt, dass die guten Leute vom Stadt- und Departementsrath, die sich nur in den Musestunden mit der Kunst abgeben, doch einen kleinen Begriff von derselben haben; und eben so gut herausfühlen, was in einer Skizze steckt, und was in einem schlechten, hingebürsteten, oder geleckten Gemälde, das schon im Grund-Prinzip mangelhaft ist, nemlich im Gedanken. Studieren Sie die Antiken, bereiten Sie sich auf die Medaille vor; machen Sie ernste, gewissenhafte Studien nach der Natur, im Atelier, wie überall; und concentriren Sie alle Ihre Anstrengungen, all' Ihre Studien darauf, Sich vorwärts zu bringen. Das soll Ihr Ziel sein, und um dahin zu gelangen, verlieren Sie nicht einen einzigen Tag mit schwachen und unnützen Quälereien.«

»Das waren die Rathschläge, welche er mir neulich gab, als ich ihm von dem Bilde sprach, das ich in die Vakanz mitnehmen wollte. M. Sartoris wird wohl die Richtigkeit von Herrn Drollings Darlegungen fühlen«.*)

Diese weisen Bemerkungen gaben den Ausschlag und das Bild unterblieb.

Obwohl Baudry dieser Nebenbeschäftigung los war, scheiterte er doch beim Concurs der Figurenmalerei. Er ertrug geduldig dieses vorhergesehene Unglück: »Ich glaube nicht, dass Du hofftest, ich würde bei dieser Concurrenz, welche meine erste ist, guten Erfolg haben. Ich war in Gesellschaft von dreien mit zweiten grossen Preisen, und von ungefähr zehn älteren Schülern, lauter jungen Leuten von 23, 25 und selbst 27 Jahren«.**) Seine Figur ward indess nicht schlecht beurtheilt, weder von dem Meister noch von den Atelier-Kameraden: »Ich habe mein Bestes gethan***) und ich hatte wenigstens das Glück, Herrn Drolling mit dem, was ich gemacht habe, zufrieden zu stellen.« Er sagte mir am Tage nach dem Urtheil, dass er meine Figur gesehen habe, und dass sie nicht schlecht sei. Ich hatte sie soeben ins Atelier gebracht, damit er mir zeige, in wie ferne ich gefehlt hätte, und ich stellte sie an der Wand auf. Alle meine Kameraden eilten sogleich herbei und bildeten einen Kreis um Herrn Drolling. Er sagte mir zunächst, ich hätte in die Akademie gehen und die Placirung derselben überwachen sollen, denn das Personal der Akademie hätte sie

*) Brief an seine Eltern. 7. April 1846.

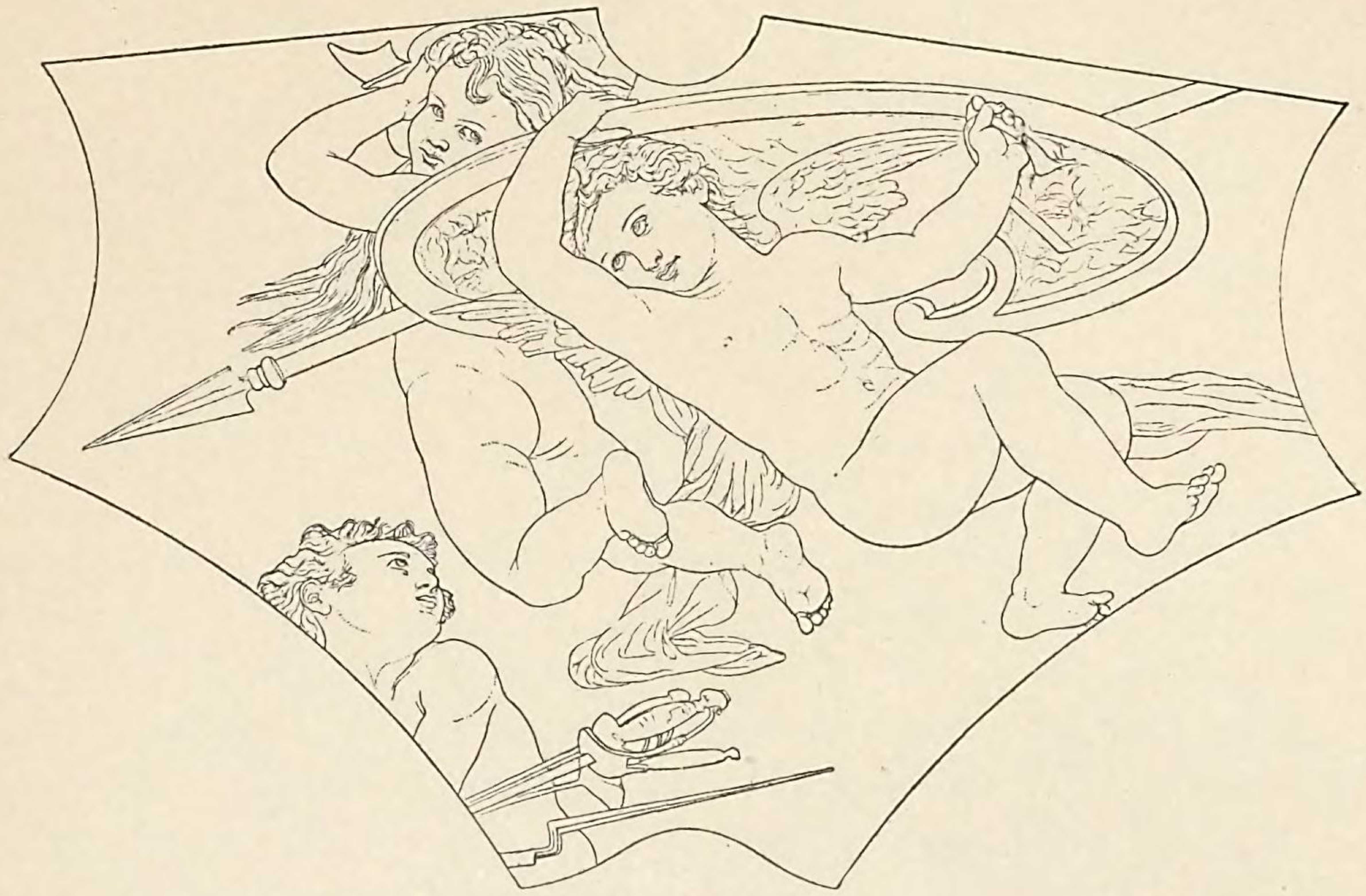
**) An dieselben. 29. Mai 1846.

***) Ebenda.

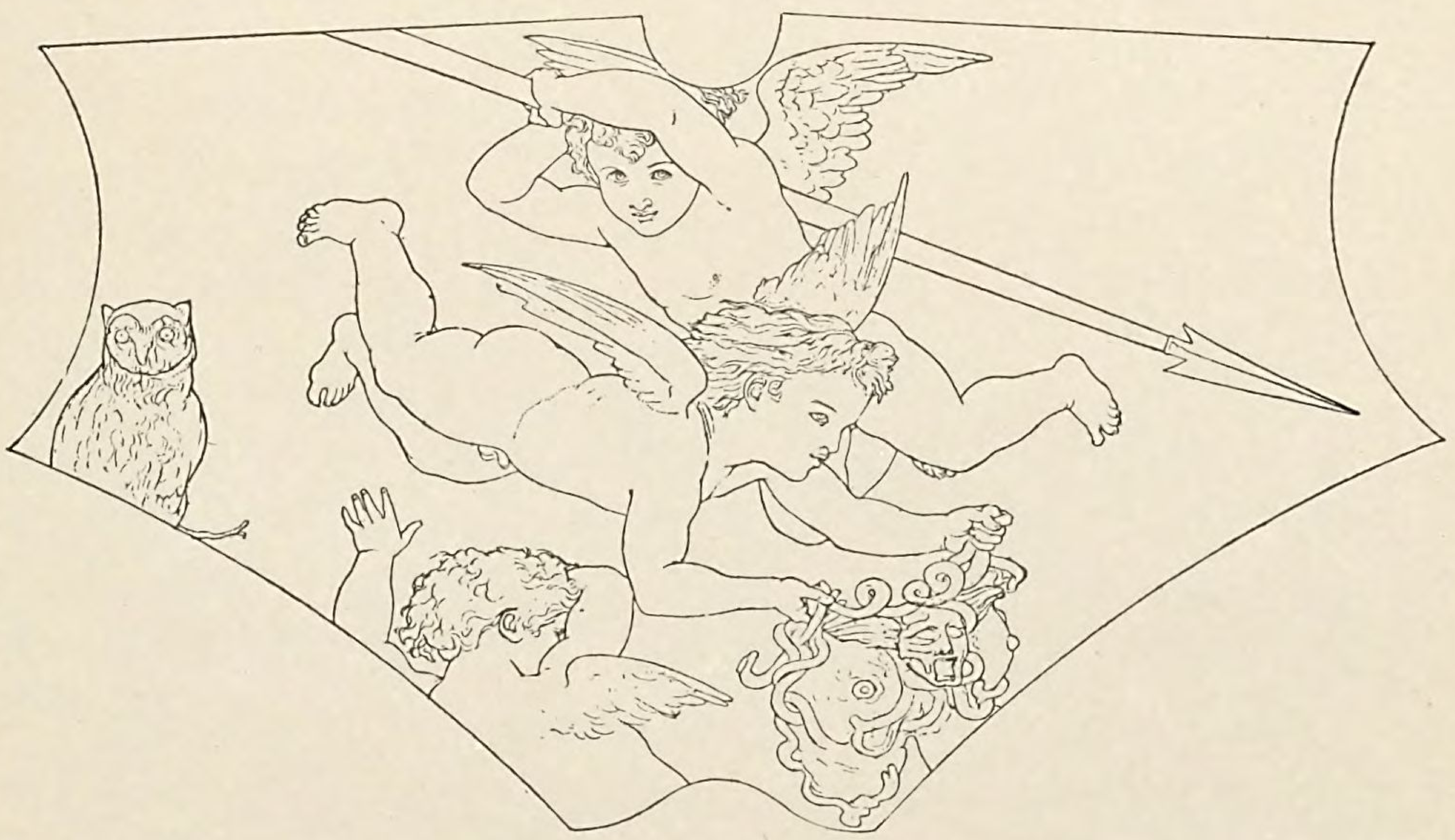
schlecht gehängt, weshalb man sie nicht gut gesehen hätte. Aber ich dachte innerlich, dass, wenn die Figur gut gewesen wäre, der Platz wohl keinen Ausschlag gegeben hätte. Dann richtete er sich ermuthigend an mich. Er sagte mir, auf den Arm und die Faust hinweisend, dass das nicht übel wäre, dass es mit Energie durchgeführt sei; er war auch im Ganzen mit der Farbe des Halses und des Kopfes zufrieden, aber doch sagte er, sei der Kopf ein wenig zu alt und nicht gut im Charakter. Zum Schluss richtete er sein grosses Wort an mich: »Muth, es ist ein guter Anfang«. Ich kann Euch versichern, meine guten Eltern, dass ich diese Zufriedenheit nicht erwartete, denn als ich mir vergegenwärtigte, dass auf der Ausstellung meine Figur unter den Arbeiten jener drei mit dem zweiten grossen Preis wie der zehn älteren Schüler war, machte ich mich ganz klein und versteckte mich unter der Menge der Neugierigen, welche die Ausstellung der Figuren angezogen hatte. Alle meine Kameraden waren auch zu mir gekommen, um mich, wie es der Brauch ist, zu beglückwünschen; es kamen selbst einige, welche mich zu überzeugen suchten, dass ich mehr Aussicht als gewisse andere hätte. Andere hatten nur gesagt: Mein Freund, Du kannst zugelassen werden; Du hast Aussicht; nur eines ist hinderlich. Auf der Liste wird man sehen, dass Du jung bist, und die Alten werden sich sagen: dieser da hat noch Zeit zu warten.«

Kaum war ein Monat verflossen, so kündigt Baudry seinen Eltern einen entscheidenden Erfolg an: »Gott sei Dank! Euer Verlangen hat sich mehr und mehr verwirklicht. Die Wünsche, welche Ihr meinem Glück und meinem Gedeihen entgegengebracht, haben sich nahezu erfüllt, und doch, mein Gott! ich war weit entfernt, so viel Glück zu hoffen! Und doch, ich will Euch nicht länger hinhalten, ich will Euch alles in einem Worte sagen! Ich habe mich dieses Jahr um den grossen Preis oder wenigstens um ein Atelier beworben. Es gibt hiezu, wie Herr Sartoris es Euch erklären wird, zwei Prüfungen: Gemalte Skizzen in einem Tag zu machen, worauf erst, wenn jene Vorprüfung gelungen ist, der Concurs der gemalten Figuren folgt. Ich habe das wunderbare Glück gehabt, für die gemalte Skizze unter die zwanzig aufgenommen zu werden, welche erst den entscheidenden Concurs der gemalten Figur machen, um die zehn Sieger ausscheiden zu lassen.

Ich unterlasse es, Euch die Freude, die ich empfand, auszudrücken. Herr Drolling ist ausserordentlich zufrieden, und alle meine Kameraden



ATTRIBUTS DE MARS
(Château de Chantilly.)



ATTRIBUTS DE MINERVE
(Château de Chantilly.)

drücken mir die Hand und umarmen mich, und erheitern mich mit ihren Ermuthigungen. Allein mir bangt vor dem zweiten Schritte, wenn ich denke, dass ich dort mit den zwei bereits preisgekrönten und mit fünf oder sechs alten Schülern und Veteranen, welche die Stützen des Ateliers sind, concurrire. Indess in dem Gefühl meiner Sicherheit werde ich Muth haben. Wir arbeiten in zwei Abtheilungen, zehn jede Woche: »Ich bin für diese Woche bestimmt. Mehr will ich Euch vorläufig nicht schreiben, und Euch besonders nicht von Hoffnungen sprechen. Wenn ich mich zu sehr aufrege, würde ich sicherlich meinen Zweck verfehlen. Ich bitte also, dass Ihr in Euerm nächsten Briefe nicht darüber schreibt, Ihr würdet mich nur aus der Fassung bringen, denn meine Wünsche würden zu heftig. Ich rechne nicht auf einen Erfolg: die Prüfung der Figuren wird ihn vereiteln, wenn nicht ein Wunder geschieht, aber auf jeden Fall, wenn ich auch dieses Jahr unterliege, habe ich doch einen bedeutenden Vorsprung schon fürs nächste. — Antwortet mir sobald als möglich; aber macht mir das Herz nicht schwer, sprecht nicht davon!« *)

Er unterliegt, und bemüht sich, sich selbst wie seine Eltern über die Bitterkeit dieser Niederlage hinwegzutäuschen. »Jetzt, nachdem ich nicht mehr so hin und her geworfen und von den Wellen der Wünsche und Hoffnungen bewegt bin, kann ich Euch sagen, dass mir, wenn ich dieses Jahr in ein Atelier der Akademie der Künste aufgenommen worden wäre, grosse Verlegenheiten erwachsen wären: Zunächst, weil ich mich noch nicht stark genug fühle, und ferner, weil mein Bild viel Ausgaben verursacht hätte.« **)

Erschöpft durch die ununterbrochene Thätigkeit und die Aufregungen des Kampfes, bedurfte Baudry eines Aufenthaltes in der guten Luft der Vendée. ***) Durch diesen neu belebt, erlangte er bei seiner Rückkehr einen ersten Platz in der Akademie der Künste: »Das war ein heisser und heftiger Kampf, denn da ich schon der zweite war, hatte ich 99 schlechte Chancen gegen eine einzige gute; ich musste wohl mit Sicherheit auftreten und alle möglichen Massregeln ergreifen, um meinen Vorgänger in aller Form zurückzudrängen; ich habe gekämpft und mit Erfolg; ich bin als der Erste am Ziele angelangt. †) Um diesen grossen Tag würdig zu feiern, ging ich in

*) Brief an seine Eltern. 4. Mai 1846.

**) An dieselben. Juni 1846,

***) An dieselben. 22. Juli 1846.

†) An dieselben. 10. Oktober 1846.

die Opéra Comique, den »Schwarzen Domino« zu sehen, mein zweiter Theaterbesuch seit meinem zweijährigen Aufenthalt in Paris.«

So gleich glücklich im Atelier wie in der Schule, der erste unter den Schülern der gemalten Figuren und der Skizzen, erlangte er im darauffolgenden November 1846 für eine gezeichnete Composition eine Medaille, welche ihm an der Akademie der Künste die definitive Stellung sicherte und ihn eines abermaligen Platzconcurses überhob. Aber welche Anstrengung diese schwere Arbeit zu bewältigen! Er arbeitete von früh 5 Uhr bis Nachts 11 Uhr und gönnte sich oft selbst Sonntags keine Ruhe! Es handelte sich nun darum, eine erste Preismedaille zu erringen, welche nach den Regeln des Atelier Drolling sein monatliches Schulgeld von 20 auf 5 Frs. herabsetzte. Fünfzehn Francs monatlich zu gewinnen, musste allerdings bei so spärlichem Einkommen als grosser Vortheil erscheinen.

Die Tage genügen seiner unermüdlichen Thätigkeit nicht mehr: »Ich verbrachte mehrere Nächte bis 6 Uhr Morgens bei der Arbeit. Ich bin dazu gezwungen durch ein mir selbst auferlegtes Gebot und durch die Kraft eines: »Ich will!« Dass mich das Studium der Perspektive soviel leiden machte, habe ich Dir bereits mitgetheilt. Ich folgte dem Cours, wie alle andern, und widmete ihm alle Abende vier bis fünf Stunden, aber die Prüfung nahte, und ich wurde von der Zeit überholt. Als ich sah, dass mir die Frist zu kurz ward und dass ich voraussichtlich in die Prüfung käme, ohne genug zu können, und folglich ohne ein anderes Resultat, als um ein Jahr zurückgebracht zu werden, liess ich alle meine andern Studien, welchen ich bisher hauptsächlich oblag, im Stiche und meldete meinem Meister, dass er mich für 14 Tage nun nicht sehen werde, um mich ganz in die Perspektive zu vertiefen: Dieser entgegnete lachend: »Es ist gut mein Sohn, man muss siegen oder sterben.«*)

Er siegte und erlangte im Concurs der Perspektive die erste ehrenvolle Erwähnung. Die Kameraden gewannen grossen Respekt vor ihm: »Sie nennen mich jetzt den kleinen Napoleon der Malerei oder: die Favoritin, das heisst: den Bevorzugten des Meisters; während sie mich voriges Jahr meiner schwarzen Haare wegen den Raben, und vor zwei Jahren Chouan, den vendéischen Royalisten oder wegen der fehlenden Knöpfe an meinen

*) Brief an seine Eltern, 7. März 1847.

Röcken und den zahlreichen Flickereien, welche auf den meisten meiner Kleider sichtbar waren, gar den verdächtigen Bettler genannt hatten.

So seht Ihr denn, dass ich in der socialen Stellung im Atelier steige, indem ich jetzt den Namen des grossen Feldherrn trage«.*)

Nun behauptete er im Atelier Drolling, sagt Jules Breton,**) seinen Platz, um ihn gar bald auch in der École Française zu erringen. Schon war das Wort: »ein grosser Mann« in seiner Umgebung hörbar geworden; aber er schien es in seiner stillen Bescheidenheit nicht zu bemerken. »Ich erinnere mich, mit welcher »maëstria« er schon im Jahre 1847 seine Figuren im Atelier malte, indem er sie in grossen Flächen breit und in voller Farbe modellirte, üppig zeichnete und ihnen die characteristischen Accente in aller Schneide aufprägte.«

Die Prüfung zum Eintritt in das akademische Atelier begann am 30. April: »Bis dahin werde ich immer etwas moralisches Fieber haben; aber, was auch kommen mag, ich quäle mich darüber nicht, denn wenn ich abgewiesen bin, wie ich es erwarte, wird es mich nicht niederschmettern. Ich habe es mir klar gelegt und zu Gemüth gezogen, dass es mich ja nichts nützte, wenn ich mit 18 Jahren aufgenommen würde, da es mir doch erst in zwei oder drei Jahren von Vortheil sein kann. Ich werde daher, wenn ich durchfalle, mich nicht entmuthigen lassen, denn es genügt meinem ehrgeizigen Streben mit 20 Jahren in das akademische Atelier zu kommen, und zugleich auf den ersten Schlag den Preis zu erringen. Geben wir uns daher keinen Täuschungen hin.***)

Der erste Schritt mit den gemalten Skizzen gelang. Unter 95 Bewerbern, welche um 20 Plätze rangen, wurde er der sechzehnte. Am 22. Mai 1847 endlich erfolgte seine Aufnahme in das akademische Atelier. Welche Erregung vor der Veröffentlichung des Urtheils: »Ich versichere Dich, dass, wenn Du beunruhigt warst, auch ich meinen Theil Angst ausgestanden habe; ich habe die ganze letzte Nacht davon geträumt, meine Figuren tanzten mir auf dem Magen herum! Welch hässliches Alpdrücken! Ich verlor allen Muth und träumte, dass ich abgewiesen würde etc. etc. Und immer wieder

*) Brief an seine Eltern. 9. April 1847.

**) Paul Baudry, Nekrolog gelesen in der Sitzung der Académie des Beaux-Arts vom 22. Mai 1886.

***) Brief an seine Eltern. 9. April 1847.

verfiel ich in diesen verwünschten Traum, und erst der Tag machte meiner Qual ein Ende. Ich erhob mich müde und abgespannt, aber sonderbarer Weise mit viel mehr Hoffnung, mir vorstellend, dass mir das Gegentheil von dem Geträumten begegnen würde. Ich bin doch ein echter Vendéer«.*)

Baudry begriff die ganze Tragweite seines Erfolges, verhehlte sich aber auch die Schwierigkeiten des beginnenden Kampfes nicht. »Meine lieben Eltern, ich muss mich jetzt mit Muth und Entschlossenheit waffnen; ein Gemälde ist eine ernste Sache; sollten aber auch diese drei Monate unglücklich für mich enden, so muss doch begonnen werden. Was mich besonders beängstigt, das sind die unberechenbaren und blöden Kritiken, welche mein erstes Bild ebenso beurtheilen werden, als wenn ich schon eine Menge gemacht hätte. Jedoch man muss Muth haben, und ich werde trachten, ihn bis zum Ende zu bewahren. Ihr werdet begreifen, meine lieben Eltern, wie ernsthaft der Kampf werden wird, und wie wenig Hoffnung ich für dieses Jahr habe, denn ich werde als Collegen drei Herren haben, von denen jeder seinen zweiten grossen Preis, zehn oder zwölf Jahre Atelier und fünf bis sechs Jahre Akademie hinter sich und überdiess seine Siebenundzwanzig auf dem Rücken hat; das gibt Erfahrung! Ich ging noch in die Volksschule, als sie schon die Löwen bei den kleinen Prüfungen der Akademie waren! Ich habe noch nicht drei Haare auf dem Kinn und bin ein kleiner Grünschnabel gegen diese Herren, welche alle struppigen Bart, volle Sicherheit im Auftreten und Schneide für zehn haben!**)

Die Probe war hart für den achtzehnjährigen Bewerber: »Mich verzehrt unsagbare Müdigkeit und Abends, wenn ich mein Atelier verlasse, bleibt kein Platz mehr in meinem Kopf, um einen Augenblick an Euch, meine Theuersten, und an meine liebsten früheren Erlebnisse zu denken. Aber bald werde ich auf einen Monat zu meiner Erholung zu Euch kommen, wonach ich ein heisses Verlangen trage, denn mein jetziges Leben wäre nicht lange zu ertragen.***) Und einige Wochen später: »Ich kann Euch noch nichts über mein Bild sagen,†) ich weiss noch nichts Sicheres, als dass

*) Brief an seine Eltern. 22. Mai 1847.

**) Ebenda.

***) An dieselben, 29. Juni 1847.

†) An dieselben, Mitte August 1847.

ich mir bei dieser Aufgabe sehr viel Mühe gebe. Hoffen wir!« Das undankbare Sujet war: »Vitellius zur gemonischen Treppe geschleppt.«

Trotz des vorgeschriebenen Geheimnisses, wussten die Bewerber eine Verbindung unter sich herzustellen und den strengen Vorschriften der Verordnung trotzend, sich manchen Blick auf die Arbeit ihres Nachbarn zu gestatten.

»Was die Logen für die Prüfungsarbeiten betrifft,*) so erinnerst Du Dich vielleicht an das alte Sprichwort: »Die Wände haben Ohren«. Wenn man die Logen schon gekannt hätte, als das Sprichwort entstand, hätte man wohl nicht verfehlt, hinzu zu fügen: »und Augen«. Ich arbeitete gestern allein in meiner Loge, so ruhig als man nur kann, als ich dumpfe Schläge mit einem schneidenden oder bohrenden Instrument — um im Journalstile zu sprechen — vernahm. Die bohrenden Laute hatten eben einen Augenblick aufgehört, als ich den Blick nach der bedrohten Stelle richtete und mit keinem geringen Schreck plötzlich die Spitze eines römischen Schwertes sah, welches die Scheidewand meiner Loge durchdrang: Amen. Du erräthst das Uebrige. Ich habe zwar versucht zu widerstehen! Doch der Dämon der Neugierde war stärker als ich, wir guckten zu einander hinüber. Das war eine Aufregung, das Bild des Nachbars durch jenes Loch zu sehen, nachdem Jeder zwei Monate allein über der eigenen Bearbeitung gesessen. Ich war, wie vom Donner gerührt — was der Andere empfunden hat, weiss ich nicht. Ich hörte zwar, wie die Schüler im Corridor Abends sich zuflüsterten, ich hätte meine Sache gut gemacht, aber ich kann nichts davon glauben. Uebrigens setzte sich die erzählte Unternehmung fort, denn kaum hatte mich Houset, mein Nachbar zur Rechten, diese kleine List gelehrt so beeilte ich mich, dasselbe wie einst Daphnis meinem Nachbarn zur Linken zu machen. Muss man da nicht Respekt haben vor der Macht und Grösse des Menschen angesichts dieser zweiten, geheimen Arbeit? Oder ist es etwa eine Kleinigkeit, sich einen Weg durch die Steine und Balken etc. zu bahnen? Da wir vollkommen im Einverständniss waren, gab es auch keine Diskussionen. Ich habe hinüber, er herüber geguckt, wir haben beide genug gesehen. — Ich habe dabei eine zweite Niederlage erlebt, es werden mir also nur mehr sieben bleiben, das ist so ziemlich gewiss. Wir haben dann schweigend

*) Brief an M. G. Guitton, 4. August 1847.

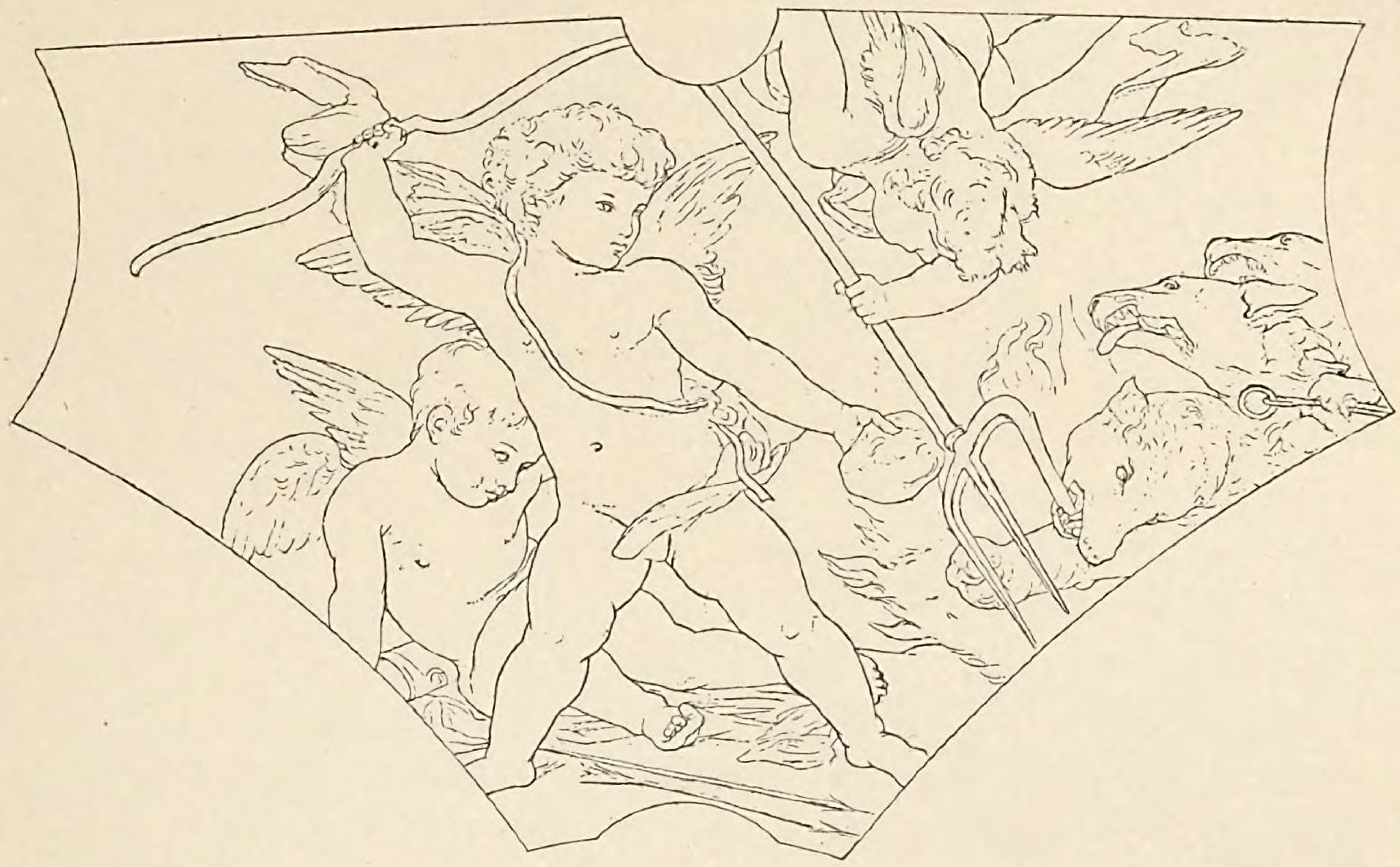
unsere Bohrungen mit den Resten auf der Palette wieder zugestrichen, und zwar mit solchem Erfolg, dass man jetzt schwören könnte, eine Erhöhung statt eines Loches zu sehen. Nach diesen Unternehmungen schlenderte ich vollständig fassungslos und unfähig etwas zu thun, planlos herum und kehrte endlich mit leerem und abgespanntem Kopf nach Hause zurück. Dort setzte ich mich an mein Mansardenfenster und beobachtete, indem ich mechanisch meine Pfeife stopfte, die langen Züge der von der untergehenden Sonne gerötheten Wolken.«

Der Eindruck, den Baudry aus dem Anblick der Bilder seiner beiden Concurrenten geschöpft, hatte ihn entmuthigt und trotz einiger ermunternden Gerüchte überzeugt, dass seine Arbeit verlorne Mühe sei: »Ich sage Dir offen,*) ich glaube, mein Bild wird wohl das schlechteste sein. Es klang mir wie bitterer Hohn, als ein Modell mir den zweiten Preis in Aussicht stellte; freilich, ich habe mich seiner oft genug bedient, um auf seine Dankbarkeit Anspruch zu haben.«

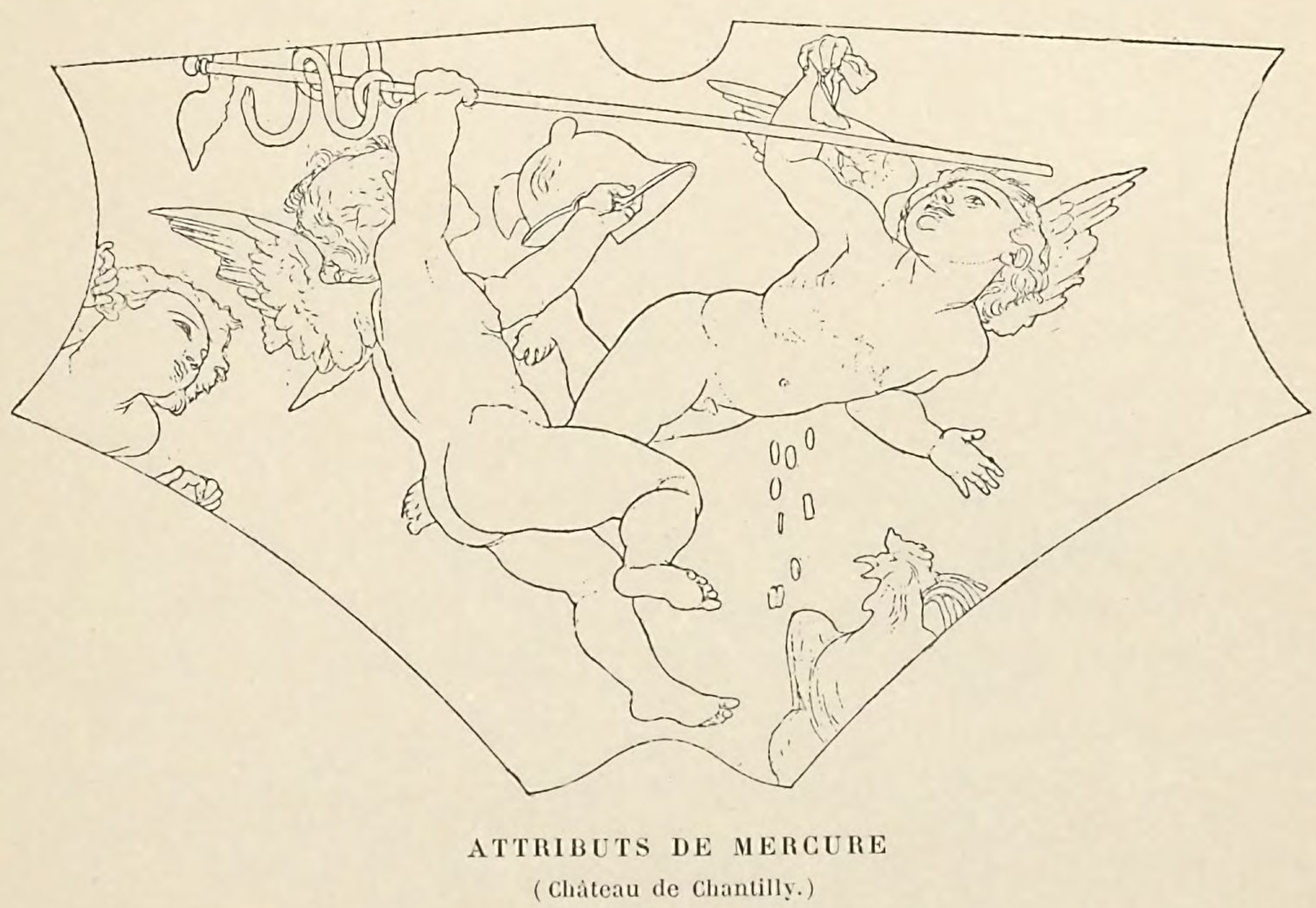
Dann kehrte die Hoffnung wieder. »Ich bin nun weniger entmuthigt, indem ich jetzt wenigstens hoffe, nicht mehr das schlechteste Bild gemacht zu haben. Eines Morgens zeigte ich es Gambard, der wahrscheinlich dieses Jahr den grossen Preis erhalten wird; denn sein Bild, das ich gesehen, ist sehr gut. Er sagte mir alle die Fehler, die er in dem meinen gefunden hat, mit zu viel Freimuth, als dass ich nicht auch an das Lob, das er mir spendete, glauben dürfte. Es scheint, dass das Bild Energie besitzt, denn dahin zielte die erste Bemerkung, welche die Ueberraschung ihm entriess. Man bedient sich aber, wie Du weisst, dieses Ausdruckes, wenn etwas kräftig und breit gearbeitet ist. Mein erster Nachbar, welcher mich lehrte, die Mauer zu durchbrechen, hat, scheint es, dabei auch einen ähnlich niederschlagenden Eindruck wie ich, erlebt. Ich habe ihn sagen hören, dass, wenn er in seinem Bilde »ebenso gut ausgeführte Dinge, wie in meinem hätte«, mit der »gleichen Einfachheit und Naturtreue gegeben«, er ein »verteufelt« schönes Bild gemacht hätte; aber meine Composition sei mangelhaft, und, wie er höhnisch hinzusetzte, noch sehr unreif und kunstlos.«

Als er aber all die zehn Prüfungsbilder, in dem gegen die Seine gewendeten Saale zusammengestellt gesehen, verliert er alles Vertrauen, und

*) Brief an M. G. Guitton, August 1847.



ATTRIBUTS DE PLUTON
(Château de Chantilly.)



ATTRIBUTS DE MERCURE
(Château de Chantilly.)

indem er die Verdienste seiner Mitbewerber übertreibt, übersieht er die Vorzüge seiner eigenen Arbeit. Zum Glück urtheilen die Preisrichter der Akademie ganz anders. Baudry errang den zweiten Preis, mit allen Stimmen gegen eine! Der erste Preis wurde Mr. Lenepveu zuerkannt.

»Ich fürchte, schreibt er seinen Eltern am 26. September 1847, dass mein Brief Euch nicht zu allererst die glückliche Nachricht von meinem ersten zweiten Preis, bringe. Irgend ein unseliges Blatt wird mir wahrscheinlich das Glück geraubt haben, Euch diese Ueberraschung zu bereiten. Denn es scheint, dass die Herren Journalisten mir freundlich gesinnt sind; alle Welt spricht nur von der Sache, man beglückwünscht, man umarmt mich, man hebt mich zum Himmel. Nie habe ich mehr Freunde gehabt, obwohl ich jetzt darauf nicht mehr Anspruch habe, als früher. Es ist, als ob ich durch diesen Preis das Zeugniss meiner Befähigung erhalten hätte, und wenn dies so fortgeht, werde ich gezwungen sein, mich sogar für recht bedeutend zu halten. Unglücklicher Weise ist aber so viel gewiss, dass ich nicht mehr in meiner einfachen Ruhe und bescheidenen Zurückgezogenheit leben kann. Ich werde eine Berühmtheit unter den Kleinen der Akademie. Und man hat mich versichert, dass viele, die mich vorher nicht gesehen haben, aufs eifrigste Erkundigungen über meinen Kopf, meinen Wuchs, meine Manieren, meine Haare, meine Nase etc. eingezogen haben. Welches Glück.« Der gute Drolling ist ausser sich vor Freude: »Er hat mich in seinen Armen fast erdrückt, so glücklich war er über meinen Erfolg«. *)

Da David d'Angers den jungen Preisgekrönten kennen lernen wollte, kam er ihn zu beglückwünschen, und traf ihn von Drolling begleitet in seinem bescheidenen Stübchen. Die Freude Baudrys war um so grösser, je weniger er gehofft hatte. Es machte ihn überglücklich, die Sympathien der Gönner aus der Vendée zu rechtfertigen, und die warme Empfindung dafür drückt sich in zwei Briefen aus, welche er am 27. September 1847 an Herrn Renard **) und M. Gauja ***) richtete. Der Rausch des Triumphes dauerte jedoch nur sehr kurze Zeit. Mit gewohnter Energie seinen Weg fortsetzend scheint er stets den Wahlspruch »plus ultra« im Auge behalten

*) Brief an seine Eltern, 26. September 1847.

**) Vgl. Belegstück VII.

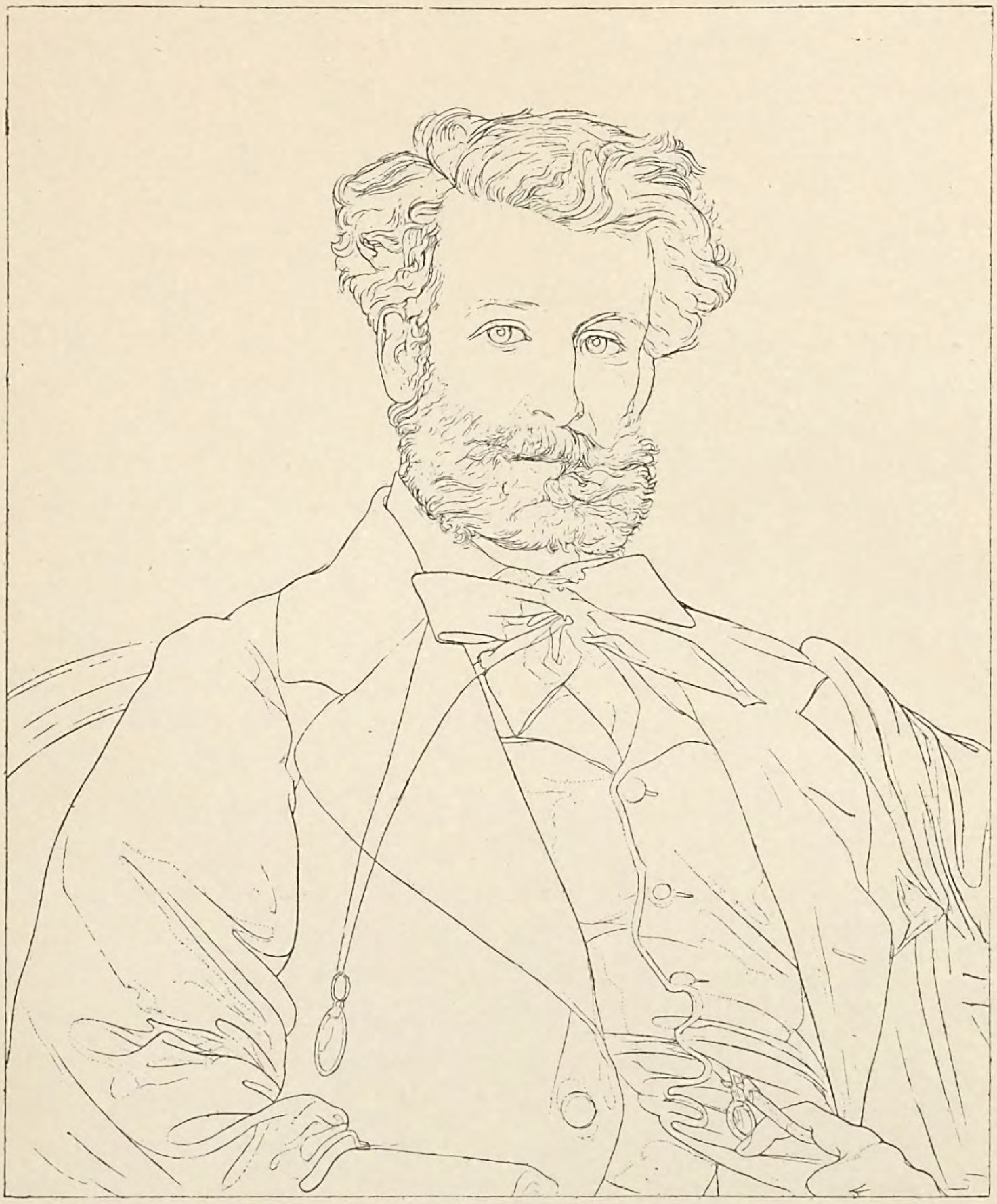
***) Vgl. Belegstück VIII.

zu haben. »Ich fange morgen wieder an ins Atelier zu gehen, wie jeder andere Sterbliche; aber ich werde noch sehr gestört sein, denn die grossen Diners und die anderen Huldigungen mir zu Ehren dauern noch einige Tage; wenn ich aber einmal in der grossen Sitzung des Instituts meinen Lorbeer, meine Medaille und mein Diplom, welches mich vom Militärdienst frei macht, habe, so werde ich alles in mein Schubfach einsperren, oder vielmehr es Euch schicken, und werde sagen: »Jetzt den grossen Preis.«*)

Der Krönungstag im Institut unterbrach allein die eifrige Wiederaufnahme der Arbeit. Baudry genoss den süssen Zauber davon, ohne das Gift jenes Stolzes in sich aufzunehmen, der sich so leicht mit den ersten Siegesfreuden verbindet. »Es sind kaum vier Tage, dass die Feier stattgefunden hat,**) und doch scheint es mir, als sei sie schon viel länger hinter mir. Es bleibt beinahe keine Spur mehr von diesem stolzen Tag, ausser den stummen Zeugen desselben: meinem Kranz, meiner goldenen Medaille und den Papieren und Journalen, die ich erhalten habe. Für meine Person habe ich seit vergangenem Montag den 27. September meine gewohnten Studien wieder aufgenommen und wieder zu arbeiten angefangen; denn ich habe nur den ersten Schritt gethan und bin noch weit vom Ziele. — Noch denke ich indess mit Wonne an jenen denkwürdigen Samstag. Wie glänzend ich da ausstaffirt war! Blink und blank von Kopf bis Fuss, mit einem Kragen, gesteift, dass er mir beinahe die Ohren abschnitt, und schwarzer Cravatte, in weisser Weste, schwarzem Anzug und lackirten Stiefeln, dazu den Hut in der weissbehandschuhten Hand, die Haare verwirrt, den Schnurbart erzitternd, so trat ich festen Schrittes in den schon gefüllten, grossen Raum. Nie habe ich mich so gehoben gefühlt, nie noch war mir das Herz so weit. Leichter Schauder überlief mich, als ich bei unserm Eintritt die »Bravos« von allen Seiten der Tribünen hörte. Sobald wir die für uns in dem Saale reservirten Plätze eingenommen hatten, gab man ein Signal, und all das Gemurmel der Stimmen, die Beifallsbezeugungen, all das unbestimmte Geräusch in der grossen Versammlung erlosch wie mit einem Zauberschlag und wohlklingende, melodiöse Accorde, vom Orchester des Conservatoriums ausgehend, begannen aus der Kuppel zu erklingen. Obwohl die Musik mich

*) Brief an seine Eltern, 26. September 1847.

**) An dieselben, 5. Oktober 1847.



LE COMTE DE BALLEROY

aufs Angenehmste berührte, warf ich doch einen kühnen Blick auf die Galerien, um meine Bekannten zu sehen; ich erkannte einige und grüsste lächelnd und mit Kopfnicken. Das war alles, was wir thun konnten, denn alle Lorgnetten, Augengläser und Operngucker waren auf uns gerichtet und zwangen uns, für das Publikum eine Zeitlang gewissermassen Modell zu stehen. Nie war ich so selig, so geschwätzig, so glücklich und weniger schüchtern. So that ich alles Mögliche, Lenepveu, der den ersten grossen Preis errungen hatte, und der neben mir sass, zu erheitern, gewiss keine leichte Sache, denn er affektirte, um sich interessant zu machen, das Aussehen eines Verschwörers, eines finsteren Träumers, während ich, wie ich offen gestehe, zu demselben Zweck gerade das Gegentheil that.

Ob es mir auch gelang, weiss ich nicht, ich habe aber erfahren, dass ich ungeachtet meines sichern und unerschrockenen Auftretens etwas bleich und angegriffen aussah. Aber alsbald erhob sich der Präsident und las mit lauter Stimme unser Preisbewerbungsthema, worauf er nach einem Augenblick der Ruhe fortfuhr: »Der erste grosse Preis wurde von Herrn Lenepveu errungen, etc.« Dieser erhielt seinen Kranz und kehrte unter Bravorufen und erschütterndem Beifallssturm an seinen Platz zurück. Dann hörte ich folgende Worte, Worte, die mir wie schwirrende Degenklingen in den Ohren klangen: »Der zweite grosse Preis wurde zugesprochen dem Paul-Jaques-Aimé Baudry, geboren in Bourbon Vendée, 7. November 1828, Schüler von Herrn Drolling, Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion etc. etc.« Ein Pedell, von Kopf bis Fuss schwarz gekleidet, einen Degen an der Seite und eine silberne Kette um den Hals, holte mich. Ich bestieg die Stufen mit sicherem und festem Schritt, obgleich sehr bleich, wie man mir sagte, denn ich erinnere mich meiner Gemüthsstimmung nicht. Dort erhielt ich meinen Lorbeer, aus M. Horace Vernet's Hand, vor welchem ich mich verbeugte, und wandte mich dann zum Sekretär der Akademie, M. Raoul Rochette, welcher mir meine Medaille und eine Art Zeugniss des Instituts übergab. Mit all' dem beladen, ging ich zu Herrn Drolling und drückte ihm die Hand; als mich aber dieser stürmisch umarmte, schwindelte mir für einige Sekunden der Kopf wie berauscht, wahrscheinlich von dem Lärm, den ich hörte, so dass ich vollständig in den Wolken war. Ich kann mich nicht erinnern, ob jener Lärm vom Beifallrufen herrührte, habe jedoch nachher von Madame Marion erfahren, dass der Applaus Dank meines interessanten

Alters, überaus stürmisch war. Die Sitzung schloss mit der Aufführung einer musikalischen Composition, welche den ersten, grossen Preis errungen hatte. Der Autor*) sass neben uns, und der Unglückliche hatte beim Anhören seiner eigenen Schöpfung noch heftigere Gemüthsbewegungen durchzumachen als wir. Es gab entzückende Dinge in seiner Musik, und da ich ganz nahe neben ihm sass, konnte ich ihn mit herzlich empfundenen Complimenten erfreuen; wir haben uns die Hand gedrückt, und werden uns noch einmal vor seiner Abreise nach Italien sehen.«

Baudry gab den Vitellius seiner Vaterstadt zum Geschenk, wo das Werk auf's sorgfältigste aufbewahrt wird. »Ich habe M. Moreau geschrieben**) und ihn gebeten, für mich das Ansuchen an die Stadt zu stellen, dass man meinem Bilde einen Platz auf dem Stadtmagistrate gestatte. Da dies Geschenk nichts anderes als eine reine Huldigung sein soll, so werde ich keinen Sou dafür annehmen, es ist mir auch bereits grossmüthig genug dadurch bezahlt worden, dass man meine Pension mit einer Unterstützung erhöhte. Ich werde das Bild in kurzer Zeit schicken, sowie auch meinen Lorbeerkranz und meine Medaille, welche Ihr erhalten werdet«.

Aus dieser Zeit besitzen wir ein sehr ähnliches und sprechendes Bild von Baudry, geschildert von derselben geschickten Feder, welche ihn ungefähr 40 Jahre später im Institut ersetzen sollte. »Als ich im Jahre 1847***) als Anfänger in das Atelier Drolling eintrat, war ich einen Augenblick wie betäubt von den lärmenden Neckereien, mit denen die Alten nach dem damaligen Gebrauch auf mich einstürmten. Als meine neuen Mitschüler sich etwas beruhigten und ich meine Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte, bemerkte ich in einem Winkel des Ateliers einen braunen Jungen, welcher während des Sturmes, den ich durchzukämpfen hatte, seinen Platz nicht verliess und mich mit gutmüthigem Interesse betrachtete. Das war Paul Baudry. Seine Züge waren schon ausgeprägt, und die bleiche Gesichtsfarbe harmonirte gut mit dem tiefschwarzen Haare und seinem gewinnenden Blick. Seine Lippe war schon von einem leichten Schnurbart beschattet, welchen er in Momenten des Nachdenkens schon in seiner ihm immer eigen

*) M. Deffés.

**) Brief an seine Eltern, 5. Oktober 1847.

***) Jules Breton, Nekrolog auf Paul Baudry, gelesen in der Sitzung der Académie des Beaux-Arts vom 22. Mai 1886.

gebliebenen Art drehte. Seine natürliche Bescheidenheit ohne jede Ziererei stiess keineswegs ab, im Gegentheil, wir liebten ihn seiner Güte wegen, und ordneten uns seiner höheren Autorität gerne unter.«

Nach dem zweiten grossen Preise ebnet sich der Weg für Baudry. Seine jährliche Pension wird erhöht; er ist nicht mehr gezwungen Nebenwege zu suchen, um seinen täglichen Unterhalt zu bestreiten und ist in der Lage seine goldene Medaille, welche er auf dem Mont-de-Pitié um 85 frs. versetzt hatte, wieder zu holen. Er richtet sich behaglich in einer kleinen Wohnung auf Place Saint-Germain-des-Prés ein. Der Horizont klärt sich, die Zukunft scheint gesichert, die Unruhen aller Art weichen einer geistigen Ruhe, welche durch nichts unterbrochen wird, als durch den Wechsel der Arbeit: »Ich bin noch ebenso bewegt, ebenso gequält, ebenso glücklich in einem Moment und unglücklich im andern, wie am ersten Tag, mit Ausnahme der lästigen Unsicherheit hinsichtlich meiner materiellen Zukunft, welche früher so quälend an mir nagte«.*) Aus dem Kinde ist ein junger Mann geworden. Das Heimweh, welches die erste Zeit seines Aufenthaltes in Paris trübte, zerfliesst vor der Sonne des Erfolgs. Zwar wendet er noch oft seine Blicke und seine Gedanken nach seiner geliebten Vendée, und spricht davon mit warmer Empfindung, wie sie alle seine Briefe dieser Jahre durchwehen: »Nie lege ich mein Haupt zum Schlafe nieder, ohne dass meine Gedanken zu den Erinnerungen an die Vendée, zu meiner Heimat, zu meinen Wäldern wandern; denn wenn in grossen Tagen unser Vaterland ganz Frankreich ist, so giebt es für die tägliche Empfindung meines Herzens nur einen Winkel auf Frankreich's Erde, den ich liebe und bewundere, wie einen Theil meiner selbst. Ich liebe diesen Boden, seine Haiden, seinen Ginster; das blosse Nennen dieser Worte scheint mir süss und bitter, wie die Erinnerung an eine erfrischende aber verflüchtigte Empfindung«.**) Obwohl er indess aus dem Grunde seines Herzens Vendéer blieb, gewöhnte er sich an dieses Paris, das ihm Ruhm und Zukunft versprach und den begründeten Schmerz des verbannten Kindes versüsste. Er liebt und wird immer den heimatlichen Herd von Roche-sur-Yon lieben, — aber anders, in männlicher Art, mit der Hoffnung in dieses einfache Heim

*) Brief an seine Eltern, 17. Februar 1848.

**) An dieselben, 27. Oktober 1849.

ein wenig mehr Behagen und Comfort zu bringen. Zugleich gewinnt er mehr Selbstvertrauen, sieht das Ziel näher und zweifelt nicht mehr an seinem Erfolg. »Man braucht viel mächtige Thatkraft*), um in diesen Wirren, in diesem bewegten und erregenden Treiben von Paris den Kopf oben zu behalten; übrigens beklagt mich nicht; diese Unruhe ist das Leben der Kunst, und sie ist Euch eine sichere Bürgschaft meines Muthes und meiner Thätigkeit. Ich bin noch nicht sehr weit, und ich habe noch viel zu lernen, um zu Talent, zu Brauchbarkeit und zu Berühmtheit zu gelangen; das Ziel ist sehr hoch — vielleicht zu hoch durch meine Anmassung — gestellt, aber ich bin überzeugt, wenn man immer in die Höhe sieht, gelangt man nach und nach zu derselben. Und sollten einen die Verhältnisse zwingen, am Wege liegen zu bleiben, so hat ihn wenigstens das Verlangen gehoben, was Gleichgültigkeit und einförmige Stille nicht bewirken würde.«

Man spricht über ihn, man lobt, man tadelt ihn; sein Einfluss im Atelier wächst täglich. »Er beeinflusst, sagt M. Jules Breton,**) Drolling selbst, den er zu verjüngen scheint, wie es das letzte Werk dieses Malers »die Blindheit des heiligen Paulus« in der Kirche St. Sulpice, zu beweisen scheint«. Das Gerede, das sich um den bescheidenen und zurückhaltenden Baudry erhebt, belästigt und erregt ihn zu gleicher Zeit, aber er nimmt den Kampf auf, er kennt sich selbst und kennt auch seine Gegner. »Seit ich Euch verlassen habe,***) meine lieben Eltern, haben sich viele Dinge ereignet, ich habe wenig Glück für viele Mühe gehabt. Im Augenblick, wo man aus der Reihe des Gewöhnlichen, d. h. aus der Masse heraustritt, und zwei Schritte vorangehend sich der öffentlichen Meinung aussetzt, so steht man mehr rücksichtslosen, unbarmherzigen und eifersüchtigen Feinden gegenüber als ehrlichen Freunden, welche einen unterstützen. Ich bin mir darüber klar. Dadurch, dass ich mir dieses Jahr den zweiten Preis errungen, habe ich mir eine schwere Bürde auf die Schultern geladen. Mein Name, meine Person, meine armen Werke sind einer Million mehr oder weniger giftiger ungerechter Zungen ausgesetzt; ich habe das Unglück gehabt — was aber in der Zukunft wohl ein Glück für mich sein wird — meinen Pinsel nicht in die alte Form zu tauchen, welche seit vielen Jahren die

*) Brief an seine Eltern, 17. Februar 1848.

**) In dem oben erwähnten Nekrolog.

***) Brief an seine Eltern, 3. Januar 1884.

[illegible] bringen. Zugleich [illegible] und zweifelt nicht [illegible] Thatkraft*), um in diesen [illegible] Paris den Kopf [illegible] Unruhe ist das [illegible] meines Muthes und [illegible] habe noch viel [illegible] zu gelangen; [illegible] Anmassung — [illegible] Höhe sieht, [illegible] Verhältnisse [illegible] das Verlangen gehoben [illegible] würde.«

[illegible] ihn; sein [illegible] M. Jules Breton**) [illegible] erscheint [illegible] den [illegible] Unglück [illegible] sein wird — [illegible] welche seit vielen [illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]



Sᵀ JEAN BAPTISTE

(Musée du Luxembourg)

LIBRAIRIE D'ART. LUDOVIC BASCHET, ÉDITEUR_PARIS.

Akademie beherrscht, indem ich den zweiten Preis nach meiner eigenen Art errungen habe, ohne langsam nach der akademischen Art und dem herkömmlichen Gebrauch am Ziele anzulangen. Das hat aufgebracht und hat — man möchte es kaum glauben, — mir viele Feindschaften, Eifersüchteleien und Zänkereien hervorgerufen. Ganze Ateliers haben Partei gegen mich ergriffen; ich sage gegen mich, denn unglücklicher Weise hält man sich in allen Streitigkeiten, die sich auf die Kunst beziehen, nicht allein an die Werke. Der Eine sagt, dass ich ein Simpel, ein Blödsinniger sei, der unwürdig ist einen Bleistift zu halten; ein anderer behauptet mit warmer Begeisterung, dass ich ein Phönix, ein Edelstein, ein Genie sei. In der Schule, in den Ateliers, im Museum, so viel ich durch die Indiskretion einiger meiner Freunde erfahren habe, giebt man sich erbitterten Diskussionen hin. Das thut mir leid, weil ich nicht begreifen kann, dass man Persönlichkeiten in solchen Disput verwickelt; aber ich überzeuge mich täglich mehr und mehr, wie selten die wahren Freunde sind. In der Unerfahrenheit und Offenheit meines Herzens schien es mir, wenn nicht eine persönliche Beleidigung vorliegt, unmöglich, Feinde zu haben, und nun sehe ich, dass ich kaum zwei oder drei Freunde besitze. Auf der andern Seite muss ich Euch gestehen, dass ich geehrt bin durch die Controversen, welche ich hervorgerufen habe; sie zwingen mich zur Eigenliebe und zu dem Gedanken, dass ich wenigstens den Vorzug erlangt, etwas angeregt zu haben. Glücklicherweise werde ich von Herrn Drolling unterstützt und von allen jenen, welche nicht in die Angelegenheit verwickelt, d. h. die nicht Mitbewerber sind. Er hat ein sicheres, rechtliches Urtheil und wird, wenn ich mich verirren sollte, mich zurechtweisen. — Wir gingen alle zusammen, um am Neujahrstag den Meister zu besuchen. Er richtete die gewöhnlichen Worte an uns, welche sich jedes Jahr wiederholen und welche zum ironischen Sprichwort des Ateliers geworden sind: »Seien Sie Freunde, meine Herren, seien Sie Freunde fürs Leben«. Bitterer Hohn, wie man an mir sehen kann! Ich hatte bis jetzt als Selbstbefriedigung und als meinen Stolz empfunden, mein Atelier zu heben, und ihm, in meinem Herzen, die Ehre des Erfolges zu verschaffen. Aber ach! ich sehe, dass mein Meister allein steht, diesen edlen Stolz zu theilen. Er hat gütigst gewollt, dass mein Name an die Wand des Ateliers geschrieben und darüber der Kranz gehängt würde; aber er hat es geradezu befehlen müssen! Ohne dass ich davon sprach, that es

mir wehe; mir, der ich der erste gewesen wäre, der es gethan hätte, wenn es einem meiner Kameraden gegolten hätte. Aber ich bemühe mich, nicht darüber nachzudenken: wenn ich unter allen wenigstens zwei Freunde hätte, würde ich zufrieden sein, aber ich bin nicht einmal dessen gewiss.«

Baudry bereitete sich für eine Logenprüfung im Jahre 1848 vor, als die Revolution im Februar ausbrach. Wie fast die ganze Jugend des Ateliers, ergriff Baudry aufs Wärmste die republikanische Partei. Obwohl aus der Vendée, lässt er sich von dem Strom der neuen Ideen mitfortreissen, spricht mit Begeisterung von »den grossen und schönen Resultaten, welche die Revolution gehabt hat«, beruhigt seine Eltern über die Angst, welche ihnen schon das blosse Wort »Republik« verursachte, bekämpft göttliches Recht und altes Régime, und beurtheilt die erste Revolution nach dem Gesichtspunkte seiner persönlichen Interessen: »Ich darf sie nicht schmähen, ich bin ein Beispiel ihrer Wohlthaten, der Befreiung der untern Klasse. Als Sohn eines Arbeiters, kann ich, wenn Gott mir einen seiner Funken giebt, den ersten Rang in der Gesellschaft erreichen«.*) Die Begeisterung erfüllt ihn in den ersten Monaten. »Es muss etwas in der Luft, die man athmet, sein, was dem Herzen Freiheitsideen und grosse, edle Gedanken giebt. Ich bin Nationalgardist, und ich habe meine erste Wache auf der Akademie, welche gegenwärtig in eine Hauptwache umgewandelt ist, bezogen«.**) Rückhaltlos stimmte er den Schritten der provisorischen Regierung bei, welche, wie er nicht bezweifelt, ernste Resultate haben würden. Er macht sogar Propaganda; vor allem von den Wahlen in der Vendée, in Anspruch genommen, bestimmte er energisch seinen Vater, im republikanischen Sinne zu wählen. »Die Wahlen folgen rasch in Paris sowie in ganz Frankreich; ich denke, dass es in Bourbon ebenso ist; Du sollst auch Deine Stimme abgeben; thue es ja gewissenhaft, und denke, dass wenn nachlässige und bestochene Wähler in Frankreich vorherrschen, die Nation in Gefahr ist, und dass ein nicht republikanisches Parlament den Bürgerkrieg nach Paris bringen wird. Das wäre ein ungeheures Unglück.«***) Und, auf die Wichtigkeit dieser Wahl zurückkommend: »Ich denke, mein Vater, dass Ihr für Diejenigen gewählt habt, welche nach Eurer Ueberzeugung

*) Brief an seine Eltern, 9. März 1848.

**) An dieselben, 28. Februar 1848.

***) An dieselben, 1. April 1848.

würdig und fähig sind, die Vertreter des Landes zu sein«.*) Dann, als die Stimmenmehrzahl in der Vendée sich zu Gunsten der Reaktionäre wendete, verurtheilt er aufs eifrigste diese Wahlen, welche er als gefährlich betrachtet. Aber dieses republikanische Feuer mässigte sich mit der Zeit; der gesunde Verstand Baudry's liebte Ordnung und Pflicht und konnte sich nicht lange in die Excesse der Revolutionäre finden. Bald wurde er der Politik, »dieser epidemischen und gefährlichen Krankheit«, durch die schrecklichen Junitage überdrüssig: »Wir leben in einer traurigen Zeit, und es ist gar nicht leicht, Gemälde und Bilder in diesen Wirren zu machen. Das ist keine Revolution, das ist kein Zusammenhalten, es ist keine Einhelligkeit der Bürger, eine bestehende Regierung umzustürzen, das ist ein Aufruhr, ein schrecklicher Aufruhr, das ist eitel Elend und Trostlosigkeit, das ist einer jener Kriege, die uns das Herz zerreissen, denn jede Kugel tödtet vielleicht einen guten Franzosen. Man kämpft nicht mit Begeisterung, es ist eine geheimwaltende schmerzliche Unterdrückung.

Das ist der wahre Charakter dieses Aufruhres, mein Herz blutet im Stillen über diesen Bruderkrieg, und ich danke dem Himmel, Euch vor Gefahren sicher zu wissen.**) — Genug von diesem traurigen Kapitel; mein Herz blutet angesichts des gräulichen Bürgerkrieges und ich überlasse es den Zeitungen, Euch von den schrecklichen Gewaltthaten dieses Aufruhrs zu berichten.***) Und, nach einigen Monaten: »unsere arme Republik ist, ach, sehr krank. Muss ich denn glauben, dass sie in unserer Zeit für Frankreich noch unmöglich ist? Armes Frankreich! Was mir das Herz zusammenschnürt, ist der Gedanke an all die Opfer, die im Februar fielen«.

Inmitten dieses Bürgerkrieges verfolgte gleichwohl Baudry seine Studien; als zweiter in der Loge, widmete er seine ganze Zeit dem Prüfungsbilde »Der hl. Petrus bei Maria«. Das Programm gefällt ihm gar nicht. »Ich finde es fad und sehr unbedeutend und kann nicht begreifen, wie das Institut einen ähnlichen Gegenstand in den gegenwärtigen Zeiten geben konnte. Vergangenes Jahr hatten wir ein aufregendes Sujet, eine Mordscene; wer hätte nun glauben können, das wir, nachdem man uns unter der Monarchie die Todesangst eines Tyrannen zur Aufgabe gestellt, nun unter

*) Brief an seine Eltern, 23. April 1848.

**) An dieselben, 24. Juni 1848.

***) An dieselben, Ende Juni 1848.

der Republik ein solches Bild bekommen würden; so etwas ist ja geradezu wie Rosenwasser und Orangenblüthen.« *) Seine Anstrengungen, und einige glückliche Anfänge, konnten ihn nicht mit der Unerquicklichkeit der Aufgabe aussöhnen. »Mein Bild entwickelt sich nicht schlecht, wenn ich auch noch nicht weiss, ob ich es ebenso gut beendige. Es ist nicht der gute Wille und das Streben, was mir fehlt, aber das Uebel liegt im Programm; es ist unmöglich, ein einfältigeres und unbedeutenderes zu geben«.**)

Natürlicherweise wird er zurückgewiesen, und in seiner gewöhnlichen Offenheit hält er seine Niederlage für wohl verdient.***) »Ich weiss, dass ich einen Fehlgriff gemacht; ich richte mich streng und schulde mir die Wahrheit.†) Und ohne sich durch die Meinungen einiger schmeichlerischer Blätter verführen zu lassen, bemüht er sich aus seiner Niederlage Nutzen zu ziehen. Er giebt sich genaue Rechenschaft über die Ursachen seines Misserfolges, und darüber, woran es ihm noch gebricht. »Ich besitze nicht die Fruchtbarkeit und die Erfindungsgabe im Componiren, welche den zukünftigen Historienmaler ausmacht. Ich componire mühsam und peinlich; ich muss mir Leichtigkeit und Kraft erringen; darauf zielen all meine Studien ab, und ich werde sie erreichen«.††) Aber das Wohlwollen der Bürger von La Roche-sur-Yon liess etwas nach; einige Unzufriedene setzten der Unterstützung Schwierigkeiten entgegen. Baudry nahm diese Nachricht mit etwas beleidigtem Stolz auf: »Ich habe Herz genug um zu verstehen, dass dieses Geld sich nur durch Erfolg und Hingabe verdienen lässt, vielleicht bedarf es selbst Ruhm; meine Zunge stammelt nur schüchtern dieses Wort, aber mein Herz ist erfüllt davon.« †††)

Im folgenden Jahre (1849) begannen wieder die Strapazen der Prüfung. Trotz der fortgesetzten Ermuthigungen Drollings, der ihn aufmunternd nicht müde wird zu wiederholen: »Ich rechne auf Sie, Sie müssen den

*) Brief an seine Eltern, 10. Juni 1848

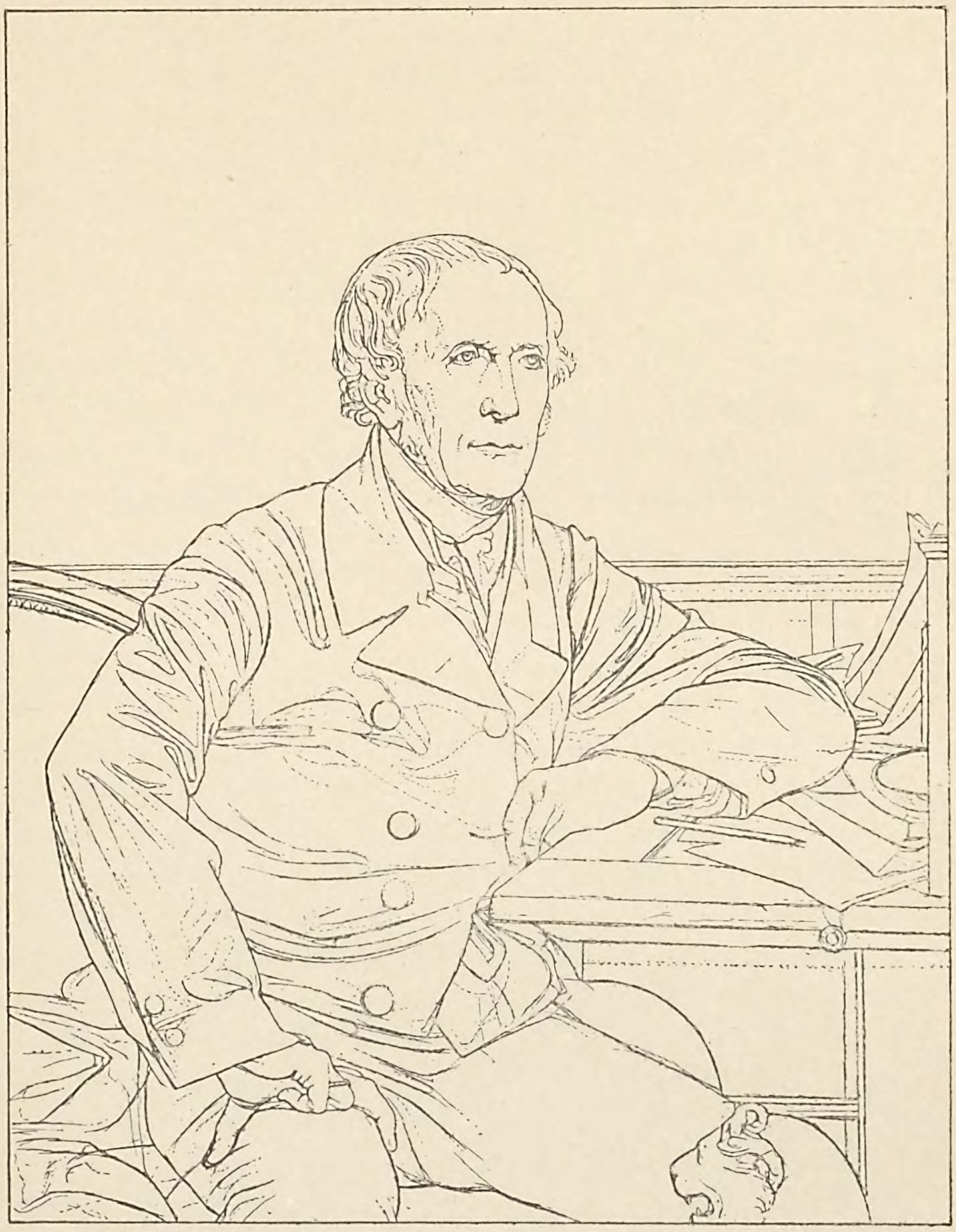
**) An dieselben, 24. Juli 1848.

***) Es gab übrigens in diesem Jahre gar keinen ersten grossen Preis. Der zweite grosse Preis wurde in erster Linie Gustave Boulanger, in zweiter dem Bouguereau zuerkannt.

†) Brief an seine Eltern, 28. September 1848.

††) An dieselben, 3. Oktober 1848.

†††) In demselben Briefe vom 3. Oktober 1848.



M. GUIZOT

Preis dieses Jahr davontragen, Sie können, Sie müssen es,« *) legt Baudry doch etwas Furcht an den Tag; er getraute sich nicht die hoffnungsvollen Erwartungen seines Lehrers zu theilen. Bei dem nahenden Kampfe und während des Kampfes selbst, in unmittelbarer Sicht aller Gefahren und Klippen, zeigte er sich nervös, erregbar, aufs Aeusserste gereizt: »Ich bin krank gewesen, wie ich es immer bei den Prüfungen bin . . . Die Unruhe und die Aufregungen berauben mich meines freien Denkvermögens Ich habe gerade so viel Angst, wie das erste Mal, hauptsächlich, weil in diesen Prüfungen der Zufall und die Stimmung des Augenblicks so viel zu sagen haben. Man kann für gar nichts sicher sein, selbst nicht für den ersten Versuch Wenn Du wüsstest, wie aufreibend und trostlos es ist, drei Monate in diesem Käfig zuzubringen!**)

Das Programm: »Ulysses von seiner Amme Eurykleia wiedererkannt« gefällt ihm ebensowenig, als »der hl. Petrus« vom vorhergehenden Jahr. Ueberdiess war es von besonderer Schwierigkeit, fünf Frauen zu malen, da die engherzigen Vorschriften des Institutes den Eintritt weiblicher Modelle in die Logen verbieten«.***) Sein aufsprossender Naturalismus empört sich gegen dieses Verbot, und er entschädigte sich damit, dass er das Porträt der damals in Paris anwesenden Mademoiselle Sartoris für eine der griechischen Sklavinen seines Bildes malte. Er wiegt sich übrigens keineswegs in Illusionen über das Ergebniss der Prüfung: »Ich hoffe nichts dieses Jahr . . . Alles ist gegen mich: das Programm, sein Charakter und meine eigene Empfindung; ich muss meine Natur ausserordentlich anstrengen, um es so künstlerisch auszuführen, wie man es in der Akademie wünscht; und nichts hasse ich so sehr, als die vorgeschriebenen Wege und Pfade. Wenn ich Mittel hätte, unabhängig zu leben, würde ich das nicht so hartnäckig betreiben, denn man kann auch ein grosser Maler werden, ohne sich dem Drucke der französischen Akademie auszusetzen, aber meine Unterstützungen, meine Verpflichtungen, Eure Wünsche selbst, alles das macht es mir zur Pflicht, früher oder später Alles zu überwinden. Käme doch ein energischer Gegenstand, bei welchem ich mich nach Herzenlust ausbreiten könnte, auf den ich seit zwei Jahren in vergeblichem Wünschen harre! Ich verlange

*) An seine Eltern, 17. Februar und 30. April 1848.

**) An dieselben, Juni und Juli 1849.

***) An dieselben, 12. Juni 1849.

nach scharfem Essig, um mich wieder zu beleben, und man gibt mir Orangeblüthe, welche meinem Herzen widerstrebt«.*) Auf die Möglichkeit einer Niederlage zurückkommend, beruhigt er im Voraus seine Eltern: »Die grossen Maler haben nicht alle den grossen Preis gehabt, so wie es auch viele schlechte und unbekannte gibt, welche ihn früher bekommen haben.«

Um sich für seine vorhergesehene Niederlage zu entschädigen, denkt er schon an sein folgendes, für den nächsten Salon bestimmtes Bild: »Ich werde ausstellen, und mir einen Namen machen, wenn ich kann. Ich habe dieses Jahr ernste und hohe Studien gemacht, und beginne klar in meiner Kunst zu sehen.« Sei es zu seiner Erholung, sei es um Landschaften nach der Natur zu studiren, gestattet er sich einige Tage der Zurückgezogenheit in den herrlichen Wäldern von Fontainebleau. »Wir führen hier das materielle Leben eines Fuhrmanns und das geistig anregende eines Künstlers. So ein Leben kann einen Künstler begeistern, immer in der Natur zu sein, erfüllt von Sonne und Grün, bald die in der untergehenden Sonne funkelnden Diamanten, bald den reinen, glänzenden Thau des Morgens zu schauen.« **) Er brachte von diesen Ausflügen sieben Landschaftsstudien mit. Kaum nach Paris zurückgekehrt, erfuhr er seine Niederlage und tröstet sich darüber:***) »Die römische Reise wäre für mich dieses Jahr ein Unglück gewesen; ich fühle mich noch nicht sicher genug in meinem Talent, und habe noch keinen festen Stützpunkt gefunden«.†)

Drolling belebt nochmals den Muth eines Schülers, dessen gediegenen Werth er würdigt: »Ich habe neulich die Ehre gehabt bei Herrn Drolling zu speisen. Während wir bei Tisch sassen, durchging ich in Gedanken meine Vergangenheit und erinnerte mich an den Tag, als ich allein, verlassen, unwissend, aber voll guten Willens in dasselbe Zimmer hier eintrat. Herr Drolling drückte mir seine Wünsche voll Vertrauen aus. »Unsere Reise nach Italien, sagte er, werden wir zusammen machen; bevor ich sterbe, möchte ich noch einmal Italien sehen, und das wird mit Ihnen sein.«††)

*) Brief an seine Eltern, 9. September 1849.

**) An dieselben, 30. August 1849.

***) Der erste grosse Preis wurde von Gustave Boulanger, der zweite von M. Chazal errungen.

†) Brief an seine Eltern, 27. September 1849.

††) Brief an seine Eltern, 9. November 1849.

Von den Sorgen der Prüfung befreit, kehrte Baudry von ganzem Herzen zu den Freuden der Malerei zurück: »Ich verdanke Ihnen fast meine ganze Erkenntniss«, schreibt er an M. Renard, »denn Sie waren einer der ersten, der mich verstand, und diess ist mir ebenso werthvoll, ich sage nicht, wie das Leben — denn das hätte für mich keinen Werth, wenn ich nicht Künstler wäre — aber wie die liebende Empfindung, welche uns zu dem Sympathischen hindrängt«.*) Dann installirt er sich, um sein grosses Bild anzufangen, in seinem ersten Atelier 57 Rue du Cherche-Midi. Zur dramatischen Darstellung hingezogen, nimmt er als Motiv: Pompejus' Leichenbegängniss: »Als dem Besieger des Orients das Leichenbegängniss verweigert wurde, macht sich ein Sklave daran, einen bescheidenen Scheiterhaufen aufzurichten. Da kömmt ein alter Soldat, welcher unter Pompejus seine ersten Waffenthaten verrichtet hatte, des Weges und ruft den Mann an: »Wer bist Du, der Du die Bestattung des grossen Pompejus besorgest?« — »Sein Sklave«, antwortet der Erstere. — »So musste mich denn ein merkwürdiger Zufall hieherführen, um Dir in der Erfüllung dieser Pflicht helfen zu können. Mein Schicksal aber, aus meinem Lande verbannt zu sein, ist nicht mehr zu beklagen, denn als Ersatz habe ich ja den Trost mit meinen Händen den grössten Feldherrn der Welt mit bestatten zu können«.

»Der von mir gewählte Moment ist, wie der Sklave sich mit thränenvollen Augen über den Leichnam beugt, ganz vertieft in seine Pflicht, und wie er nun von der Ankunft des Veteranen unterbrochen wird, welcher die Geberde zeigt, als ob er das Obengemeldete zu sagen im Begriffe stehe. Im Hintergrunde ist das Meer, mit seinen rauschenden Wogen, welche fast ihre Füsse bespülen; darüber ist trüber Himmel, und um die kahlen Felsen, deren Düsterkeit noch gesteigert wird durch den Rauch des Scheiterhaufens, der sich vom Winde getrieben zum Himmel erhebt, herrscht allgemeine Trostlosigkeit. Das ist mein Gegenstand, den ich in einem Bilde von acht zu zwölf Fuss ungefähr ausführen werde. Ich brenne vor Ungeduld, mich ans Werk zu machen; die Skizze ist fertig, und ich habe die Cartons angefangen«.**) Mit besonderer Vorliebe setzt er sich an ein Werk, das ihm nicht vorgeschrieben ist, und vollendet es in einigen Monaten. »Mein Bild

*) Brief an M. Renard, 7. Januar 1850.

**) Brief an seine Eltern, Oktober 1849.

schreitet rasch vorwärts;*) in vierzehn Tagen werde ich es, denke ich vollständig fertig haben. Man macht mir grosse Complimente, so dass ich beinahe beruhigt bin. Wir werden nun sehen, wie es das Publikum aufnimmt. Herr Drolling hat mir gesagt: »Ich bin mit Ihnen zufrieden«, was aus seinem Munde sehr schmeichelhaft ist. Ich weiss nicht, ob ich es Ihnen gesagt habe, dass mein Bild 10 $^1/_2$ Fuss lang und 8 Fuss 4 Zoll hoch ist. Die Personen werden 6 $^1/_2$ Fuss hoch . . . Die Hauptschwierigkeit ist jetzt die Beschaffung eines Rahmens in dieser Dimension; derlei ist unverschämt theuer, und auch mit der grössten Sparsamkeit wird mich ein solcher 150 bis 200 Frs. kosten«. Und kurz darauf: »Im Augenblick bin ich sehr zufrieden, weil ich mein Bild beendigt; ich arbeite mit Hoffnung und Vergnügen . . . Mein grosses Bild verschafft mir unter den jungen Leuten schon das Ansehen eines fertigen Mannes«.**)

Dieses Werk, auf welches er so viel Hoffnung setzte, war für die Ausstellung 1850 bestimmt, welche nicht stattfand. Später war Baudry in seiner Selbstbeurtheilung so streng geworden, dass er es vernichtete.

Beinahe zur selben Zeit führte er eine kleine Skizze, oder vielmehr ein kleines Gemälde aus, »welches«, wie er sagte »in allen Ateliers grossen Erfolg gehabt hat«. Es war eine Landschaft, die er zum Theil aus seinen vendéischen Erinnerungen, zum Theil aus kürzlich in Fontainebleau gemachten Studien entnommen. »An purpurrothem Himmel, von welchem sich die verkrüppelten Bäume und das Heidekraut unseres Landes abheben, geht die Sonne unter; in der Mitte eines Weges, an einem Wechsel, wie die Jäger sagen, steht ein langmähniges kleines Pferd unbeweglich auf seinen vier in dem Haide- und Farnkraut versenkten Beinen und scheint sich seinen Betrachtungen hinzugeben, wie der Mann, der auf ihm reitet. Das ist ein Royalist aus der Bretagne, mit grossem Hut, grünbesetzter Weste, weiten Hosen, blauen Strümpfen, mit rothen Strumpfbändern gehalten, und um den Legitimisten zu vervollständigen, grossen strohgefüllten Holzschuhen, welche im Steigbügel ruhen, dazu umgürten die Riemen einer Säbeltasche und eines augenscheinlich einem republikanischen Husaren geraubten Cavalleriesäbels, welche an den Seiten seines Pferdes baumeln, seinen Leib. Und um

*) Brief an seine Eltern, Februar 1850.

**) An dieselben, 18. März 1850.

das Bild eines Briganten zu vervollständigen, hängt ein Gewehr um seine Schulter, dessen Bayonnette im Feuer der untergehenden Sonne funkelt. Von den Republikanern verfolgt, war er ihrem Gewehrfeuer ausgesetzt gewesen, und entrann nur dank seiner Ausdauer und seiner Kenntniss der Hohlwege. Eine Schlucht führte ihn an eine Kreuzung mit einem alten Kruzifix, wo er erschöpft anhält. Erinnert Ihr Euch, dass ich sagte, ich wollte Neues in der Malerei ausführen, und zwar die Kämpfe der Riesen der Vendée, wie Napoleon sie nannte. Und nun! Da ist ein kleiner Versuch! Es ist nichts, es ist eine Leinwand von 8 Zoll, doch das Lob, das man mir spendet, ist mir eine gute Vorbedeutung für später.« *)

Baudry denkt zu dieser Zeit sich in der That den Scenen des Vendéeraufstandes zu widmen; an der Mauer seines Ateliers ist eine lange Leinwand gespannt, worauf er mit viel Schwung Scenen dieses Krieges zeichnete. **) Vielleicht erwachte der Trieb des alten Vaters Le Comte unbewusst in dem jungen Vendéer. Wie es auch sein mag, als Baudry im Salon der letzten Jahre den schönen effektvollen Blättern von Julien Le Blant begegnete, bewunderte er sie mit lebhaftem Antheil, wobei er sich gerne an das jugendliche Feuer erinnerte, mit welchem er sich selbst zu den ergreifenden Episoden der Westkriege hingezogen gefühlt hatte.

Endlich naht die Prüfung von 1850. Die Misserfolge der zwei vorhergehenden Jahre konnten Baudry nicht entmuthigen; er hat mehr als je Vertrauen auf die Zukunft: »In der Kunst muss man es wie ein unkluger Landmann machen, welcher sein ganzes Korn säet, um entweder eine herrliche Ernte zu bekommen, oder alles zu verlieren. Wenn es gut geht, treibt aller Samen, und er hat im folgenden Jahr soviel, dass er nicht weiss, wo unterbringen; wenn die Saat missräth, hat er sein Leben und sein Brot gesät, er ist ruinirt. In der Künstlerlaufbahn ist das Talent und das Glück soviel wie dort fruchtbares Wetter; Unfähigkeit oder Unglück dagegen schlechtes; ich habe das Vertrauen, dass ich eine gute Ernte haben werde.« ***)

Seit seinem Eintritt in das Prüfungs-Atelier, das sechste der Reihe, zeigt sich Baudry voll von Vertrauen und Hoffnung, auch das gegebene Prüfungs-

*) Brief an seine Eltern, 12. März 1850. — Dieses kleine Bild ist jetzt im Besitz von M. Guitton. Nichts an demselben lässt die künftigen grossen Eigenschaften des Meisters ahnen.

**) Jules Breton, in dem obenerwähnten Nekrolog auf Paul Baudry.

***) Brief an seinen Vater, 17. Januar 1850.

Programm, dessen Gegenstand der dramatischen Geschichte von Rhadamistes und Zenobia entnommen ist, entzückt ihn: »Zenobia hatte gewollt*), dass ihr Gemahl sie ersteche, damit sie nicht in die Hände der Feinde fiele; lange flehte er sie an, er umarmte sie, ehe er sich halb aus Liebe halb aus Verzweiflung entschloss, sie mit seinem Schwerte zu durchbohren. Nachdem er nun ihren Körper nach dem Ufer des Flusses geschleppt, um ihn zu versenken, setzt er seine rasche Flucht fort; aber die Wasser tragen den Körper der Zenobia an das Ufer, die Hirten bemerken ihn, laufen herzu, erkennen an ihrem vornehmen Aeussern und ihrem Schmuck eine Frau von Rang, und lassen ihr Pflege angedeihen, bis es ihnen gelingt, sie zum Leben zurückzurufen. Das zu behandelnde Sujet ist durch die letzterwähnten Momente gegeben, es ist die ihr zu Theil werdende Pflege. Ich bin mit dem Gegenstand und meiner Auffassung zufrieden, und arbeite mit viel Eifer«. Dieser Eifer hält ihn aufrecht bis zum Schluss der Prüfung: »In drei Wochen werde ich fertig sein, ich weiss noch nicht, was geschehen wird, denn die Hauptfigur meines Bildes, die Frau ist noch nicht in Ordnung, wenn ich das Glück habe, dass sie mir gelingt, kann ich Euch sagen: »Vertrauen und Hoffnung!«**) Einen Monat später schrieb er: »Wir sind seit gestern aus den Logen entlassen, mein Bild ist gut.***) Endlich, Samstag den 13. September zeigte er den grossen Sieg an: »Meine geliebten Eltern, ich habe soeben den ersten grossen Preis errungen! Erfolg in jeder Beziehung! Lobeserhebungen und Ermuthigungen von unseren grossen Meistern; ich werde Euch bald schreiben, ich habe nicht Zeit Euch mehr zu sagen, denn ich habe 25 Briefe heute Abend zu schreiben; indess ich befinde mich wohl, lebt wohl, meine geliebten Eltern«.

»Ich habe in meinen alten Briefen eine Stelle gefunden, wo ich Euch sagte: Mein kühnster und verwegenster Traum wäre, mit 22 Jahren den grossen Preis zu erringen; Ihr seht, dass ich Wort gehalten habe. Ich umarme Euch!« †)

*) An seine Eltern, 9. Juni 1850.

**) An dieselben, 18. Juli 1850.

***) An dieselben, 20. August 1850.

†) Gleichzeitig hatte er seinen Erfolg seinen zwei wärmsten Gönnern angezeigt: »Mein lieber Herr Moreau! Ich habe soeben den ersten grossen Preis errungen. Ich muss



LE BARON CHARLES DUPIN

Der glückliche Preisgekrönte reiste alsbald nach Napoléon Vendée ab, wo ihn herzliche Huldigungen, und nur allzu zahlreiche Feste erwarteten: »Ich führe*) hier ein sehr langweiliges und materielles Leben; ich wälze mich vom Frühstück zum Mittagessen, den Magen voll und den Kopf leer . . . Glücklicherweise habe ich, um mich vor den stürmischen Händedrücken zu retten, einen Schild in meiner Eigenschaft als Künstler, indem ich mich hinter eine Wolke zurückziehen kann, um mich vor den Blicken der langweiligen Sterblichen zu verbergen«.

Das Heimweh nach Paris erfasst ihn bald: »Ich bin**) wie ein Jude in der Wüste; und die Zeitungen und Briefe, die mir von Paris aus zukommen, sind mir eben so heilig, wie den Hebräern das Manna war. Wie gross sind doch die Wandelungen in dem grossen Kastanienkessel, den man Existenz nennt! Vor fünf Jahren hatte ich Heimweh nach der Vendée, jetzt habe ich es nach Paris«. Endlich sieht er die so ersehnte Hauptstadt wieder, wo er bald so vielfach von Beschäftigungen und Pflichten in Anspruch genommen ist, dass er seine Freunde aus der Vendée einigermassen vernachlässigt: »Ich bin gewiss,***) dass Du mir mein langes Stillschweigen gerne verzeihen wirst, denn Du weisst, dass ich, wenn ich auch nicht an Dich schreibe, doch nicht weniger an Dich denke. Es gibt im Leben Augenblicke, wo alle Empfindungen, alle Gefühle zusammengedrängt und gleichsam gestaut sind durch ein Uebermass von Freiheit, Wohlbehagen und Befriedigung der Eigenliebe, das uns eine Menge von Glückszufällen zusammengetragen hat, — bis die Zeit über diese moralische Umwälzung hinweggegangen ist, und die regelmässigen Gewohnheiten und die süssen Erinnerungen früherer Zeiten zurückkehren. Glaubst Du wohl, dass ich nicht mehr meinen Eltern geschrieben habe, seit dem Brief, den Du mir selbst zusammengefaltet hast? Und doch, sicherlich ist es nicht aus Ver-

vor Allen Ihnen diess melden, denn Sie sind für mich die edelmüthigste und einsichtigste Vertretung meiner Heimath, Ihnen verdanke ich es, zur Kunst gelangt zu sein, und wenn ich in Zukunft Erfolg habe, werde ich denselben Ihnen zuschreiben«. — »Mein lieber Herr Renard! Ich habe eben den ersten grossen Preis bekommen. Ihr kleiner David, der ich bin, bittet Sie, ihm eine californische Zukunft zu prophezeien, thun Sie es als mein Glücksstern, so bin ich derselben sicher«.

*) Brief an M. G. Guitton, September 1850.

**) An denselben, 11. September 1850.

***) An denselben, 16. Oktober 1850.

gesslichkeit. Was ich Dir hundertmal gesagt, dass es für sie und nur für sie mich glücklich macht, Erfolg zu haben; das ist immer noch mein Gedanke.«

Endlich folgte das Abschiedsmahl, bei welchem die Akademiker und die Gekrönten zusammen waren. Die Feierlichkeit des Mahles schwächte die Begeisterung des Schülers nicht, welcher in höchst komischer Weise erzählt: »Gestern habe ich mit der Akademie gespeist, mit den ältesten Preisgekrönten und allen Kunstmäcenen; folgende habe ich mir gemerkt: Drolling, Robert-Fleury, Delacroix, Cavelier, Husson, Halévy, Martinet, Schnetz, Lebas, Raoul-Rochette, Toussaint, Lemaire etc. Um die Mitte des Diners sagte mir Vater Drolling: »Sehen Sie diese Kugel an, wenn Sie einen Kopf wie diesen hier sehen, können Sie sagen: Das ist ein Dummkopf.« Du siehst, wie die Collegen unter einander reden. Ich habe die liebenswürdigsten Rathschläge von den Altvätern der Akademie erhalten. Man nannte mich: Lieber Kamerad, welch ein Glück! Man brachte auf uns einen Toast aus, auf welchen ich mit folgenden Worten antwortete, und zwar ruhig und sicher, wie nach parlamentarischem Gebrauch, so dass man sehen konnte, dass ich nicht zu viel getrunken habe: »Danke meine Herrn, auf Ihre Gesundheit.«

Diesen Abend speise ich im Bois-de-Boulogne: noch eine Rede; morgen speise ich bei M. de la Bédollière, den ich neulich bei Herrn Boivert kennen gelernt habe; Sonntag speise ich in Lille mit dem Präfekt des Departement Nord. Ach Gott sei Dank! Ich habe genug! Haltet neuntägige Andachten, dass keine Einladungen mehr kommen. Ich hätte tausend spasshafte und komische, ernste und würdige, lächerliche und einfältige Dinge Dir zu sagen, aber ich bin schon schreibmüde und Du wirst mir verzeihen, wenn ich so rasch meinen Brief schliesse.«

So endigte also, durch den mit Recht gehofften Sieg, der erste Theil einer so glänzenden Carriere. Alles, was ein ernster Beruf, ein edler Ehrgeiz, ein tiefes Pflichtgefühl an Kraft und Energie geben können, hatte Baudry mit glühendem Eifer aufgeboten, um zu dem Ziele zu gelangen, zum grossen Preis von Rom. Er hielt ihn endlich in Händen, man weiss, nach welcher Reihe von Anstrengungen. Wie viele Wechselfälle und Entmuthigungen! Welche Aufregungen, welche Aengsten bei jedem Vorabend der Prüfungen, welche doch für die Gegenwart und für die Zukunft gleich wichtig waren, zunächst die Fortdauer der gewährten Unterstützung bestimmten, und die Stationen für den Weg nach Rom bildeten.

Mit der hingebenden künstlerischen Beschäftigung hatte sich bei Baudry das Gefühl der nagenden Unruhe verbunden, welche die Unsicherheit seiner materiellen Verhältnisse jeden Tag erneuerte. Jetzt waren die etwaigen Vorwürfe seiner Gönner, die zu gewärtigenden Vorwürfe seiner Eltern, die Sorge wegen der eingegangenen Verbindlichkeit gegen die Stadt und das Departement, die ersten Schmerzen der Verbannung, alles das war vorüber, und der Künstler konnte sich ganz und frei seiner Kunst widmen.

Welches waren aber die erlangten Eigenschaften und die Richtungseigenthümlichkeiten des zukünftigen Schülers der Villa Medicis? Sonderbar! »In seinen ersten Studien zeigte Baudry eine Wildheit in Farbe und Ausführung, welche bedenkliche Folgen fürchten liess. Das Colorit war mächtig aber roh, die Zeichnung kräftig, aber gewöhnlich; der Schüler gefiel sich in kraftvoller Muskulatur, welche er aber in Betonung und Modellirung oft übertrieb. Sein grosser Pinsel erhob sich gegen die Anmuth der Natur, widersetzte sich den reinen Linien und den geschmeidigen Formen des weiblichen Körpers; er hatte Kraft, aber es fehlte ihm an Leichtigkeit; er liebte und gebrauchte dicken und schweren Farbenauftrag und kümmerte sich wenig um elegante Technik Mit einem Worte, in seinem Geschmack und seinem Styl schien er bestimmt zu sein, sich eines Tages Caravaggio oder Spagnoletto zu nähern.« *) — »Ich erinnere mich, sagte M. Jules Breton, mit welcher Meisterschaft er schon im Jahre 1847 seine Figuren im Atelier malte, wie er sie in grossen Flächen und im vollen Auftrag modellirte und seine charakteristischen Accente in schneidigen Strichen hinsetzte.« In der That hatte Baudry jene feste Zeichnung, so wie sie sich in einigen Ateliers der Akademie bereits gezeigt hatte, und er trieb den Respekt vor dem lebenden Modell so weit, dass er sogar die Fehler und Hässlichkeiten desselben wiedergab **); er folgte einem gewissenhaften Naturalismus; er besass die wohlgeschulte Kunst der Gruppirung seiner Personen; dazu wenn auch nicht die Kraft, so doch das Bestreben, kraftvoll zu erscheinen; eine Freiheit in den Farbentönen, die manchmal, wie in der

*) Olivier Merson, Paul Baudry. Le Monde illustré, 23. Januar 1886.

**) M. J. E. Saintin, einer der besten und theuersten Kameraden Baudry's, bewahrt einen dieser fest und fein gezeichneten Akte, wie auch sein Portrait, von seinem Freunde im Januar 1849 ausgeführt.

Draperie des Vitellius, fast roh erschien, aber neben dieser Rohheit eine gewisse Zartheit, wie in dem Hintergrund desselben Bildes. Es kann nicht geleugnet werden, dass dieses Gemälde noch voll Fehler, voll Härten, erdig und durch Schüler-Alltäglichkeiten entstellt ist, so wie die rothe Draperie, welche die fehlenden Glieder vergessen machen soll, von schreiender Färbung ist und keineswegs durch die Umgebung gemildert wird. Aber der Rumpf und der Kopf des Vitellius sind von einfacher Mächtigkeit und dramatischer Wirkung. Der junge Maler hat die blöde Bestürzung dieses Beherrschers der Welt, der vom Thron in die Gosse gestürzt wurde, preisgegeben den Wuthausbrüchen eines zügellosen Pöbels, gut ausgedrückt.« *) Auch einige Theile des später gemalten Zenobiabildes, wie die Heldin selbst, auf welcher »man einen Hauch von rührender Grazie keimen sieht« **), und der erstaunt vor ihr stehende junge Hirt sind frisch und wahr gemalt; die Atmosphäre hat schon eine bemerkenswerthe Klarheit, welche den künftigen Coloristen ankündigt, und welche im Saale der Preise von Rom an der Akademie der Künste aus der Eintönigkeit der sie umgebenden Gemälde hervorsticht.

*) Jules Breton, im oben angeführten Nekrologe.

**) Ebenda.



M^me^ MADELEINE BROHAN

AUFENTHALT IN ITALIEN.

BRIEFE UND TAGEBUCH (1850—1856).

(ABREISE NACH ROM; VILLA MEDICIS; REISE DURCH ITALIEN; »THESEUS IM LABYRINTH«; DER »KAMPF JAKOBS MIT DEM ENGEL«; DAS »GLÜCK UND DAS KLEINE KIND«; DIE COPIE DER »JURISPRUDENZ VON RAFFAEL«; »FRÜHLING«; DIE »TODESSTRAFE EINER VESTALIN«; DAS LEBEN IN ROM).

So ausgestattet, reiste Baudry im Dezember 1850 nach Rom ab. Indem er seine Eltern beständig auf dem Laufenden hält, schreibt er ihnen, kaum in Lyon angekommen, schon seinen ersten Brief:

25. Dezember 1850.

Alles erinnert mich hier an Paris, welches ich am 23. d. M. früh 11 Uhr verlassen habe. Am Tage vor meiner Abreise ging ich zu meinem vortrefflichen Meister, Herrn Drolling, um ihm Lebewohl zu sagen. Welch' starkes und theilnehmendes Herz! Welch' männliche Zärtlichkeit! Lieber und vortrefflicher Mann! Sollte ich Dich nicht wiedersehen, gestatte wenigstens, dass ich den Wunsch hege, Deinen Ruhm wachsen und den der grossen Männer von Herz und Genie unseres Jahrhunderts erreichen zu sehen. Ich habe ihn mit schwerem Herzen verlassen und mich in einen Wagen gestürzt, welcher mich schnell nach dem Posthof brachte, wo 2—300 Personen, welche uns Adieu sagen wollten, versammelt waren. Mehr als ein Auge glänzte, mehr als eine junge Brust bebte: ich bin gewiss, in dieser Menge waren Jungens, welche vor Ungeduld brannten, es auch einst zu einer solchen Reise zu bringen, und für welche das eine mächtige Aneiferung hat sein müssen

Dann schreibt er von Marseille:

1. Januar 1851.

. . . . Ich bin von meiner Reise entzückt: Ich habe den ganzen Süden, Lyon, Valence, Avignon, Orange, Nîmes, Arles besucht, und fast überall fand ich die schönsten und bewunderungswürdigsten Dinge! Die Einzelnheiten

dieser Eindrücke werden Euch nicht interessiren, denn wir Künstler begeistern uns für Sachen, welche den meisten Menschen unverständlich sind, und leben im Reich der Träume. So z. B. glaubt Ihr, dass eine alte Marmorsäule, welche inmitten von Ruinen steht, genügt, mir Dinge, welche sich vor achtzehnhundert Jahren ereignet, vor Augen zu führen, und mir die Bevölkerung und Racen in ihrer Vergangenheit voll Ruhm und Macht wieder zu erwecken. Wir Künstler besonders, die wir nicht minder die todten Dinge wieder zu beleben, als das Lebende darzustellen haben, verdanken es unsern Studien, dass wir sogar einen höheren geistigen Genuss empfinden, wenn wir aus der Geschichte schöpfen. In Orange, am äussersten Ende der Stadt, befindet sich ein Triumphbogen aus der Zeit von Jesus Christus: in diesen Steinen, in diesen Gewölben sehe ich das grosse Rom, ich sehe den siegreichen Cäsar mit seinen Legionen hindurchziehen, und da ich seine Büste kenne, kann ich mir sein Gesicht vergegenwärtigen, ich sehe seine Rüstung, seine Kleider; mein Geist bringt ihn mir vor Augen, so lebhaft und handgreiflich, wie Ihr vor denselben steht. In Nîmes bestieg ich in den Ruinen der Arena die obersten Stufen; ich setzte mich auf diese Steine, die schon achtzehn Jahrhunderte gesehen haben. Ich sehe die Prokonsuln und die Kaiser in ihren weissen, mit Purpur besetzten Kleidern, ich nehme Platz auf ihren Sitzen; ich höre die wilden Thiere in ihren Käfigen brüllen und das Volk auf den Stufen schreien, — während jetzt Eidechsen und Reisende wie wir sich vereinzelt sonnen, denn hier giebt es Sonnenschein und blauen Himmel, glaubt es mir aufs Wort und beschuldigt mich nicht poetischer Uebertreibung, wenn Ihr Eure gefrorenen Fenster und schmutzigen Strassen seht. — In Italien, in dem herrlichen Lande, wie viel werde ich da zu schreiben haben! . . .

Endlich kommt er in Rom an, gegen Mitte Januar 1851. Rom verwirrte ihn zuerst ein wenig, wie ehemals Paris. Das Bezaubernde der Villa Medicis, die historischen Erinnerungen, die Poesie der Legenden, die grossartige Majestät der Königin der Städte überwältigten ihn und brachten seinen schrankenlosen Wissensdurst ausser Fassung. Nach und nach, Dank den Spaziergängen durch die Einsamkeit der lichtvollen römischen Campagna, welche vor seinen Blicken die glänzenden Linien des fernen Horizontes entfaltete, Dank der Ruhe und den langen Betrachtungen, gewann er sein Gleichgewicht wieder, konnte die unvergleichliche Pracht der ewigen Stadt

bewundern und seine Meister aufsuchen. — Wir können nichts Besseres thun, als Baudry selbst erzählen lassen, so wie er es in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit seinen Eltern und einigen Freunden thut, die grossen und kleinen Tagesereignisse, die täglichen Arbeiten, die Zwischenfälle bei den Excursionen durch Italien, die Eindrücke jeder Art treu wiedergebend.

An seine Eltern:

Rom, 28. Januar 1851.

Ich bin am Ziel meiner Reise angelangt: nichts wäre für mich schöner und berauschender gewesen, als dieser nun verwirklichte Traum, wenn ich nicht am Ende Kummer und Trauer gefunden hätte. In Florenz zuerst, inmitten meines Künstlerglückes, ereilte mich eine schreckliche Nachricht: ein französisches Blatt brachte mir die Kunde vom Tode M. Drolling's. Ihn verlassend, sagte ich ihm also mein letztes Lebewohl! Ich glaubte nicht, dass er uns schon so bald sollte genommen werden, uns, die wir ihn so sehr liebten, und die wir fühlten, wie tief der Edelmuth seiner grossen Seele war. Ich habe versucht zu zweifeln und zu hoffen und wartete darauf, bestimmte Nachricht in Rom zu finden. — Ich habe sie dort gefunden! — Er ist todt! . . . Ich bin nicht im Stande, Euch Näheres von dem zu berichten, was ich hier gesehen habe. Ich bin zu traurig, um daran Vergnügen zu finden. Genüge es Euch, zu wissen, dass ich im bezauberndsten Lande der Welt bin, mitten unter den Kunstwerken des Weltalls und in der glücklichsten Lage, sie zu empfinden und zu verstehen. — Es ist mir öfter begegnet, wie es jedem geschieht, mich in überspannten Träumereien zu ergehen. Ich sah mich in einen Palast von Marmor mit Gold und Blumen versetzt. Die Sonne war strahlend; Fontänen sprudelten inmitten von Blumenbeeten, bewunderungswürdige Gärten, von schattigen und frischen Laubgängen unterbrochen, strömten ihren Blätter- und Blüthenduft aus; die weissen Marmorstatuen hoben sich von dem dunklen Grün der Bäume ab oder glänzten am azurblauen Himmel; alles war Freude, Duft, Licht Dann wachte ich auf, ganz traurig, diese schönen Dinge verloren zu haben und den schwarzen Himmel und die hässlichen Häuser von Paris wieder zu sehen! Nun! Ohne Uebertreibung, die Villa Medicis mit ihren Gärten, Fontänen und Statuen ist ebenso glänzend, ebenso bezaubernd wie dieser

Traum. Ich kann noch nicht arbeiten, ich habe so viel zu sehen und zu bewundern! —

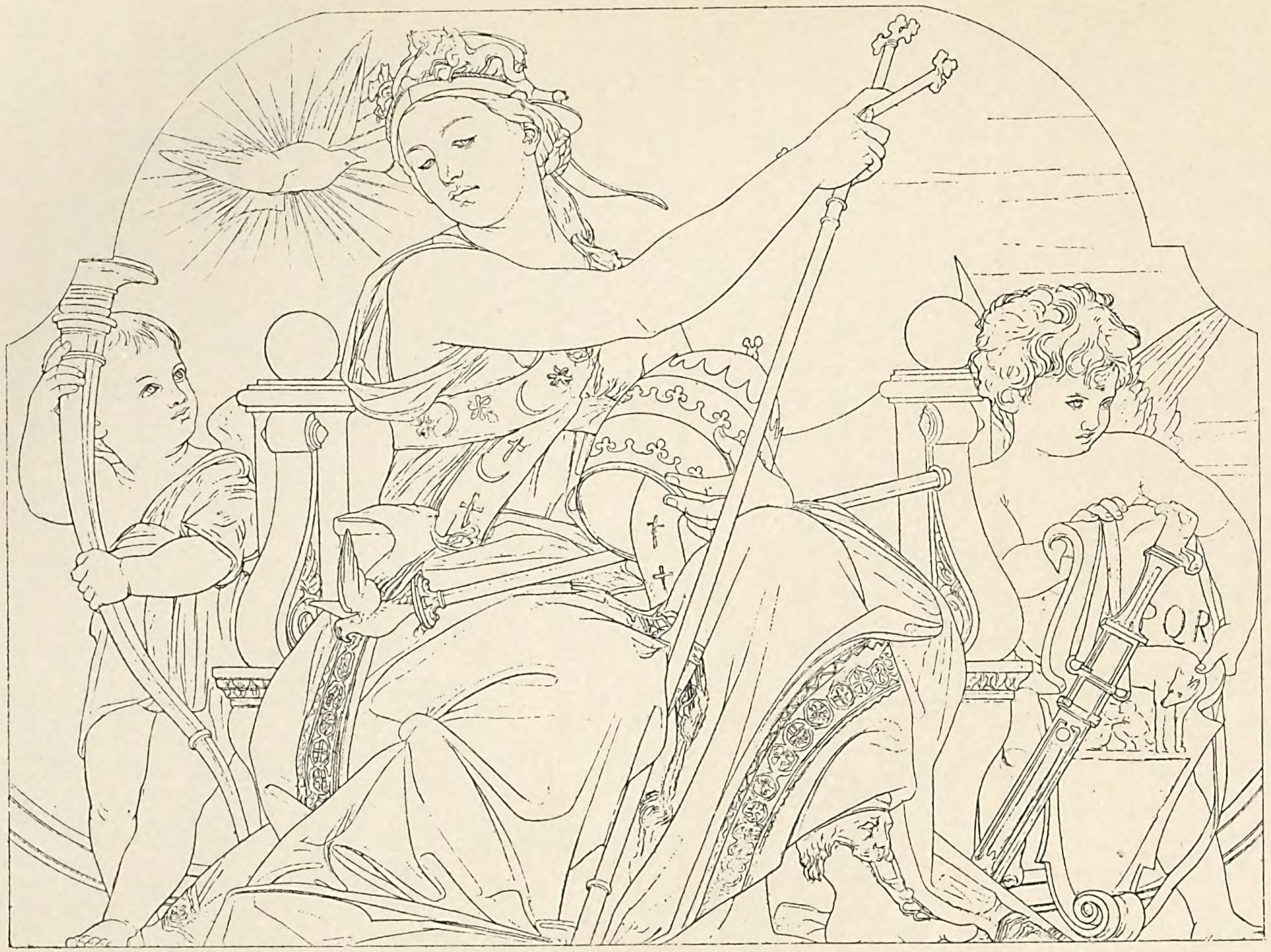
* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 7. Februar 1851.

. . . . Wir waren in Storta, an der Strasse nach Rom, drei Stunden von der Stadt angelangt und erwarteten dort die Ankunft unserer Kameraden von der Villa Medicis. Wir frühstücken, wir rauchen, wir reden hin und her und schlagen die Zeit auf alle mögliche Weise todt. Nach zwei Stunden Wartens lassen wir einspannen (möge Dir diese Ausdrucksweise nicht unbescheiden erscheinen), wir hatten wirklich einen Wagen mit Wappen und galonnirtem Diener am Bock und rückwärts. Eine halbe Meile von dem Wirthshaus hörte ich Pferdegalopp und sah endlich vier von unseren brillantesten Pensionären kommen, mit Reitstiefeln und Reitpeitschen und kothbespritzt zum Erbarmen! Ach! es ist wahr! der blaue Himmel Italiens war an diesem Tage schrecklich schmutzig, und ich hielt bei strömendem Regen meinen Einzug in die ewige Stadt!

Man umarmte sich wie Brüder, man lachte wie echte Franzosen. Ich duzte sogleich eine Anzahl Unbekannter! Man theilte sich Nachrichten aus Frankreich mit, Briefe von Freunden und schwatzte eine Menge Anderes, was zum Aufzählen zu lange wäre. — Nach einigen Augenblicken der Ruhe (wir waren nämlich der Pferde jener Herren wegen in das Wirthshaus zurückgekehrt) begab man sich von Neuem auf den Weg nach Rom. Viele dieser kühnen Reiter hätten ihre Pferde wohl am liebsten zum Teufel gewünscht, wie unschwer zu entdecken war, wenn man sie auf englische Art traben sah, die Zähne auf einander gepresst und den Mund verzerrt; allein es galt sich zu behaupten und alle Schmerzen schweigend zu ertragen. In der That wollte ungeachtet meines Drängens keiner mir sein Thier geben, und so blieb mir nur das Vergnügen, sie einen nach dem andern mühselig an mir vorbeireiten zu sehen. Zwischen Ponte Molle und dem Thore Roms stiessen wir auf viele vernünftige Leute, welche die Vorzüge von Trottoirs und Regenschirmen zu schätzen wissen, denn man vergesse nicht, dass es in Strömen regnete. Man hielt nochmals an, um ein Glas Orvieto zu trinken, jenen abscheulichen Wein, der mit Oel geschlossen ist (was übrigens keines-



ROME

(A Mme la duchesse de Galliera.)

wegs die einzige seiner Eigenthümlichkeiten) — und kamen endlich durch die Porta del Popolo in der Villa an.

Wir verbrachten den Abend und die Nacht inmitten einer Menge von lustigen Jungen, welche entzückt waren, neue Gesichter zu sehen und nicht weniger zufrieden, die alten heiligen Gebräuche erneuern zu dürfen. Wir assen auf eine schauderhafte Weise, auf einem Tisch ohne Tischtuch, bei dem Rauch von zwei empörenden Kerzen, um uns einen erschreckenden Begriff von dem Leben zu geben, das wir jetzt führen sollten. Dieser armselige Tisch, der Schmutz interessirten mich trotz alldem, denn ich bemerkte eine Menge berühmt gewordener Namen mit dem Messer in das Holz geschnitzt. Dann mussten wir auf einem Gang schlafen, der in ein Schlafzimmer umgewandelt war, wo Jeder kam und ging während der Nacht, wie er wollte Am Tag darauf entzückte mich der Gegensatz: ich hatte nie etwas so bewunderungswürdiges, reinliches, reiches gesehen, als die Villa Medicis. Die Bäume, die Lorbeeren, die Myrthen, die Statuen, die Fontänen, deren Wasser überall hervorsprudelte und besonders der blaue Himmel, der seine traditionelle Färbung wieder erlangt hatte, bezauberte mich. Welch' süsses und schlaffes Leben würde man in diesen Ländern führen, wenn die ewige Anregung der Zukunft nicht wäre, die uns jeden Moment aus den Träumen aufrüttelt! Noch habe ich diese Willensfähigkeit nicht, und noch verbringe ich meine Tage angenehm und vertändele meine Zeit sorglos wie ein Korkpfropfen auf fliessendem Wasser.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 9. März 1851.

. . . Da ich angefangen habe, Euch einen detaillirten Brief zu senden, so will ich Euch jetzt auf's Genaueste über Alles, was mich hier berührt, Kenntniss geben. Ich habe Euch schon die Schönheit und Pracht des Palais, welches wir bewohnen, beschrieben. Ich habe Euch schon von den Gärten, Bosquets, Fontänen, grossen Bäumen, Statuen etc. Mittheilungen gemacht, jetzt will ich Euch von dem Gang unseres Hauses und von unserem materiellen Leben erzählen.

Unser Titel als »Pensionäre Frankreichs« ist in der That eine Empfehlung in Rom. Kein römischer Fürst, kein grosses Haus giebt hier

einen Ball, ohne die Akademie von Frankreich, wie man sagt, einzuladen. Das ist ein Vergnügen, von dem ich keineswegs profitire; meine Neigungen haben sich hierin nicht geändert, worauf Ihr Euch ebenso verlassen könnt, wie auf meine zähe vendéeische Natur. Ich bin daher nur beim General Gémeau gewesen, welcher immer noch der gute treffliche Mann meiner Kindererinnerungen ist

. . . . Wir sind 20 bis 25 in der Akademie, 6 Maler: Lenepveu, Benouville, Cabanel, Boulanger, Bouguereau und ich; 4 Bildhauer, 4 Kupferstecher, 2 Musiker und 4 Architekten. Jeder hat sein Zimmer im Palais; der Speisesaal und der Gesellschaftssalon sind gemeinschaftlich. Die Wände des Speisesaales sind bis zum Plafond mit Gemälden von Schülern der Akademie seit Anfang dieses Jahrhunderts bedeckt. Jeder Maler ist nämlich verpflichtet, im 5. Jahre die Porträts derjenigen zu machen, mit welchen er gekommen: ich werde also, meines mitgerechnet, fünf zu machen haben.

Nichts ist so komisch, als die 3—400 Gemälde, die einem beim Essen zusehen. Unter all' diesen Gesichtern giebt es solche, welche jetzt berühmt sind, wie: Cortot, Pradier, Jouffroy, Cavelier, Flandrin, Papety, Halévy, Berlioz, Ambroise, Thomas etc. etc. . . . Einige sind Mitglieder des Instituts, viele haben das rothe Band im Knopfloch; wenn ein vormals mit dem Preis von Rom Gekrönter die Ehrenlegion bekommt, so malt man ihm ein rothes Band auf sein Porträt. Der Salon ist neben dem Speisesalon; Lorbeeren von 20 Fuss Höhe bedecken die Wände und breiten ihre grünen Blätter über die Statuen und Bilder aus, mit welchen jene bedeckt sind. Die Musiker spielen Klavier in der lärmendsten Weise; andere singen, einige rauchen und sprechen. Ich glaube, dass ein Blick in den Salon nach dem Diner, um 8 Uhr, sehr originell für einen Fremden sein würde. Aber Niemand von Aussen überschreitet die Schwelle. Jeder geht, wenn es ihm behagt; ich gehe in mein Zimmer, lese oder schreibe bis Mitternacht, nicht ohne mich zu unterbrechen und tausendmal der Vergangenheit oder Zukunft zu gedenken.

Die Pension, die man uns bewilligt, ist viel zu kärglich für unsere Bedürfnisse; Holz, Licht, Briefmarken, Bedienung und Küchenmädchen verschwören sich, um uns Stück für Stück die 100 Francs zu entreissen, welche der Direktor uns beim Beginn des Monats giebt. Ich habe noch kein Atelier, ich werde es erst im April bekommen, dann werde ich mein Bild für die Ausstellung 1852 in Paris beginnen.

An M. G. Guitton:

Rom, 28. März 1851.

Vor einigen Tagen verliess ich Rom mit Gumery durch die Porta San Sebastiano, glaube ich, um eine ausserordentlich eigenthümliche Ausgrabung zu sehen. Du kennst die herrliche Via Appia, von Gräbern, Statuen und Säulen begrenzt, bis 15 Meilen von Rom sich hinziehend, aber Du weisst nicht, was davon geblieben ist; Niemand wusste es, bis eines Tages Jemand die Idee hatte, sie in einer Strecke von 4 bis 5 Meilen von Rom aufzudecken. Man sah Mauern, Säulen hervorkommen; mit jedem Hackenschlag grub man Särge, Urnen, verbrannte Knochen aus, und eine ganze Generation alter Römer sah das Sonnenlicht zum ersten Mal nach 1900 Jahren wieder. Man geht jetzt auf altem Pflaster, einem Pflaster der Art, wie es Horaz hundertmal beschritt, um nach Tibur zu gehen. Nur hier zeigen die Ruinen den überraschenden Charakter der Neuheit und Frische. Vor kaum 14 Tagen sind diese Gräber ausgegraben worden; wenn man hineingeht, stolpert man über die mit Erde gemischten, ganz frisch aufgehäuften Gebeine; man kann mit seiner Hand in die Urnen greifen, welche noch versiegelt an den Wänden stehen, und die Knochen eines Mannes herausziehen, der lateinisch dachte und sprach. Hier ein Zahn von Julia, ein Schienbein von Maximus. Denke an die Geschichte, die man sich hier vergegenwärtigen kann! Die Sonne allein ist immer dieselbe über den Ruinen: sie glänzte über die seidenweichen Haare und über den Hals und die Brust dieser Römerin, wie sie jetzt glänzt über ihre durch das Feuer geschwärzte Wirbelsäule. Die Berge haben immer diese reinen Linien in der Ferne gehabt, diese bläulichen Linien, welche sich dem Horizont entlang hinziehen, stellenweise durch die mit Schnee bedeckten Spitzen unterbrochen, um im Uebrigen mit ihren welligen Contours die ganze Ebene zu umkreisen. Man kann nicht müde werden, diese bewunderungswürdige Natur anzusehen. Wenn man diese Villas, diese weissen Häuser sieht, welche sich bis zum Fusse der Berge erstrecken, so scheint es, als habe man nur zwei Schritte, um sie zu erreichen. Ich bin das Opfer dieser Sinnestäuschung geworden, und hiemit fängt meine Geschichte an: Angesichts dieses weissen Bandes, das sich in der Via Appia bis nach Albano hinzieht, setzten wir uns die Grille in den Kopf, nach Albano zu gehen! Albano! Wir zählten unsere Thaler auf einem Stein und brachten, als wir unsere

Taschen umkehrten, 15 Francs 5½ Sous zusammen. Das war ein Vermögen! Ich ergriff einen Schilfstecken, setzte stolz mein Käppchen rückwärts, und so setzten wir unseren Weg durch die Ebene fort, mitten unter Hirtenhunden, Büffelherden und allen möglichen Zwischenfällen, welche wir ignorirten. Glücklicherweise waren die Büffel, denen wir begegneten, gutmüthig, und die Hunde respektirten die Kieselsteine. Nach vierstündigem Marsch kamen wir in Albano an; die Nacht brach ein, es fröstelte uns, und in der Gemüthsverfassung, in der wir uns befanden, wäre uns nichts unangenehmer gewesen, als Räubern zu begegnen, welche häufig die Umgebung Roms unsicher machen. Wir schliefen in Albano und nahmen am folgenden Tag um 5 Uhr wieder unsern Marsch in die Berge auf. Welche Morgenfrische auf dem herrlichen Weg nach Frascati! Der lange Marsch, die grossartigen Bäume, welche den Weg begrenzen, die Komik der improvisirten Reise, alles trug dazu bei, uns in die heiterste Stimmung zu versetzen. So gelangten wir nach Marino, an der Seite einer schauerlich schönen Schlucht. Die Stadt hängt an den Felsen und neigt sich über eine ungeheuere Tiefe, wo Bäume von 100 Fuss Höhe wachsen und ein wilder Strom herabstürzt. Von Marino begaben wir uns nach Grotta Ferrata, wo wir die Fresken von Domenichino bewunderten, besonders den »vom Teufel Besessenen«. Dort nahmen wir unser Frühstück, so wie es die glücklichen Bürger unter Lykurgus zu halten pflegten, Schwarzbrod und Wein. Dieses unwirthliche Land, wie Kapitän Cook sagen würde, verlassend, kamen wir endlich in Frascati an. Die ungeheure Ebene von Rom breitete sich zu unsern Füssen aus; das Wetter war neblicht, die Campagna dunkel; wir sahen kaum die Umrisse von Rom. In Frascati Mittags aufbrechend, kehrten wir Abends um 4 Uhr in die Villa zurück. Man war über unsere Abwesenheit sehr beunruhigt und verwies uns derlei ernsthaft. Denn wie wir erfuhren, hatte man nach uns gesucht, mit Flinten und Pistolen bewaffnet und bereit, dem ersten besten Bauern, welcher ein verdächtiges Aussehen hätte, eine Kugel vor den Kopf zu geben. Das Gerücht unseres Verschwindens hatte sich in Rom verbreitet und viele glaubten, dass man uns ermordet, ausgeraubt und in einen Graben geworfen hätte. Ich weiss nicht, warum ich trotz der Vorwürfe ein lebhaftes Vergnügen darüber empfand, solche Unruhe verursacht zu haben. Vielleicht weil indess, ich weiss es ja nicht! Ich kann Dir aber sagen: wir sind sehr beliebt,



FLORENCE

(A Mme la duchesse de Galliera.)

Gumery und ich. Beim Diner trank man, stiess man mit Entzücken auf unser Wiederfinden an. Bénouville, welcher mein Tischnachbar ist, umschlang mich wie auf dem Eid im Ballsal von Versailles von David: »Auf die Wiederkehr der verlornen Söhne«! Das kostete mich 4 Flaschen, welche ich spendirte; der verlorene Sohn hatte die Kosten des Opfers zu zahlen: das ist der einzige Unterschied mit jenem der biblischen Parabel. Am Abend, bei General Gémeau, wussten selbst die Damen unsere tragische Geschichte; man hat mich beschworen, mich nicht mehr neuen Gefahren auszusetzen. Am folgenden Tag im Café fragte man mich: »Wissen Sie, ob die Pensionäre der Akademie wieder gefunden wurden?«

. . . . Ich fange zu arbeiten an; ich gehe täglich in den Vatikan, woselbst ich schon eine Skizze und zwei Studien nach der »Transfiguration« gemacht habe.

Ich habe nichts von der Ausstellung erfahren, wenn nicht durch den alten Délescluze, welcher immer älter und alberner wird. Er hat sich eine wunderliche Art angeeignet, so dass man ihm das Publiciren geradezu untersagen sollte. Du kennst ja seine Gewohnheit: alle seine Feuilletons fangen in der Weise an: »Ziehen wir also unser Facit: von 1764—1765; zwei Berühmtheiten, von denen einer Thiermaler, einer Kupferstecher ist etc. etc.« Auch der berühmte Satz muss von ihm sein: »Die Malerei unterscheidet sich von der Skulptur durch die Feinheit des Tons und die Durchsichtigkeit des Fleisches.«

Hier findest Du nicht Paris, keine Boulevards, kein Theater, aber dafür anderes, was ebensoviel zählt: die Fresken von Raffael, Ruinen, Natur, und das veredelt das Leben. Muth, mein lieber Freund, arbeite, denke immer an die Kunst: es giebt nichts als dieses, siehst Du, und komme nach Italien mit so wenig Geld als möglich, versuche zu leben wie ich, indem Du den Teufel beim Schwanz nimmst.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 20. Mai 1851.

Vor einiger Zeit habe ich Euern Brief erhalten. Jetzt fängt mein Leben an, einförmig zu werden. Meine Briefe werden monoton sein und entbehren das Interesse, welches sie in Paris hatten. Ich erinnere mich an das Herzklopfen, welches ich immer am Vorabend eines Erfolges oder einer

Niederlage empfand. Alles war damals in meinem Leben unsicher; ein dichter Schleier deckte mir die Zukunft, und jedes Loch oder jeden Riss, den ich machte, erzählte ich Euch, voll von der Erregung dieser wechselnden Kämpfe, des Erfolgs oder der Niederlage. Das Wasser, welches über Steine und tausend Hindernisse sprudelt, macht mehr Geräusch und Lärm, als wenn es zum ruhigen Fluss geworden, der sich befruchtend über die Wiese breitet; aber der über die Hindernisse schäumende Wildbach ist der Anfang, welchen man mit einer Mischung von Schrecken und Freude beobachtet. Das ist ein ländliches Bild von dem Anfang eines jeden Berufs, besonders desjenigen der Kunst, in welcher man sich den Weg nur unter tausend Kämpfen und harter Arbeit bahnt. In bin noch in der That ein ganz kleiner Fluss, aber ich habe jetzt ein Rinnsal, in welchem ich mich nach Belieben bewege, indem es nur von mir abhängt, es zu verbreitern und zu vertiefen. Jetzt, da ich wirklich Herr meiner Zukunft bin, da ich mit meinen Bemühungen die Ehrenschuld, die ich eingegangen, ausgeglichen habe, zähle ich darauf, wenn Gott mir hilft, vorwärts zu gehen und die Träume meiner Jugend zu verwirklichen. Fürchtet daher nicht, dass meine Vorhaben, ungeachtet meiner nautischen Vergleiche, in's Wasser fallen

Ich lasse hier ein Ereigniss folgen, das sich in den letzten Tagen zugetragen, um Euch einen Begriff von den Sitten des Landes, das ich bewohne, zu geben: Zwei Italiener aus dem Volke — wohlverstanden — haben sich in einer der belebtesten Strassen Roms, 10 Uhr Abends, bis auf's Messer gerauft. Einer wurde tödtlich verwundet und bedeckte das Pflaster mit seinem Blut: ein einfacher Polizeifall. Anders ein zweites Ereigniss: Eine Streifwache römischer Soldaten hat französische Soldaten angegriffen und schwer verwundet: das ist ein Fall, der die staatliche Ordnung angeht. Der General befiehlt allgemeine Entwaffnung; alle Jagdbewilligungen werden sammt den Waffen eingezogen, und selbst das Tragen der Messer und der grossen Stöcke (wahre Baumstämme, wie sie die Herren Römer gerne tragen) setzt die Besitzer Geldstrafen und Gefängniss aus. Und das ist sogar noch milde, denn der General Baraguay-d'Hilliers liess beim ersten Zusammenstoss volle 24 Stunden lang scharf feuern. Die Regimenter, welche Italien verlassen, um nach Afrika überzusetzen, gehen mit Vergnügen in ein Land, wo sie wenigstens das Volk, welches sie bekämpfen, nach dem Kriegsgesetz »Feind« nennen dürfen, während hier nach Aussage der Offiziere die Stellung

nicht haltbar ist, denn der Pöbel verabscheut die Franzosen, und das bessere Volk hasst sie. Wer sieht schliesslich die Ausländer gerne in seinem eigenen Land!

Der Papst ist ein ehrwürdiger Mann, und das in der Welt Heiligste ist die Religion, aber die Regierung der Priester ist das Willkürlichste und Empörendste der Welt. Man muss hier leben, um sich einen Begriff zu machen von dem Hasse, den sie erregt haben, um zu verstehen, wie ihre Politik den heiligen Respekt, welchen man der Religion Christi schuldet, zerstört hat, um zu constatiren, dass sie dem Christenthum mehr geschadet haben, als alle Ungläubigen und Atheisten! — Nur der Künstler kann, wenn er sich von der modernen Welt isolirt — und Ihr sehet, dass ich mir Gewalt anthun muss, um mit Euch von Politik zu sprechen, womit ich mich, meiner Gewohnheit gemäss nicht befasse, nur mit den Todten lebend, welche Italiens Ruhm sind; — nur der Künstler kann, sage ich, Rom anbeten, göttlich verehren und all' das Schlimme vergessen, das dort geschieht; Dank der Schönheit seines Klimas und seiner Natur, Dank der Kunst, welche sie immer noch zur ersten Stadt der Welt macht

* * *

An seine Eltern:

Frascati, Juli 1351.

. . . . In dieser erdrückenden Hitze ist es unmöglich, zu arbeiten, und ich habe mich entschlossen, um meine Zeit zu benützen, einen kleinen Ausflug in die Berge mit meinen Kameraden zu machen. Diese Reise wird kaum drei Wochen dauern, und ich nehme all' mein Blei und Papier mit.

. . . . Meine Gesundheit war bis jetzt sehr gut, und ich hoffe, dass dieses Klima, welches von unserem so verschieden ist, keinen nachtheiligen Einfluss auf mich haben wird. Ungeachtet der 400 Meilen, welche uns trennen, giebt es keinen Tag, da ich nicht an Euch denke; wenn ich also manchmal nachlässig bin, zürnt mir desshalb nicht, Ihr wisst hinreichend, wie ich bin und wie ich Euch liebe: ich werde mich niemals ändern.

Mir ist die Jugendliebe zu den theuren Stätten meines Landes geblieben, und das ist oft meine Zuflucht und das Heilmittel gegen Unannehmlichkeiten und Entmuthigung. Ich werde mich ewig an die Nacht meiner Abreise erinnern, an jene kalte und regnerische Nacht, welche mich

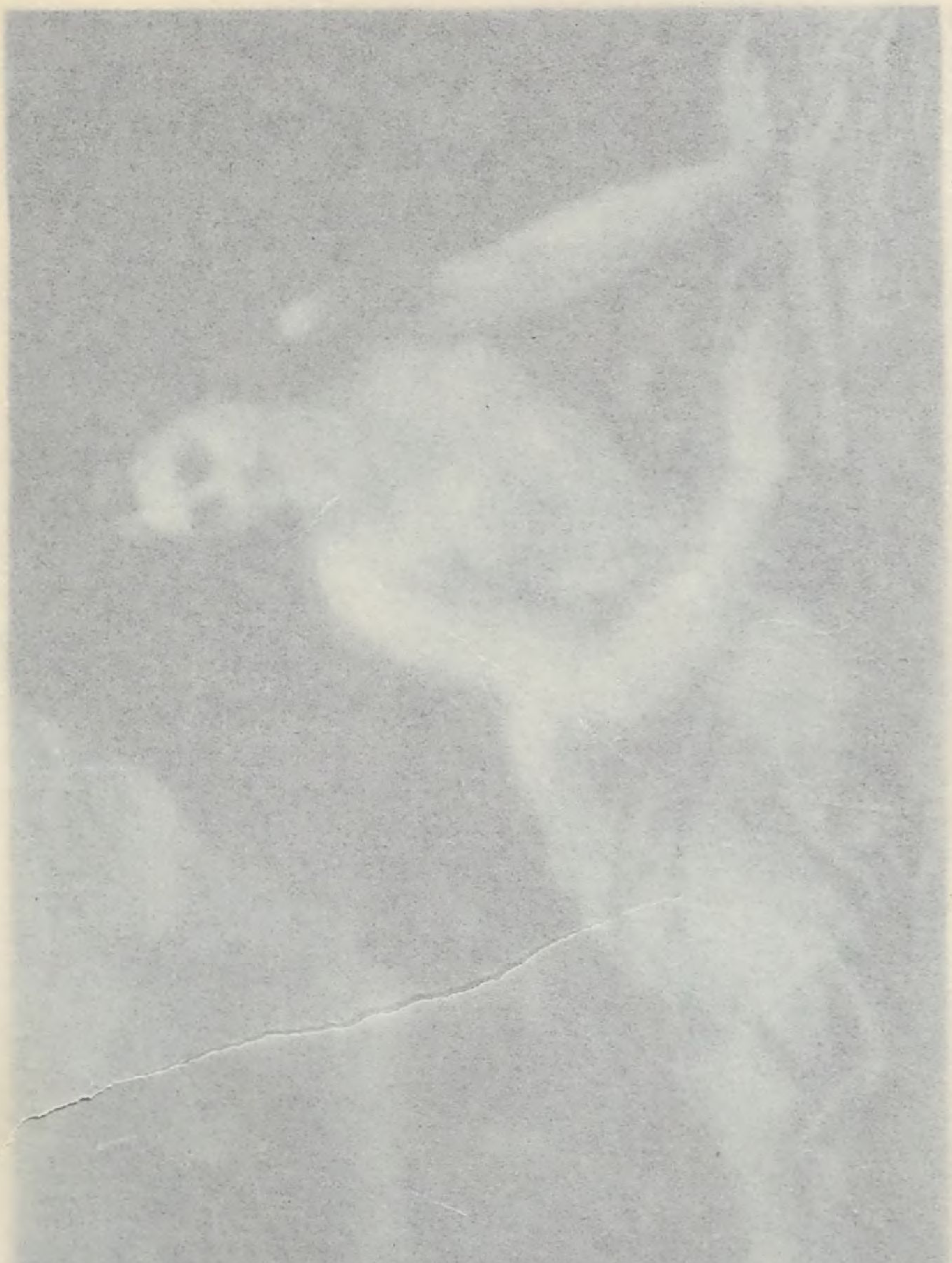
in ihrer Traurigkeit und Dunkelheit davontrug. Als ich an Travot's Statue vorüberkam, schwur ich in Begeisterung, die Hand auf's Herz gelegt, als tüchtiger Mann zurückzukehren, Euch immer zu lieben und zu trachten, Euch nützlich zu sein. Zur Erfüllung meines Gelöbnisses habe ich zwar noch nichts gethan, aber rechnet auf diesen Wunsch und glaubt an mein Herz: liebt mich und hoffet! Ich habe Gesundheit und liebe die Arbeit: Das sind die Grundfesten des Lebens

* * *

Seinen Eltern:

Rom, 5. September 1851.

. . . . Von Frascati, wo ich Euch schrieb, bin ich nach Tivoli gegangen; es ist eine Entfernung von 6 Meilen, durch die Ebene von Rom, eine unfruchtbare und verbrannte Ebene, wie es nur eine giebt. Es ist hier nicht wie in Frankreich, wo jede kleine Stadt wenigstens ein Wägelchen, eine Landkutsche oder einen Rumpelkasten hat, um seine Reisenden weiter zu bringen; man muss hier, wie in Frankreich vor 300 Jahren, den Weg zu Pferd oder zu Fuss zurücklegen. Ich war also zu Pferd wie ein Kirschenhändler; unsere Karawane war aus vier Pferden und einem Führer zusammengesetzt, welcher die Thiere trieb und die Taschen trug. Wir sind ohne Unfall in Tivoli angekommen. Ich werde Euch ein ander Mal von Tivoli, der Stadt der Wasserfälle, berichten; ich verliess sie, um in eine andere, Namens Subiaco, zu gehen, 12 Meilen entfernt und ganz inmitten von Bergen. Das ist das schönste Land der Welt, aber auch das ärmste nach der Lage seiner Bevölkerung; die Schweine wohnen mit den Leuten zusammen und nichts ist unsauberer als die Wohnungen dieser Wilden. Glückliche Erde, wo Gott die Sonne heiss genug scheinen lässt, um die Kinder dieser Unglücklichen der Kleidung zu entheben! Wie, werdet Ihr sagen, sind sie denn nackt? — Nackt, wie Würmer! Ich habe Knaben in der Kirche gesehen, deren Hemdchen kaum den oberen Theil der Brust bedeckten, und welche mit gestrecktem Körper einherstolzirten wie Grossgrundbesitzer! Diese wenig bekleidete Bevölkerung hat mir tausend Motive zu Skizzen für meine künstlerischen Studien verschafft und auch zu philosophischen Betrachtungen über das, was man Glück oder Unglück nennt. Einige dieser unglücklichen Bewohner haben als einzige Bekleidung einen Strick oder einen Hosenträger,



in ihrer Traurigkeit und Dunkelheit darzustellen. [illegible]
vorüberkam, schwur ich in Begeisterung, [illegible]
tüchtiger Mann zurückzukehren. Euch [illegible]
Euch möglich zu sein. Zur Erfüllung meines [illegible]
noch nichts gethan, aber rechnet auf diesen [illegible]
Muse: helft mich und hofft! Ich habe [illegible]
[illegible] des Lebens.

* *

[illegible]

[illegible]

Von [illegible], wo ich Euch schrieb, [illegible]
gangen, es ist eine Entfernung von 6 Meilen, [illegible]
eine unfruchtbare und verbrannte Ebene, [illegible]
nicht wie in Frankreich, wo jede kleine Stadt [illegible]
eine Landkutsche oder einen Rumpelkasten [illegible]
zu bringen; man muss hier, wie in [illegible]
zu Pferd oder zu Fuss zurücklegen. Ich [illegible]
händler; unsere Karawane war [illegible]
[illegible] welcher die Thiere [illegible]

[illegible]

[illegible] die Wohnungen dieser [illegible]
[illegible] scheinen lässt, um die Kinder [illegible]
[illegible] Wie, werdet Ihr sagen, sind [illegible]
[illegible] Ich habe Knaben in der Kirche [illegible]
[illegible] Theil der Brust bedeckten, und [illegible]
[illegible] wie Grossgrundbesitzer! [illegible]
[illegible] tausend Motive zu Skizzen für [illegible]
künstlerischen Studien [illegible] zu philosophischen Betrachtungen
über das, was man Glück oder Unglück nennt. Einige dieser [illegible]
Bewohner [illegible] einen Strick oder einen [illegible]



Peint par Paul Baudry. — *Photogravure Boussod, Valadon & Cie.*

MADELEINE PÉNITENTE

(Musée de Nantes)

LIBRAIRIE D'ART — LUDOVIC BASCHET, ÉDITEUR _ PARIS

und da sie gewiss nicht glauben, dass es Länder giebt, wo man Hosen trägt, so waren wir denn auch der Gegenstand ihrer Neugierde!

Von Subiaco (hier geht man nur zu Fuss, ein Pferd könnte sich nicht halten, man nimmt nur Eselchen, welche unsere Kleidungsstücke tragen, und welche überall durchkommen können), von Subiaco sage ich, gingen wir auf den Berg, Cervara genannt; stellet Euch einen Ort vor, von aller Cultur und von jeder anderen Ortschaft wie abgeschnitten, einen Ort, welcher ganz an dem Berge hängt, wie ein Schwalbennest an einem Glockenthurm. Unter grosser Anstrengung und in Schweiss gebadet, langten wir dort an, und auch da giebt es Menschen, die leben, aber in welchem Elend, in welchem Schmutz! Nahe bei diesem Ort ist eine andere Bergspitze, welche eine der höchsten in der Gegend zu sein schien. Ich erkletterte sie in gerader Linie, indem tausende von Steinen unter meinen Füssen hinabrollten, und nach einer Stunde Steigens kam ich auf dem Plateau an. Dieser Berg, welcher mir so hoch geschienen hatte, war nur ein Zwerg gegen den, welchen ich jetzt entdeckte. Es war heiss und wehte ein heftiger Wind. Ich zog mein durchnässtes Hemd aus und hing es an meinen Stock; nach einigen Minuten war es so trocken wie Zunder. Von diesem erhöhten Punkt aus sah ich bis in das Königreich Neapel und die ganze Apenninenkette, welche wie Italiens Wirbelsäule ist. Dort herrscht ein grossartiges Echo, welches jedes Wort tausendfach von den Felsen zurückgiebt. Spricht man ein Wort kurz und scharf aus und schleudert die Silben mit Gewalt hin, so scheint sogar Sicilien, welches 100 Meilen entfernt ist, es mächtig zurückzuschicken. Ich stieg singend herab, ja, bei Gott, die Marseillaise singend, die wie Donner brausende Hymne. Bei dem Ruf: »Zu den Waffen!« wahrlich, es hätte Euch bewegt. Man hätte glauben können, halb Italien hätte mich gehört; aber wenn es mich auch gehört hat, so hat es sich nicht gerührt!

Von Cervara sind wir nach Olevano gegangen, dann nach Velletri, einer kleinen Stadt in der Ebene! Suchet alsdann Cori und Palestrina, wo ich ebenfalls einige Tage geblieben. Alsdann Albano und endlich Rom, wo ich nach dreiwöchentlicher Abwesenheit eingetroffen bin, während welcher ich ungefähr 40 Meilen durchwandert habe.

Ausserdem, dass ich die Bekanntschaft eines Landes machte, welches so überaus interessant und nützlich für mich war, habe ich auch Rom in einer Zeit verlassen, wo die Luft ungesund ist; Dank dieser Vorsichts-

massregel oder vielleicht auch der Bewegung, die ich mir machte, befinde ich mich ausgezeichnet, obwohl etwas gepeinigt von der ausserordentlichen Hitze. Ich habe einige Male die Hand auf das Pflaster zu legen versucht, worauf die Sonne zwei Stunden geschienen hatte; es ist unmöglich, sie zehn Sekunden darauf zu lassen. Die Hitze nimmt jedoch ab, die schlechte Jahreszeit ist vorüber, und ich fange nun an, mit aller Stetigkeit an einem Gemälde mit einer Figur für meine nächste Sendung zu arbeiten.

* * *

Herrn Moreau:

Rom. 18. Oktober 1851.

Ich habe diesen Abend ein Schlummerlied entdeckt (einen wahren Schatz!), mit welchem man mich oft eingewiegt hat, und welches ich selbst abgeschrieben, als ich acht Jahre alt war. Ich habe dabei das Haus meines Vaters, meine kleinen Finger, mein kindliches Gesicht, die ganze Reihe von Erinnerungen wiedergesehen auf diesem alten, vergilbten, befleckten und zerrissenen Papier! Auch Sie, mein lieber Herr, haben gewiss schon dieses Gefühl empfunden, welches ein längst vergessenes Lied uns wieder bringt, möge es nun einfach oder kunstvoll sein, es ist vor Allem von unserem vergangenen Leben, von unserer Seele durchdrungen! Es versetzt uns in eine Gemüthsbewegung, wie nichts anderes, und nichts kann auch die unermessliche Vereinigung von verwirrten und unklaren Erinnerungen erklären, welche es erweckt.

Ich weiss nicht, an welcher Stelle Rousseau von seiner lebhaftesten musikalischen Rührung spricht, die er je empfunden hat, indem er sagt, dass er nicht ohne Bewegung eine kleine Melodie von reizender Einfachheit hören konnte, die man ihm in seiner Kindheit gesungen hatte. Sie wissen gewiss, was ich sagen will, und Sie können sich die rührende Beschreibung, die er davon macht, gewiss vergegenwärtigen. Er sagt Ihnen besser als ich, was ich empfunden habe, denn die Kleinsten wie die Grössten sind für ihre Eindrücke gleich empfänglich. Auf solcher Reise in die Vergangenheit könnten sie mich sehen, wie ich meine Violine hinlege und mich in den Fauteuil vergrabe, den Kopf voll von längst vergessenen Melodien, wie ich hinter mich sehe, alle längst versunkenen Erinnerungen wieder erweckend, wie ich sie leidenschaftlich an mich ziehe und ihnen jene Frische und Leb-

haftigkeit wiedergebe, welche durch die Zeit verloren ging! Wenn ich dann bei den letzten angelangt bin, beim Beginn meiner Jugend, bei meinen Kämpfen, bei meinen Entmuthigungen, dann brauche ich Ihnen nicht zu sagen, dass Sie mir dann erscheinen mit jenem Wohlwollen, jener Güte, welche mich nie im Stiche gelassen. Der Gedanke an Alles, was ich Ihnen schulde, das Bedürfniss, es Ihnen nochmals zu sagen, lässt mich über meine Correspondenz-Trägheit triumphiren und bestimmt mich, Ihnen zu schreiben mit einer Ergebenheit, deren Aufrichtigkeit und Eifer Sie, so hoffe ich, gerne erkennen werden

* * *

An seine Eltern:

Rom, 16. November 1851.

Was kann ich Euch Neues sagen, was Euch interessiren könnte, jetzt, da ich in Rom bin? Ich habe mich hier vergraben, und gehe nur aus, um die Kirchen, Ruinen und Museen zu besuchen. Ich arbeite jetzt natürlich und führe nicht mehr das Leben eines Neugierigen; die friedliche und regelmässige Arbeit ist auf die überwältigende Bewunderung, die ich empfunden, gefolgt!

Ich habe hier ein weniger isolirtes Leben, als in Paris; mit 21 Kameraden habe ich natürlich mehr Anlass zur Zerstreuung; ich muss aber eine Tugend aus dem Winkel hervorholen, welche ich einrosten liess: Die Liebe zur Einsamkeit, jene Tugend, welche zum Denken bringt, Erinnerungen wachruft und schliesslich aus dem Studium einen Genuss macht. Wenn wir uns des Abends nach dem Diner vom Tisch erheben und die Thüren vom benachbarten Salon sich öffnen, wo der Kaffee uns erwartet oder Kanape und Fauteuils uns ihre Arme entgegenstrecken, und das Feuer im Kamin knistert, so überlässt man sich mit Wohlbehagen dem Reiz des Feuers, dem Geplauder und dem Rauche seiner Cigarre; aber nach einer Weile nehme ich meinen Hut und ziehe mich zurück. Das hat mir sehr rasch den sehr unverdienten Ruf eines »Büfflers« eingebracht, bald darauf aber den eines »unermüdlichen Arbeiters«, weil man mich einige Male des Morgens zu sehr früher Stunde, einen Karton unter dem Arme, hat ausgehen sehen; endlich sogar den eines »studirten und unterrichteten Mannes«, weil ich einige Male lese. Und so kommt es, dass man sich einen Ruf schafft! Ungeachtet dessen fühle ich mich in meiner Umgebung sehr

glücklich, in welcher man wie unter Brüdern lebt, und obwohl es unmöglich ist, die gleiche Achtung und Zuneigung für so viele Kameraden zu haben, so habe ich doch gute Freunde; die Zwistigkeiten dauern nicht lange und die Streitigkeiten sind höchst selten. Auf der andern Seite schont man aber die beiderseitigen Fehler nicht, man tadelt mit beissender Schärfe und es ist als einer der besten Vortheile dieses Zusammenlebens zu bezeichnen, dass sich dabei der Charakter bildet und der Geist in angenehmer Reibung schärft. »Stellet Euch nun diesen Saal vor, dessen Wand von unten bis zu dem Plafond mit allen Porträts unserer Vorgänger bedeckt ist; dazu einen Tisch von 20 Personen unseres Alters, alle Maler, Kupferstecher, Bildhauer, Architekten, Musiker! Wie viel Gespräche, Meinungsverschiedenheit, Uebertreibung und Spötteleien, aber manchmal auch wie viel Geist und Feuer! Von Aussen glaubt der erschrockene Vorübergehende oft das Brüllen einer Menagerie zu hören, aber ich weiss gewiss, er würde sein Geld nicht bereuen, wenn er an einem guten Tag einen Gallerieplatz bezahlen könnte, denn, ich schmeichle mir bei dem Gedanken, dass von all' dem doch etwas bleiben wird, und dass mancher Kopf, der dir gegenüber sitzt, in 20 Jahren vielleicht ein bekannter Maler oder Bildhauer Frankreichs sein wird, wie die in der ganzen Welt bekannten Originale einiger der hier vorhandenen Porträts, ein Ingres, der grosse Maler; ein Cogniet, ein David, der grosse Bildhauer; ein Berlioz, Halévy, Cortot, Pradier, ohne von einer Menge anderer zu sprechen, welche wenigstens Hochachtung und Bewunderung verdienen.

Im Augenblick besteht meine Hauptarbeit in der nackten Figur eines jungen Mannes, etwas über Lebensgrösse; das Sujet ist »Theseus im Labyrinth«. Meine Darstellung giebt den Moment, wo er in die Unterwelt eintritt, mit blankem, funkelndem Schwert, dessen er sich mit wuchtiger Hand bedient. Er beschattet die Augen mit der Hand, um in der Dunkelheit besser zu sehen. . . . »Gebt Acht, da unten!« scheint er dem Beschauer zu sagen.

* * *

Herrn Gauja:

Rom, 13. Dezember 1851.

Sie können sich vorstellen, mit welcher Angst ich Nachrichten von Frankreich gelesen habe, und besonders die von Ihrem Département!



NAPLES

(A M^me^ la duchesse de Galliera.)

Werden Sie es mir unter Hinweis auf die Beziehungen, welche ich zu Ihnen habe, gestatten, Sie zu bitten, mir einige Worte über das, was Sie betrifft, zu schreiben? Ich habe bei der Nachricht dieses Bürgerkrieges für alle Freunde, die ich in Frankreich besitze, gezittert, und die einzigen Einzelheiten, die ich erfahren, sind zu mir durch Zeitungsnachrichten gelangt. Diese waren jedoch nicht von der Art, mich zu beruhigen, und ohne einige sichere Thatsachen, welche wir durch den General und den Gesandten erlangt, würde ich jetzt noch glauben, ganz Frankreich sei in Feuer und Blut. Durch einen ich weiss nicht welchen misslichen Zufall schreibt mir Niemand von Paris, und ich frage mich, ob die, welche mir dort lieb sind, noch leben! Was Sie betrifft, lieber Herr Gauja, beschwöre ich Sie, sagen Sie mir, was um Sie vorgeht und ob ich über das Schicksal der Vendée beruhigt sein kann!

Soll ich mit Ihnen von Griechenland und Rom sprechen, während man unsere gegenwärtige Geschichte, die Geschichte von Frankreich, bei Kanonendonner schreibt? Es würde sich sonderbar ausnehmen, wenn ich Ihnen vom blauen Himmel Italiens und andern Nichtigkeiten schreiben würde, während Sie den ernstesten, traurigsten Ereignissen gegenüber gestellt sind. Nichts stört die süsse Ruhe des Ortes, wo ich Ihnen schreibe! Die Gärten der Armida sind Obstpflanzungen und der Palast eine Kneipe neben den Gärten und der Villa Medicis. Ueberdies ist nichts so schön und so ruhig, wie die bläuliche Linie der Sabinerberge, deren Bild mein Fenster umrahmt. Kein Schrei, keine Unruhe dringt in unser herrliches Amphitheater der römischen Campagna. Und nun, inmitten dieser Beschaulichkeit, wie die Romantiker sagen, oder dieser Ruhe, wie viel besser der Franzose sagt, beunruhigt und verwirrt sich mein Geist in seinem Käfig und stört meine Studien; mein ganzes Sein ist in Frankreich und ich lausche nur dem, was von dorten kommt. Könnten Sie nicht, mein lieber Herr Gauja, beisteuern, um diese Unruhe etwas zu besänftigen? Ein ganz kleiner Brief, das ist so wenig für Sie, würde mir vielleicht eine wunderbare Heilung geben und mir das Vertrauen verleihen, dass ich nichts von Ihrer Freundschaft verloren habe!

* * *

Seinen Eltern:

Rom, 23. Dezember 1851.

Wie die Zeit rasch entflieht! Würde man glauben, dass ich schon ein Jahr in Italien bin! Und doch ist es am selben Tage, am 23. Dezember ein Jahr, dass ich mich auf die Reise machte. Es scheint mir eine Spanne Zeit, und keine Zeit im Leben verging mir je so rasch! Ich bin sicher, dass diese fünf Jahre mir wie ein Traum vergehen werden Ich war in einer Angst, und bin es immer noch; und nur die geistige Ermüdung, die ich fühle, lässt mich dieselbe auf Augenblicke vergessen; in der Angst nemlich nicht zu wissen, ob die Vendée in den Bürgerkrieg verwickelt worden sei, und war daher all den Wahnvorstellungen preisgegeben, welche mir die Furcht und die Zuneignng zu Euch eingab. Heute bin ich beruhigter, ich weiss, dass der Aufstand sich gelegt hat, und dass es nicht wahrscheinlich ist, dass Eure Ruhe gestört worden sei; ganz beruhigt werde ich jedoch erst dann sein, wenn Ihr mir geschrieben haben werdet. Zwischen Eurem letzten Brief und diesem liegt eine ganze Welt; wir haben Zeit gehabt, 100 mal in die Luft zu fliegen und den Mond zu erreichen; man muss sich auf alle Revolutionen gefasst machen, glücklicherweise werden sie über unsern Häuptern hinweggehen. Eines Tages sagte die Eiche zum Schilf: »Armer Krüppel! welche Schwäche! Du bist unwürdig zu leben. Beim leisesten Beben der Luft bewegst Du Dich zitternd. Sieh' mich an, sieh' diesen mächtigen Stamm, die gediegene Verzweigung meiner Wurzeln, sieh' all das und staune über die Ohnmacht der Winde und der Gewitter, die mich nicht zu stürzen vermögen. Kaum hatte sie geendigt, als ein schreckliches Gewitter heraufzog. Der Donner spaltete die Wolken, fällte und zersplitterte die Eiche; das arme kleine Schilf bog sich unter der gewaltigen Wucht des Windes bis zur Erde, aber als die Gefahr vorüber, richtete es sich wieder auf und sagte, sich zur Eiche wendend, alle Arten Spöttereien, welche jene wohl verdient hatte. Wir sind das Schilf, wenn die Politik ihren Donner rollen lässt; sie beugt uns und erfüllt uns mit Schrecken, aber sie bricht uns nicht. Bleiben wir immer bescheidenes Schilf, meine lieben Eltern.

* * *

Herrn Renard:

Rom, 23. Dezember 1851.

Stellen sie sich vor, dass in dem schönsten Land der Welt, auf einem hohen Berge, in der Nähe eines lamartinischen Sees, ich mich beinahe in eine 17 jährige Italienerin verliebt hätte. Eine Frau in glänzender Tracht, ein Marmorbild von Reinheit und Schönheit, freilich ein von der Sonne gefärbter Marmor afrikanischer Art. Das Ganze eine Opéra Comique selbst. Ich habe mich eben vergessen, während ich ihr Bild malte, welches Sie vielleicht eines Tages sehen werden, und in dieser Anbetung der Schönheit war die Liebe zur Kunst vielleicht nicht ohne andere Beimischung. Wer weiss wie viel Akte diese Oper gehabt haben würde. Wer weiss wie viel Wunden der »Dolch des Bruders« mir versetzt hätte. Aber zur rechten Zeit fiel mir Ihr Rath ein, mir die Flamme löschend, und ich kehrte schleunigst nach Rom zurück, um auf das bengalische Feuer und das Schlusstableau zu verzichten. Von diesem ganzen Roman blieb mir nur ihr früher geliebtes Bild, die poetische Erinnerung meines Brigantenlebens, und das Ideal, dieses liebe Ideal, welches seine Flügel mit Zögern entfaltet, wie diess allen Koleopteren eigen, und sich emporschwang, nachdem es die Thaler gezählt. Ich habe die Materie besiegt, und stolz wie der heilige Michael, erbitte ich von Ihnen als Belohnung Ihren Beifall und Ihr Lob. Die Kunst hat den Nutzen daraus gezogen, mein lieber Herr Renard, und da Sie wünschen, dass ich Ihnen davon erzähle: ich habe in Italien eine Schönheit gesehen, von der ich keine Ahnung hatte. Diese Schönheit, stolz von Haltung, von südlichen Farben, lebt jetzt noch hier; jedoch um sie zu sehen, muss sich der Künstler auf sein Auge beschränken, ohne Mitwirkung von Geist und Ohr. Um mich deutlicher auszudrücken: die Form ist bewunderungswerth, der Inhalt grob und gemein, die grossen schönen italienischen Frauen gleichen den Genien Virgils: vornehm, aber dumm. Fürchten Sie also nicht für mich diese für Studien und Arbeiten störenden Bande; ich werde niemals eine Frau anders lieben, als in Folge ihres hinreissenden Geistes und ihrer Zartheit des Herzens. — Ich werde also eine Französin lieben, denn die Italienerinen sind wie die schönen etruskischen Vasen, bewunderungswürdig von Form und Malerei, aber leer oder voll Asche. Ich male, ich lese, ich arbeite, so viel ich kann, ich habe mehr Ehrgeiz, denn je. Aber nun bin ich am Schlusse meines Briefes und habe nur von

mir gesprochen. Ich will Ihnen nicht sagen, wie viel es mich gekostet hat, mit Ihnen nicht von dem, was unser armes Land beunruhigt, zu sprechen; Sie werden genügend sehen, durch den Ton meines flüchtigen Briefes, dass ich meine Trauer abgeschüttelt und alles aufgeboten habe, nicht daran zu denken«. —

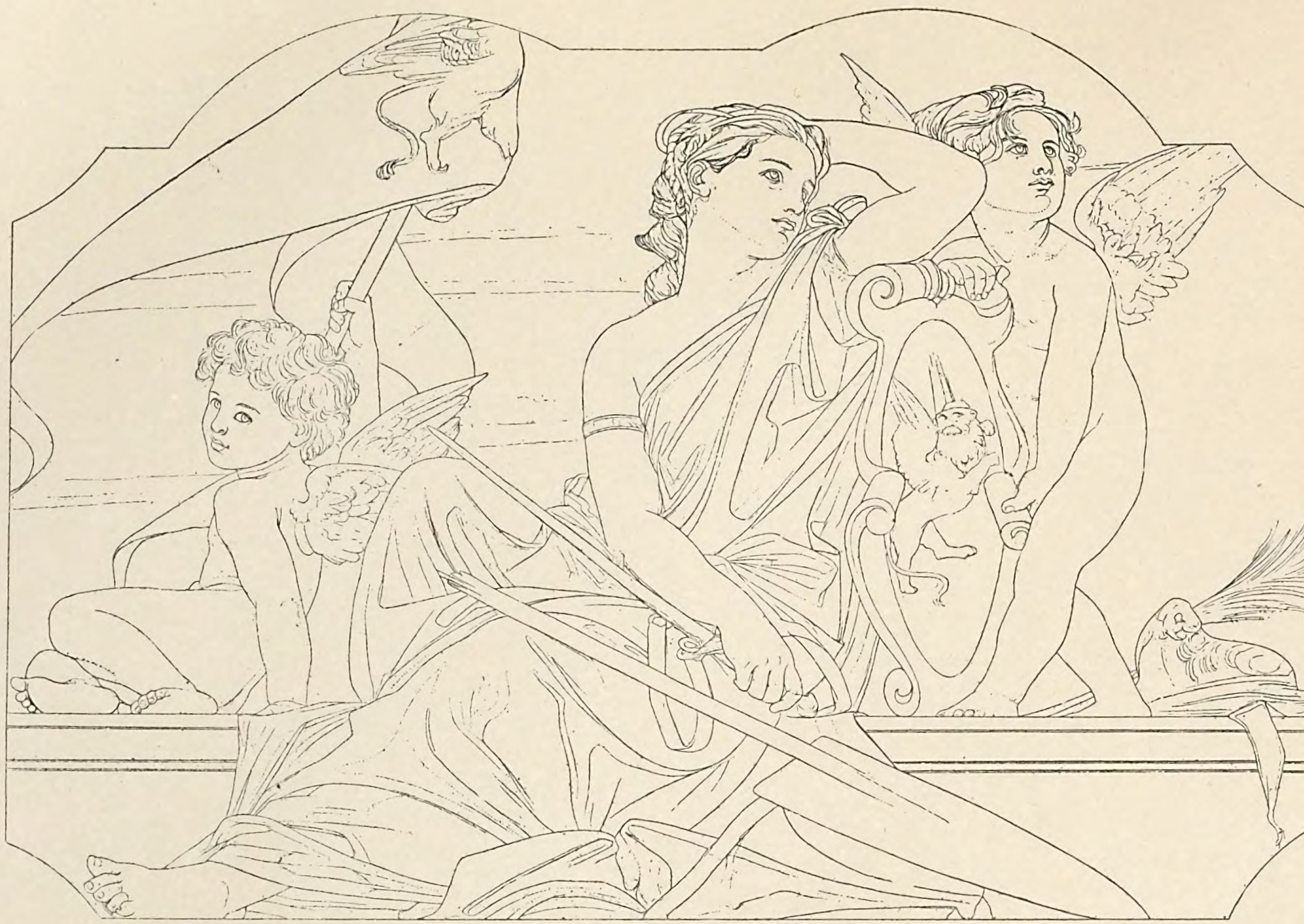
* * *

An seine Eltern:

Rom, 12. Januar 1852, 11 Uhr Nachts.

Ich bin heute Abend in meinem Zimmer neben dem Feuer; ich habe eine Cigarette zwischen den Fingern gerollt und lange an Euch gedacht! Ich vergass vollständig, was mich umgiebt, meine Cigarette ging aus, ich legte meinen Kopf in meine Hände und fuhr fort zu träumen. Nichts liebe ich so sehr, als diese Reisen in der Vergangenheit und die Wiederkehr der Erinnerungen; das Gedächtniss des Herzens, das ich durch ein Geschenk des Himmels besitze und sehr lebhaft bewahre, ist meine Lebensgefährtin; es zeigt mir Schritt für Schritt den ganzen Weg, den ich zurückgelegt habe, alle Gemüthsstimmungen, die mich bewegt haben, mit einem Wort, alle Mühen, alle Freuden meines Lebens. Ich habe, muss ich Euch sagen, 5—600 Briefe von Euch und meinen Freunden, welche mir, wie ein gutes schönes Buch, die Geschichte der Vergangenheit erzählen. Ich habe mich kürzlich daran gemacht, sie nach Monaten und Jahren zu ordnen, und ich habe bei dieser kleinen Mühe unendlichen Genuss empfunden.

Wie danke ich Euch für die Liebe, die Ihr mir entgegen gebracht habt. Welche Unruhen habt Ihr in den ersten Jahren unserer Trennung empfunden! Mit welcher Angst erwartetet Ihr die Nachrichten der kleinen Prüfungen, welche doch für mein Leben und meine Zukunft so entscheidend waren! Wie oft habe ich gelacht und geweint zugleich beim Durchlesen dieser bald heiteren, bald traurigen, oft aber triumphirenden Blätter. Die Zeit von November 1844 bis 27. September 1850, somit sechs Jahre meines Lebens, habe ich so wie im Fluge durcheilt. Wenn ich diese Blätter durch meine Hände gleiten lasse, tauchen plötzlich meine Mansarden von Paris, mein Heldenmuth, meine Missgeschicke und meine Freuden wieder vor mir auf. Grossartige Gemüthsbewegungen, Schläge auf Leben und Tod treffen in die ersten zwei Jahre; dann erlange ich jenen unerwarteten zweiten Preis, der mich in die Lage eines elastischen Balles versetzt, der in eine



VENISE

(A Mme la duchesse de Galliera.)

Dachrinne gerathen. Ihr habt doch schon Kinder dieses Spiel spielen sehen? Sie schlagen leicht mit dem Ball den Boden, er erhebt sich graziös in die Luft und steigt höher, je nach der Kraft des Schlages. Aber, gesetzt, ein böser Junge macht dem Spiele ein Ende, indem er den Ball wüthend mit den Füssen schleudert: er steigt rasch und fällt auf einen hohen Ort, z. B. auf ein Dach. Der arme Ball! Obwohl in einer sehr hohen Lage, sehnt er sich doch nach seinen Spielen und seinen Sprüngen da unten. Auch ich wurde nach meinen ersten Sprüngen und meinen kleinen Erfolgen unten, durch die Heftigkeit einer Willensanstrengung und einer Arbeit, an einen Ort geschleudert, der den jungen Leuten meines Alters und meiner Zeit unzugänglich ist! Adieu Prüfungen, Medaillen, Platz des Ersten Mir war künftighin nichts weiteres zu erreichen als der Preis von Rom. Wenn der Luftschiffer sich erhebt, verlässt er die Menge unter deren Beifallsklatschen! Der geringste Zwischenfall bei seiner Abreise macht denjenigen das Herz schlagen, die ihn mit den Augen verfolgen; aber wenn er ferne ist, schweigt alles; Ruhe herrscht, es umgeben ihn nur Wolken, was eine traurige und feuchte Begleitung ist! Eine Menge solcher Dinge sind auch in den Wolken; aber ich habe mich durch diese früheren Träumereien hinreissen lassen. Beklagen wir uns nicht über die Vergangenheit, wir haben sie gut angewendet, glaube ich; denket, was wir vor sieben Jahren waren! Ich bin noch nichts bis jetzt, aber ich erinnere mich an meinen Schwur am Tage meiner Abreise; Ihr erinnert Euch an diese traurige Trennung! Ich konnte mich nicht aus den Armen meiner Mutter losreissen! Ich entfernte mich endlich, indem ich die Thüre schloss, deren Geräusch mir ins Herz ging; ich knirschte mit den Zähnen und der Regen mischte sich mit den Thränen auf meinem Gesicht; auf dem Platze stiess ich mich an einen Baum, meine Trauer verwandelte sich in Wuth. An der Statue des Generals Travot angelangt, bemerkte ich durch den Regen das Licht des Postwagens; Ihr mit August und Josef erwartetet mich. Das ist einer jener Augenblicke, wo der Vorhang fällt, nach einem Akt des Dramas des menschlichen Lebens. Da, an der Stelle, in diesem Augenblick, wo ein neuer Abschnitt meiner Laufbahn sich eröffnete, zwischen dem Heim, das ich soeben verlassen, und dem Postwagen, welcher mich wegbringen sollte, war ich voll Begeisterung, Schmerz, Zorn, eine Empfindung, die ich mir nicht erklären konnte, so dass ich die Faust ballte und gegen Himmel

blickend schwur, nur als grosser Künstler und Herr einer glänzenden Zukunft zurückzukehren! Das gebe Gott! — Nicht die Leidenschaft zur Kunst mangelt hier, wo es so viel giebt, das zu bewundern ist. Ein Monat scheint mir ein Tag, und ich fühle, dass diese Zeit rascher vergehen wird als irgend eine andere in meinem Leben. Das bezeugt Euch, dass ich arbeite, dass ich glücklich bin, dass ich hoffe und dass ich guter Gesundheit bin. Adieu geliebte Eltern!

* * *

Herrn Renard:

Rom, 7. Februar 1852.

. . . . Ich liebe nur meinen Beruf und alle die täglichen Leidenschaften, denen ich mich naiverweise hingebe, beziehen sich durch geheimnissvolle Bande auf die Palette.

In der That, jenes schöne Mädchen von Genzano steht jetzt, da ich ihr Bildniss habe, meinem Denken und Empfinden nicht näher als der Grosstürke; sie ist hier auf der Leinwand in meinem Atelier, in ihrem hübschen eng anschliessenden Mieder, den Kopf halb mit dem italienischen Tuch bedeckt, mit ihrem üppigen Haar, mit ihrem feingeschwungenen Nacken und ihren glänzenden Augen. Ich sehe manchmal ganz nahe hin, wie ich ihre rosigen schwellenden Lippen gemalt habe; ich finde dort zu viel Fleisch und vertiefe mich in Betrachtungen über Lasuren und Vollaufträge. Sie sehen, dass die Göttin von Cythere, von Cnidos und Paphos, wie man früher sagte, in mir einen ziemlich wilden Heiligen gefunden hat.

Ich weiss nicht, ob ich diese Saite besitze, welche die Dichter so oft erklingen oder vielmehr rasen lassen, wenigstens fühle ich davon nicht die geringsten Schwingungen. Ich habe das Glück, ein warmes Herz und einen klaren Kopf zu haben, und dem letzteren Verwalter überlasse ich mein Inneres. Vor etwas aber habe ich Furcht, wie ich Ihnen wohl gestehen darf. Ich beurtheile nach den zärtlichen Empfindungen, welche mich für meine Freunde beseelen, alle die Thorheit, welche mich diese Schwäche begehen liess. Sie wissen, dass Plato drei Arten von Liebe so unterscheidet, dass die eine ganz göttlich und unverdorben, den Verstand und die Seele beherrscht, während die zweite nur bei entarteten Seelen zu finden ist, die dritte aber die zwei ersten verbindet, die Seele und die Begierden umfassend. Die weniger reinen Seelen sind von der zweiten getrieben, diejenigen dagegen,

die edel und rein sind, lieben die Seelen der Guten, und fühlen sich angezogen durch jene geheimnissvolle Uebereinstimmung, in der sich die gegenseitige Zuneigung entwickelt. Ich bin so unbescheiden, mich zu den letzteren zu rechnen; der beste Beweis dafür ist die Zuneigung, welche ich für Sie und Ihre Familie habe, und welche Sie so gütig erwidern.

. . . . Was treiben Sie? Was denken Sie? Was hoffen Sie? Das sind die drei Fragen, welche dieser Plauderei zu Grunde liegen. Ich mache einen Theseus und gedenke meiner Freunde, und ich hoffe, Maler zu werden. Dieser Theseus ist eine sechs Fuss hohe Figur, welche ich dieses Jahr noch nach Frankreich schicken soll. Er ist in das Labyrinth eingetreten, er sucht tastend in dieser Finsterniss den Minotaurus. Endlich bemerkt er eine Oeffnung in dieser Grabstätte; er läuft, kommt bei dem Licht an, er zögert, zieht sein Schwert und beschattet seine Augen mit der linken Hand, um zu sehen, ob in der Finsterniss nichts versteckt ist. Der Knäul von Garn ist gefallen, er glaubt nun kämpfen zu müssen, und wie alle guten Gladiatoren auf der Leinwand es machen müssen, zieht er die Nüstern, den Fuss und die Faust krampfhaft zusammen. Sie können sich vorstellen, dass dies alles nicht leicht zu gestalten ist.

Ich werde gegen Ende April fertig werden und gleich nach Schluss nach Florenz gehen, mein schönes, theures Florenz, alle seine Schätze sehen und studiren. Das werde ich thun Adieu, mein lieber Herr Renard, ich umarme Sie von ganzem Herzen.

* * *

An Herrn Gauja:

Rom, 9. März 1852.

Seit ich Sie verlassen habe, war ich doch nichts destoweniger bei Ihnen; die freundlichen Erinnerungen trotzen der Zeit und den Entfernungen, und dieser Gedanke, welcher Ihnen, wie ich weiss, bekannt ist, entschuldigt unsern hinkenden Briefwechsel. Indem ich ihn jedoch wieder auf die Beine bringen und in lebhafteren Gang bringen möchte, weiss ich nicht, wie ich Sie von Ihren ernsten Geschäften abziehen und Ihnen auf geschickte Weise meine Briefe auf den grünen Tisch gelangen lassen kann, auf dem Dinge abgesendet und unterzeichnet werden, welche nie erheitern; auf jenen grünen Tisch, auf dem Sie hunderttausendmal auf verschiedene Blätter Ihren Namen schreiben, welcher ihnen Leben und Bewegung geben, und ganze Armorica

regieren soll. Diese ermüdende Tortur muss Sie täglich an die Danaidenarbeit erinnern, und ich glaube, dass Dante, dieser gallige Dichter, nicht die schrecklichste für den Kreis der Präfekten im Fegfeuer erdacht hätte, wofern man nehmlich annimmt, dass es Präfekten im Fegfeuer giebt, was zu bezweifeln ich Artigkeit genug besitze.

. . . . Sie glauben vielleicht, dass ich nicht ohne Frankreich und ohne vaterländische Luft athmen könnte! Sie irren sich, mein lieber Herr! Ich bin ein sehr glücklicher Verbannter, ich verstelle mich nicht, gleiche keiner Trauerweide und schmachte nicht Wolken und die Schwalben an, wie jeder guter Verbannter es thun sollte, wenn man den Romantikern glaubt; ich finde Italien ebenso interessant, wenn nicht mehr als Frankreich und alles sagt mir, dass die Jahre, die ich hier verleben werde, die glänzendsten und die bedeutendsten meines Lebens sein werden.

Teufel, werden Sie sagen! Ich wette, dass Sie eine gute Gesundheit, einen klaren Kopf und einen schönen, dunkelblauen Himmel und eine blendende Sonne haben. Nein, ich bin halb krank, ganz blass und vor zwei Tagen hatten wir noch ächt Pariser Wetter, d. h. Wind, Regen und Schmutz. Aber, mein lieber Herr, es gibt hier so viel Kunst, so viel Anregung, so viel Schönes für einen Kopf, der es begreift, dass das Leben ganz erfüllt und umgeben ist von diesen bedeutenden Eindrücken.

Wenn ich jedoch recht auf mich höre, fühle ich mich lebhaft bewegt bei dem Gedanken an ein Winkelchen der Erde, nahe dem Ocean und Vendée genannt: in der That, dann schmilzt meine italienische Begeisterung, wie Eis, und eine Walzenorgel, welche in diesem Moment jene Arie, die sich ganz gut auf alle Departements beziehen lässt: »Die Normandie ich will sie wiedersehen« spielte, würde mich liefern und mich bestimmen, mein Bündel zu schnüren. Glücklicherweise besitzt Italien dieses schreckliche Instrument nicht. Das bringt mich darauf, mit Ihnen von der italienischen Musik zu sprechen, und ich kann Ihnen nur sagen, was Sie vielleicht nicht wundern wird, dass man dort nur sehr schlechte zu hören bekommt, und dass alle Sänger dort schauderhaft sind und zwar aus demselben Grund, aus dem man in Amiens nur schlechte Pastetchen isst, schauderhafte Würste in Lyon, schlechten Wein in der Champagne, und entsetzlichen Lagrima Cristi in Neapel.

Alles ist in Paris, die italienische Musik, die Sänger, der Champagner, die Pastetchen und selbst Lagrima Cristi, ohne die Maccaroni und den guten

Geschmack auszuschliessen. Was bleibt also noch? Die Fresken, schöne Frauen, (Raffaels ohne Rahmen) und dann die Ruinen. O, die Ruinen! Welche Geschichte! Und endlich die Sonne, die über all' dem steht.

Das ist wohl genug, nicht wahr? Es ist zu viel, besonders die Sonne für mich den Westländer, sie belästigt meine leibliche Hülle, und hier bin ich manchmal krank. Das Klima in Rom ist, muss ich gestehen, das schlechteste Italiens, und unsere Villa ist auf einem Hügel, der in Rom gefürchtet ist wegen seines Fiebers und wegen des Sciroccos, jenes widerwärtigen Windes, welcher uns von Afrika zukömmt, wie man sagt, und welchen im Sommer nur die Grillen ertragen — während die armen Pensionäre von Frankreich auf dem Rücken ausgestreckt liegen, ohne Ideen und ohne Schlaf, die traurigste Situation für einen Maler. Ich werde dieses Jahr all' das meiden, indem ich nach dem milden Florenz gehen werde

Dieses Jahr will ich eine grosse Figur, Theseus im Labyrinth darstellend, nach Paris schicken. Mit ziemlich viel Mühe habe ich die Arbeit überwunden, und das ist um so verdienstvoller, als ich nicht wie mein Held, glauben Sie es nur, eine gefällige Dame zur Verfügung hatte, um mir einen Knäul Garn zu leihen

P. S. Ich habe vergessen, mit Ihnen eine Angelegenheit zu besprechen, welche mich lebhaft interessirt und für welche ich baldigst eine Lösung wünschte. Der Sachverhalt ist folgender: Der Verwaltungsrath hat, beeinflusst von den Freunden, welche ich dorten zurückgelassen habe, und worunter Sie besonders zählen, eine Summe von 1000 Frs. für mich votirt, jedoch unter der Bedingung, dass die Stadt ihrerseits mir einen ähnlichen Beitrag bewilligen würde. Die Summe ist mir soweit höchst erwünscht! Ich brauche wirklich Geld, damit der Aufenthalt in Italien für mich nützlich sei. Mit den 75 Frs., welche ich monatlich vom Staat erhalte, ist es mir unmöglich, auszukommen. Wenn ich, wie ich wohl sollte, Venedig, Neapel und Italien überhaupt sehen will, so sind mir die 1000 Frs. jährlich absolut nothwendig. Aber nun steht es schlimm mit der Bedingung: denn der Stadtmagistrat hat mir nichts bewilligt, und somit fällt die andere Leistung ebenfalls weg. Ich frage aber, ist die Weigerung der Stadt ein Grund, mir alles zu entziehen? Die Ungunst des Einen zerstört den guten Willen des Andern, und ich befinde mich zwischen Ambos und Hammer. Ist das logisch? . . .

. . . . Ich wohne hier wie ein Fürst, (ich spreche vom Palast, denn die Wohnung ist ganz arkadisch, das goldene Zeitalter in seiner antiken Nacktheit); ich werde genährt, wie ein Cardinal; aber ich habe Löcher in meinem Hut und beständig leere Taschen. Es giebt eben zwischen der Abgezehrtheit und der Wohlbeleibtheit eine Mitte und in dieser liegt Gesundheit und froher Muth.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 10. März 1852.

. . . . Ich muss doch von meinen Arbeiten mit Euch sprechen, ich habe meinen Theseus beendigt. Euch zu sagen, was ich davon denke, und ob er mir gelungen ist, wäre mir schwer, denn ich kann mich nie selbst richtig beurtheilen. Ich habe noch zwei Zeichnungen zu machen, um meine Verpflichtungen für dieses Jahr zu erfüllen, und dann werde ich frei sein und Rom verlassen, um nach Florenz zu gehen. Dieses wird gegen 18. oder 20. April sein, denn am 15. ist eine Ausstellung unserer Arbeiten im Palais und ich will sehen, welchen Eindruck die Meine dort machen wird.

* * *

Rom, 14. April 1852.

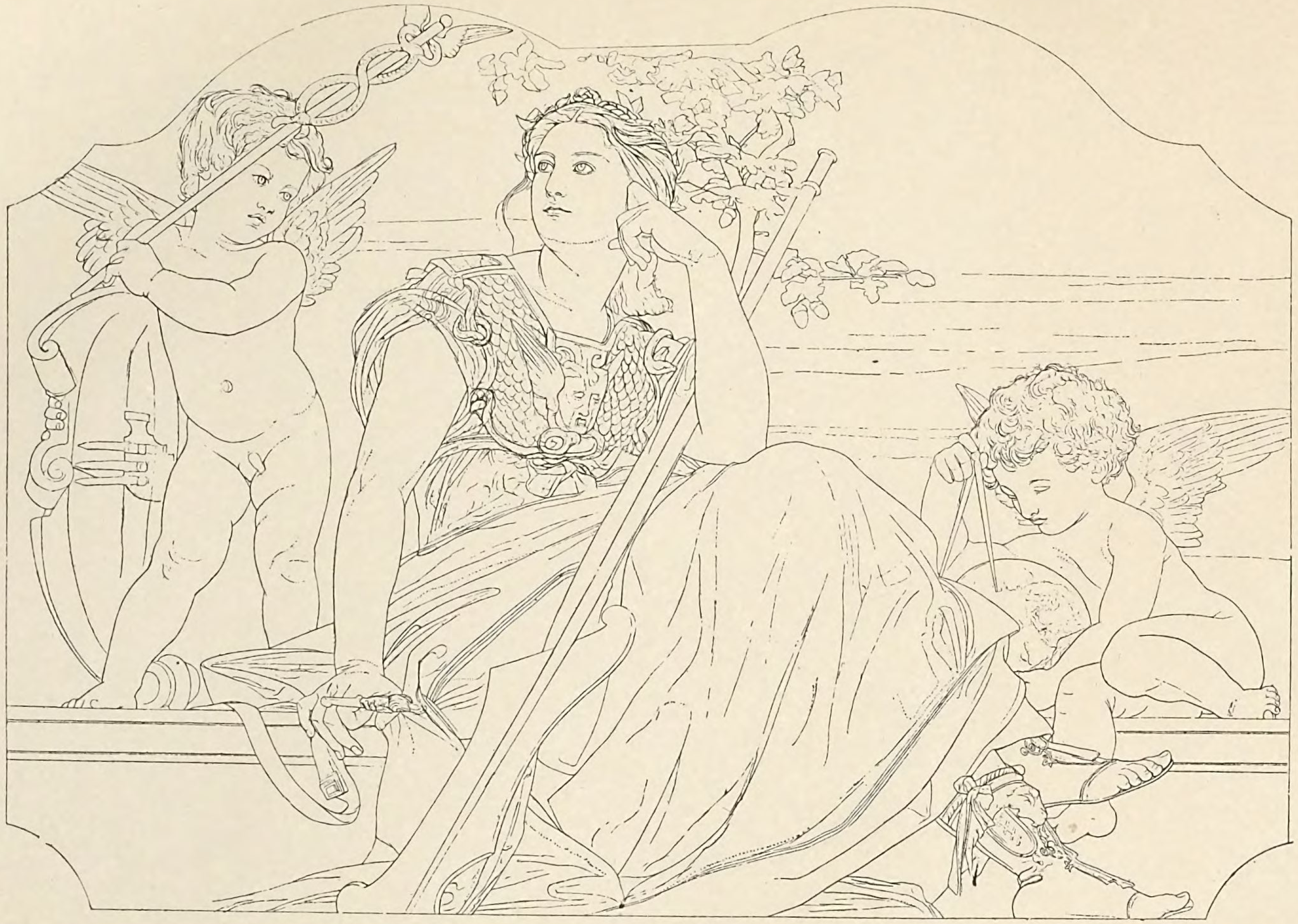
. . . . Ich werde bald Rom verlassen. Wir haben unsere Malereien fertig; sie sind im Vestibule des Palais ausgestellt, und der französische Gesandte wird morgen kommen, uns zu besuchen. Mein Theseus, den ich ein wenig vernachlässigt habe, und welcher, trotzdem, glaube ich, eine gute Rolle spielt, wird im Monat Mai die Reise nach Paris antreten. In der Ausstellung, habe ich Euch schon öfters gesagt, beurtheilt man seine eigenen Werke besser, weil der Gegensatz der ihn umgebenden Gegenstände durch ihre Mannigfaltigkeit die Individualität der Malerei mehr hervortreten lässt. Ich bin im Ganzen zufrieden; ich gleiche nicht den andern, wie ich glaube und das ist schon viel in einer Schule, wie die unsere. Ich habe noch zwei Zeichnungen zu machen, bevor ich Rom verlasse.

* * *

Herrn Marquerie:

Rom, 24. April 1852.

. . . . Er ist fertig, er ist fertig mein Theseus, er tritt leuchtend aus seiner Finsterniss hervor; sein Kopf ist stolz, sein Arm ist schlecht gemacht,



GÊNES

(A M^me^ la duchesse de Galliera.)

seine Kniescheiben sind beschädigt, es fehlen ihm Waden, es fehlt, ich weiss nicht was, das ihn zum Halbgott macht, ich weiss es, aber nun, vielleicht ist es ein Mensch! Ich bin mit dem ersten Auftreten in der Welt zufrieden; aber, es ist Paris! Paris, welches urtheilet, welches den Verstand hat, den Instinkt, den Geschmack; Paris wird mich entweder verurtheilen, oder mich in Gnaden aufnehmen. Du entscheidest im grossen Rath, Du wirst mir aufrichtig, streng sagen, was ich wissen muss, ich zähle darauf, ein Lob oder Tadel, es ist mir alles gleich. Beide werden mich anspornen. Ich habe eine Zeichnung nach Raffael in der Farnesina gemacht. Du wirst einen blassen Wiederschein von der Schönheit des Meisters sehen; aber doch wirst Du ein wenig das Gottvolle seiner Zeichnung, seiner Formen herausfinden. Welche Composition! Welcher Hauch! Es ist die berühmte Freske: Merkur trägt die Psyche in die Lüfte. Ich mache noch eine Zeichnung nach der Antike, und dann nehme ich meinen Flug nach Florenz und von da nach Venedig. Eine andere Neuigkeit, sprudelnd und schimmernd, wie die Schöngeister sich ausdrücken, zittert an der Spitze meiner Feder und sucht seit langer Zeit einen Ausgang, um hervorzusprudeln. Da ist's! Meine Heimat giebt mir soeben 1300 Frs. für dieses Jahr mit der Hoffnung einer Fortsetzung für das nächste. Welche Freude! Du kannst urtheilen, ich werde mit Behagen nach Venedig reisen können. Solange wir nur unsere Pension bekommen, ist das unmöglich

* * *

An seine Eltern:

Florenz, 23. Mai 1852.

Welch' schöne entzückende Stadt! Welch' schöne Dinge, welche Schätze für einen Künstler! Euch kann ich es ja sagen, schweren Herzens fühle ich hier und habe gestern bei dem Gedanken beinahe geweint, inmitten all' dieser grossen Werke, dieser herrlichen Malereien, dieser unsterblichen Bilder, dass ich beinahe 24 Jahre alt bin und noch nichts geschaffen habe. Wenn die Bewunderung und die Begeisterung, welche mich für diese herrlichen Malereien erregen, sich augenblicklich mit Pinsel und Farben auf Leinwand übertragen liessen, welch' aussergewöhnliches und tiefempfundenes Werk würde ich schaffen! Aber, mein Gott, ich tröste mich damit, dass es schon etwas ist, die Wunder der Kunst so tief zu empfinden und zu verstehen. Das ist der einzige Trost, den ich meiner Eigen-

liebe, meinem Stolze geben kann. Alles, was ich Euch hier sage, muss Euch sehr aussergewöhnlich scheinen. Ihr, die Ihr diesen Ideen so ferne lebt, Ihr werdet über die Aufregung, die mich unaufhörlich peinigt, Euch wundern, jene Erregtheit, die mich beim Concurs, in der Schule, im Atelier beunruhigte, die mich in gleicher Weise bewegte, als ich anfing einen Bleistift zu halten und als ich begann Farben auf die Leinwand zu bringen; Ihr werdet Euch an all das erinnern, und ihr werdet staunen, es noch so zu finden. Nun ja, er ist immer der gleiche geblieben, derselbe Gedanke, der mich verfolgt, welcher mich peinigt, und welchen ich trotz der Wunden, die er mir versetzt, liebe. Ich dachte gestern, als ich eine Galerie verliess, an den Ruhm, an den Vortheil, den eine einige Fuss lange mit Malerei bedeckte Leinwand einem Künstlernamen gibt! Nichts als das: eine Leinwand und ein Gedanke! und wenn dieser Gedanke ein grosser ist, so wird euer Name, euer unbekannter Name mächtig gleich dem eines Kaisers, wäret Ihr auch der Sohn eines Anstreichers, wie es Raffael war, oder das Kind eines Gemüsehändlers, wie es einer der grössten Dichter des Alterthums ist: Eurypides, wie Ambroise wissen wird. Ich sage Euch all' diese Dinge, um ein wenig mit Euch von mir zu plaudern und von meinen gegenwärtigen Beschäftigungen und Arbeiten, um Euch begreiflich zu machen, warum ich Rom verliess, wo es mir so wohl erging, um diese Reise von 200 Meilen, voll von allen erdenklichen Ermüdungen und Oeden eines grossen Weges zu machen. Was Euch vielleicht mehr interessirt, wird der Bericht meiner Reise, der Geschichtchen und Anekdoten unterwegs sein.

Ich habe daran gedacht und habe für Euch einen sehr grossen Brief, der sie alle enthält, angefangen und den ich Euch gelegenheitlich zusenden werde; sie füllen nahezu einen Band; aber für heute müsst Ihr Euch mit den vier kleinen Blättern begnügen, die ich jedoch bis zum Schluss bedecken will. —

Meine Gesundheit ist wieder hergestellt, und ich bin kräftig und stark, wie man es mit 23 Jahren ist. Macht Euch also keine Sorgen mehr, Du besonders, liebe Mama, über die Unbequemlichkeiten und die Ermüdungen, welche das Reisen verursacht. Ich habe die drei nothwendigen Tugenden: einen eisernen Magen, Silber in der Tasche, (wenig zwar, leider) aber Gold in der Einbildung (und das heisst reich sein).

* * *

An seine Eltern:

Florenz, 3. Juli 1852.

.... In dieser grossen Stadt gibt es die herrlichsten Dinge zu sehen und zu studieren: ich verliere keinen Augenblick, um von 5 oder 6 Uhr Morgens bis zum Abend in den Klostergängen, Kirchen und Museen etc. zu arbeiten ... Ich wohne nicht im Gasthause, sondern habe ein Zimmer für einen Monat in einem Privathause genommen, wo es mir so behaglich ist, wie bei Euch; ich duze den Herrn und die Frau des Hauses, wie dieses in Italien Brauch ist; und sie nennen mich »Excellenza, Euer Gnaden«. Wenn ich des Abends zurückkehre, pflegt man mir zu sagen: Euer Gnaden wünschen zu soupieren? Was wünschen Sie?« Ich antworte: Meine Excellenz wird sich freuen, heute Abend Kartoffel mit Butter oder gekochte Bohnen zu essen: servire mir schnell, mit Grazie, wie es Deine Gewohnheit ist.« Das kostet zehn Sous. Der Mann, welcher immer sehr früh auf ist, fast ebenso früh, als es der Vater Josef war, welcher den Gerichtshof verliess, um zu sehen, ob keine Taschentücher oder Diamanten auf dem Marktplatze verloren gegangen seien; der Mann also, welcher sich auch Josef nennt, kömmt schon früh Morgens an meine Thüre und klopft, um mich zu wecken; wobei er sagt, wie Du es thatest, mein lieber Papa: »Hoi, auf! in die Höhe!« ich folge ihm oder ich folge ihm nicht, aber gewöhnlich bin ich schon so früh wie er auf den Beinen. —

Ich gebe ihm eine Sou-Cigarre, zum Dank für seine Wachsamkeit, und er zeigt sich sehr empfänglich für die Gunst des Herrn Paul; sie nennen mich nie anders, denn ich habe aufgegeben, mich Baudry nennen zu lassen, sie verstümmeln mich auf die lächerlichste Weise; wenn sie ihn aussprechen wollen, sagen sie etwas wie poutri, oder pourri und Ihr werdet begreiflich finden, dass ich meinen Namen nicht so verbalhornt haben will.

Ich bin einen Monat lang allein auf der Reise geblieben, dann haben sich derjenige, der den zweiten Preis mit mir bekommen, Bouguereau und zwei Architekten zu mir gesellt. Aber wir wohnen nicht zusammen, da sie in einem Gasthofe abgestiegen sind. Ich werde mich bald von ihnen trennen, denn sie sind von Herrn von Thiers mit Arbeiten beauftragt, welche ihre Zeit in Anspruch nehmen und sie nach Mailand führen; dahin aber will ich nicht gehen. In 14 Tagen verlasse ich Florenz, um nach Pisa überzusiedeln, wo ich 8—10 Tage bleiben werde; dann gehe ich nach Siena,

wo ich nahezu auch so lange Aufenthalt nehme und werde dann für einen oder zwei Tage nach Florenz zurückkommen, bevor ich die Reise nach Bologna, Parma, Ravenna und Venedig antrete.

.... Ich habe vergessen, Euch zu sagen, dass Herr Scribe, der berühmte Schriftsteller, mir ein Lob über meinen Theseus spenden liess; er war kürzlich mit seiner Frau in Rom, und ich habe Gelegenheit gehabt, ihn einige Male an den Gesellschaftsabenden der Akademie zu sprechen. Wenn er auch bewundernswerthe Comödien schreibt, so darf man nicht daraus schliessen, dass er besonders kunstverständig ist, aber die Meinung eines solchen Mannes hat immer einen gewissen Vorzug und ist schmeichelhaft für die Eigenliebe — der Dummen, die an einer solchen leiden, und unglücklicherweise bin ich dumm genug, damit behaftet zu sein

* * *

An Herrn Marquerie:

Siena, 26. Juli 1852.

.... Ich muss weit zurückgreifen, um an den letzten Brief, den ich Dir geschrieben habe, anzuknüpfen, und seitdem bin ich viel gewandert, habe grosse Wege zurückgelegt. Noch bin ich nicht am Ende und ich werde meine Schritte noch bis nach Venedig lenken und zwar über Ravenna, Bologna, Parma, Mantua, Padua etc. etc.

.... Ich komme von Florenz, wo ich mein Gepäck gelassen habe, denn, um die Reise nach Pisa und Siena zu machen, habe ich nur meine Mappe und die nöthigen Sachen, zwei Hemden und die unentbehrlichen Socken mit mir genommen. Ich bin vor fünf Tagen in dem Gasthaus, von dem aus ich Dir schreibe, angekommen. Mein Gepäck flösste für meine Person keine grosse Achtung ein, denn man wollte mich in einem schlechten Loch einlogieren; aber ich sagte zum Zimmerkellner, indem ich ihn »Du« nannte, wie es der Gebrauch: »Gebe mir ein anderes Zimmer und beurtheile die Leute nicht nach ihren Kleidern. Ich komme von Florenz, wo ich mich unterhielt, und ich habe genug Geld, um eure schlechte Herberge zu kaufen«. Meine Unverschämtheit verfehlte nicht ihre Wirkung, und ich bekam dadurch ein Zimmer mit Tapeten und Vorhängen. Der Hausherr kam, die Befehle »meiner Gnaden« in Empfang zu nehmen; und ich stellte den Preis des Zimmers und der Mahlzeiten fest. Ich war von meiner Wohnung befriedigt, und so öffnete ich meine Mappe, legte meine Hemden zurecht, zündete mir

eine Cigarre an und griff nach meiner Westentasche, um mich von dem Vorhandensein des Goldes, mit dem ich geprahlt hatte, zu überzeugen, welches sich aber, Dir kann ich es ja sagen, nur auf 10 Fünffrancstücke belaufen konnte. Aber nun kömmt das schönste! Die Weste war leer! Der Schrecken hemmte meinen Athem; ich suchte eine ganze Stunde und machte nach genauer Durchsuchung nur die Entdeckung, dass mir noch 6 sous blieben. In traurige Betrachtungen verloren, empfing ich die Meldung des mit der Serviette unter dem Arm erscheinenden Kellners, dass: »Gnaden servirt sei.« Was konnte ich machen? Und was würdest Du an meiner Stelle gethan haben? Wie Arnal mit seiner Nase sagt: ich ass, und während ich das Gauner-Diener einnahm, überlegte ich mir, welche Verhaltungsmassregeln ich zu beobachten hätte. Soll ich den Hausherrn benachrichtigen, dass ich ein ehrlicher Künstler bin, der von kommt, der auf der Reise seine Börse verloren, dass er aber darüber ruhig sein könne, seine Bezahlung zu erhalten? . . . Ich hielt mich nicht lange bei diesem Gedanken auf; da es mehr als wahrscheinlich, dass der mitleidige Hôtelbesitzer mir die Thüre gewiesen haben würde, meinen Hut zurückbehalten hätte u. s. w. Ich musste also den grossen Herrn fortspielen, jedermann duzen und thun, als ob ich keine Widerrede duldete. Ich war ziemlich gut gekleidet, ganz gelb, wie Hyazinth in der »Austernbank«, und zum guten Glück fand ich ein paar ganz weisse Handschuhe in meinem Rock. Ich schrieb sogleich nach Pisa, Florenz und Rom; nach Pisa, um zu erfahren, ob ich meine 50 Frs. dort zurückgelassen hätte; nach Florenz, um meinen alten Hausherrn zu ersuchen, das in meinem Reisesack sich befindliche Geld zu senden; nach Rom, um dem Direktor meine Lage mitzutheilen. Hier folgt der schöne Brief, der aber nicht abgehen konnte, da ich kein Geld hatte, denselben frei zu machen, was hier eine unbedingte Nothwendigkeit ist:

»Mein lieber Herr Direktor! Ich bitte Sie, mir einen Dienst zu erweisen, oder besser, einen Akt der Nächstenliebe auszuüben, denn man wird Ihnen denselben hoch anschlagen im Paradiese Ihrer Zöglinge. Ich bin soeben in Siena angekommen, habe dinirt, sogar eine Wasserflasche zerbrochen, wie ein reicher, junger Mann etc. etc. Die Vorsehung gab mir die Idee, ich halte sie für eine solche, mir, bevor ich Rom verliess, ein paar weisse Handschuhe zu kaufen. In Erwartung Ihrer raschen Erwiderung werde ich genöthigt sein, sie alle Tage anzuziehen. Ich hoffe damit meinen

Gasthausbesitzer in ehrfurchtsvoller Entfernung zu halten, und ihn über den Sachverhalt meiner Taschen zu täuschen. Urtheilen Sie selbst, wie lange ein Paar Handschuhe dauern können: mein Schicksal hängt davon ab.«

Ich werde diesen Brief aufbewahren, er wird mich an dieses Erlebniss erinnern; endlich kam man mir von einer Seite zu Hülfe, auf die ich am wenigsten zählte. Ich erhielt nach drei Tagen einen Brief von Florenz.

Derselbe lautete:

»Hochgeehrter Herr Paul! Ich sende Ihnen die 7 Napoleon, um welche Sie mich ersucht haben.« Endlich kann ich wieder aufathmen und nach Belieben essen. Du kannst Dir denken, dass ich einen Vorgeschmack von dem, was Elend heisst, gehabt habe; ich habe mir Hunger eingebildet, Jemanden umzubringen, und das Uebrige

. . . Ich durchreiste ganz Toscana, zeichnend, malend und aquarellirend. Ich bin erst seit fünf Tagen hier, und ich reise heute nach Pisa ab, denn ich habe von dort keine Antwort wegen meines Geldes erhalten, wie ich Dir sagte, und dann kehre ich nach Florenz zurück.

Siena ist eine ausserordentlich interessante Stadt, voll von Monumenten, Erinnerungen und Malereien aus der Zeit der Republik. Es befindet sich in der Kathedrale eine gewisse Sakristei, in deren Mitte sich auf einem reizenden Piedestal die Gruppe der drei Grazien erhebt, die nackt sind wie die Hand, wie für einen Venustempel. Das ist einer der bezeichnendsten Charakterzüge der Italiener, diese Liebe zur Kunst und zur Religion, diese Mischung von Heidenthum mit dem christlichen Cultus, welche gestattet, dass man in Rom auf die Bronzethore an der Peterskirche die freiesten Gegenstände der Mythologie setzte: Leda und Silenus etc. etc.

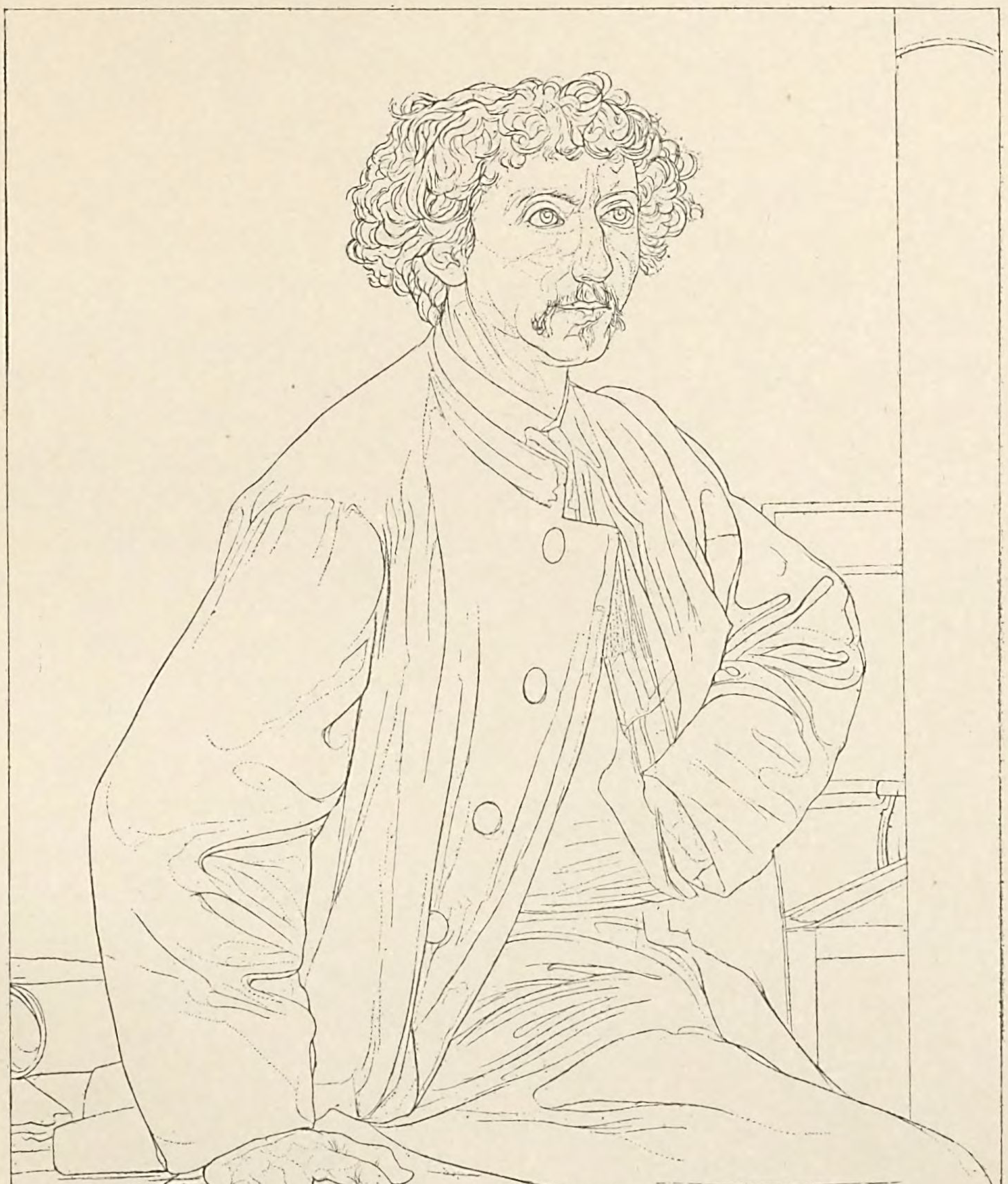
. . . . In der alten Sakristei, Libreria hier genannt, sind Malereien von Pinturicchio und Raffael, und es ist nicht wenig überraschend, sichtlich die Hand zu erkennen, welche 10 Jahre später im Vatican gemalt hat.

* * *

An seine Eltern:

Bologna, 9. August 1852.

. . . . Ich bleibe hier, wohl gegen meinen Willen, denn das Ziel meiner Reise ist Venedig. Seit drei Tagen wenigstens möchte ich von hier weg sein, aber ich erwarte Geld von Rom, was bekanntlich die Räderschmiere für den Wagen ist, wie Ihr wisst. Ihr wisst auch, dass, wenn man warten



CHARLES GARNIER

muss, man sich langweilt; ich langweile mich daher zu Tod in dieser Stadt, wo es nur zwei Sehenswürdigkeiten giebt, die eine ziemlich dumm, die andere wahrhaft schön, ich meine einen grossen Thurm von 500 Fuss, welcher sich neigt, als ob er fallen wollte, und ein schönes Bild von Raffael; aber man kann nicht fünf Tage lang das eine sowie das andere bewundern, und ich bin doch schon fünf Tage hier.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 8. Oktober 1852.

. . . . Ich habe mich in Venedig einen Monat lang aufgehalten und dort viel gearbeitet; als ich Bologna verliess, habe ich Modena, Parma, Mailand, Mantua und Padua passiert und überall studiert. Am 24. September verliess ich mit drei Kameraden der Akademie Venedig, um mich nach Rom zu wenden; ich bin dort nach zwölf- oder vierzehntägiger Wagenreise angekommen, und Ihr werdet Euch denken können, wie froh ich bin, wieder im Bett meines kleinen Zimmers zu schlafen.

Ein ander Mal, wenn ich ausgeruht sein werde, werde ich Euch, wie ich Euch versprochen habe, die Einzelnheiten von Allem mittheilen, aber im Augenblick kann ich es nicht, ich bin zu verstimmt. Ihr erinnert Euch vielleicht noch eines böswilligen Zeitungsschreibers, welcher jedes Jahr in den Pariser Zeitungen über mich erbittert hergefallen ist, um meine Erfolge zu verhindern. Als ich einstimmig im Jahre 1850 den grossen Preis errungen, hatte er gegen mich den boshaftesten und ungünstigsten Artikel geschrieben. Seine Antipathie scheint er noch nicht aufgegeben zu haben, denn er sandte mir in seiner Zeitung dieselben Dummheiten, das ärgert und verdriesst mich aber das hindert mich nicht, vorwärts zu gehen, wenn nur die Beine nicht versagen.

* * *

An Herrn Renard:

Rom, 10. Oktober 1852.

. . . . Man sagt mir, dass ich sehr stark mitgenommen werde in den Zeitungen. Sie sind zu gütig diese Journale. Ich wusste recht gut, dass ich kein Meisterwerk gemacht habe! Vergangenes Jahr bin ich auch schlecht behandelt worden; ungeachtet dessen bin ich nach Rom gekommen. Hier bin ich und werde auch vorwärts kommen; gegen all' diese Wider-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

wärtigkeiten habe ich die Liebe und das Vertrauen meiner Freunde. Soll ich es Ihnen sagen? Ja, meine hässliche kleine Eigenliebe treibt mich dazu: dass vor sechs Monaten M. Scribe mir Erfolge in Paris vorhersagte. O Ironie! wie Proudhon sagt. M. Scribe hat mich ermuthigt und Grelu, Patouillard, Pacot, diese Berühmtheiten verurtheilen mich! Mögen sie thun, was sie wollen. Ich meinerseits kümmere mich wenig darum und denke in diesem Moment nur an zwei Dinge: wird Sie mein Brief in jenem kleinen Salon, wo ich so entzückende Stunden verlebt habe, antreffen, und werden Sie ihn wohl bald beantworten?

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 4. November 1852.

. . . . Soeben kommen mir wieder zwei jener Trost-Briefe zu, welche niederschmetternd für mich in Bezug auf Theseus sind. Nun ja, ich weiss wohl, was ich gemacht habe; es war ja kein vergnüglicher Gegenstand, ich wusste es vorher, aber doch bin ich mir wohlbewusst, dass es kein Fehlgriff war. Ich habe gesucht und überlegt, indem ich sehr wohl des mir gesetzten Weges eingedenk blieb. Ich war dabei weder von Eigenliebe noch von Geringschätzung mehr geleitet als nöthig war; aber ich bin, ich versichere Dich, sehr böse, zu sehen, dass diese schlimmen Nachrichten bis nach der Vendée gedrungen sind. Amen. Sprechen wir nichts mehr darüber.

* * *

An Herrn Renard:

Rom, 23. Dezember 1852.

Es sind bereits zwei Monate, dass ich Ihren lieben Brief erhalten habe, lieber Herr Renard, zwei Monate! Die verzögerte Antwort wäre eine unverzeihliche Nachlässigkeit, wenn Sie mich nicht liebten und durch Ihre Zuneigung den Grund dieser Saumseligkeit errathen würden. Ich habe Jakob mit dem Engel kämpfen lassen, und mitten unter ihnen kämpfe ich mit meiner unverbesserlichen Zeichnung und meinem unverschämten Colorit. Kein Wunder, dass ich in diesem Kampfe mich selbst vergessen habe, zumal ich schon lange Zeit die Gewohnheit verloren, die Feder zu halten und zu schreiben. Wenn ich Ihnen aber alle Gedanken, welche Ihr Brief in meiner Brust erweckt hat, mitgetheilt hätte, so hätten oder so würden Sie umfangreiche Nachrichten erhalten haben (ich vergesse das Französische,

indem ich mich italianisire und englisch lerne). Von dieser letzteren Krankheit bin ich vor ungefähr zwei Monaten befallen worden, und ich kann mich nicht darüber beklagen, obwohl ich überzeugt bin, dass Sie schon lächeln und sich fragen: Was kann ihm das zu seinem Kampf Jakobs mit dem Engel nützen? Die Erinnerung an Mlle. de Saint-Paul, meine Liebe zu Byron und den Büchern im Allgemeinen haben mich so weit gebracht: das ist meine Entschuldigung.

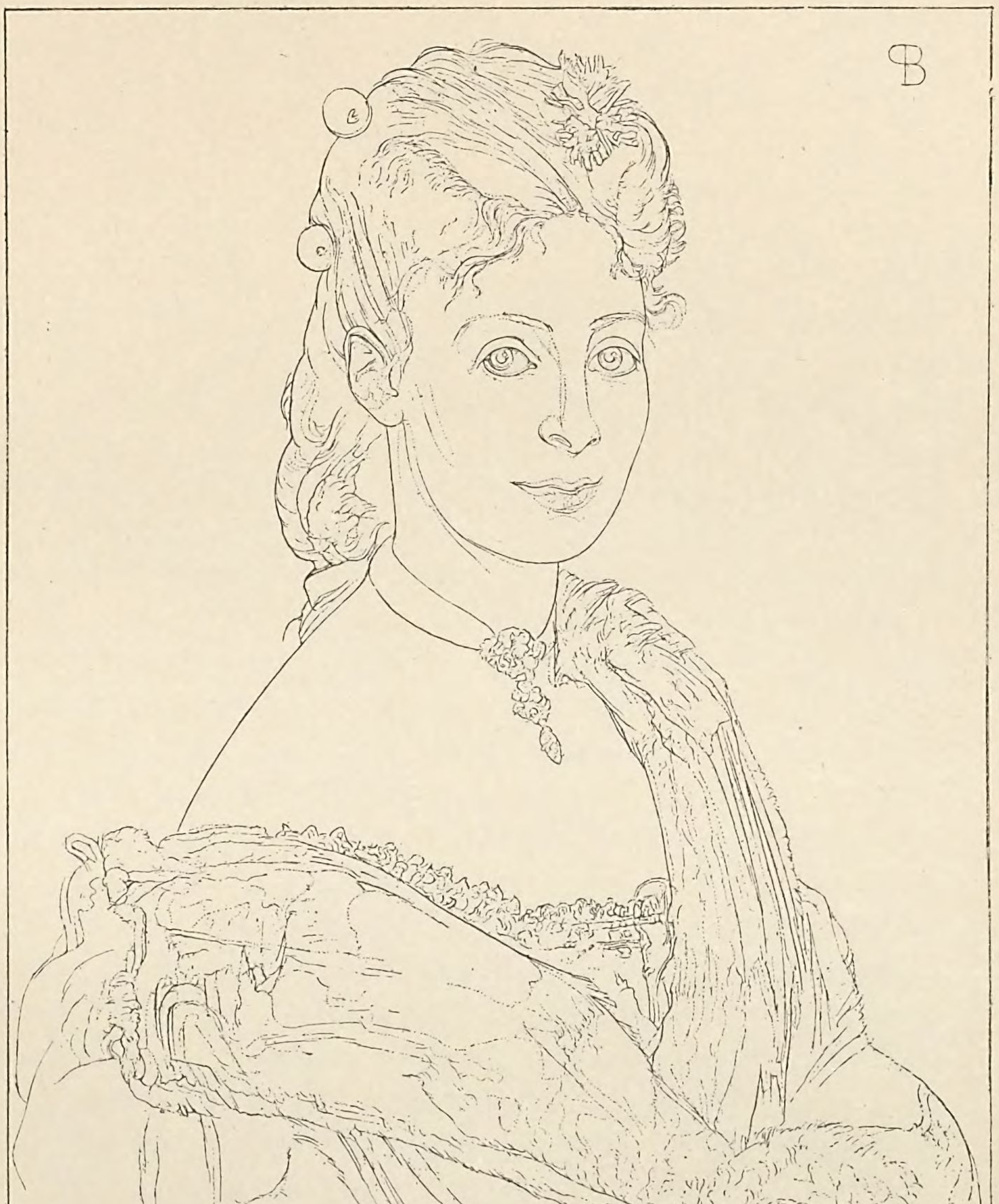
Ich lese immer wieder Ihren Brief, und trotz seiner rauhen Schale liebe ich ihn, da er mich von der Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft, welche Sie von meiner Kindheit an für mich hatten, überzeugt. Ich sehe mich noch (es sind seitdem vierzehn Jahre verflossen) in dem Salon des Herrn Bouchet, mit einer Violine unter meinem kleinen, fest zusammengezogenen Kinn, und Sie, verehrter Gönner, den ich damals »den grossen Musiker« nannte, weil ich Ihren Namen nicht wusste, Sie schmeichelten mir und richteten tausende von Fragen an mich. Mein Gott! welche Erinnerungen!

. . . . Ist es wahr, dass ich die Frechheit hatte, in meinem letzten Brief über den Erfolg meines Theseus zu schreiben, es liege mir wenig oder gar nichts daran? Ich war in einer so muthlosen und traurigen Verfassung, dass ich es beinahe zugebe; schreiben Sie es meiner masslosen Eitelkeit und meinen zerrütteten Hoffnungen zu, und beurtheilen Sie darnach nicht meine Urtheilsfähigkeit; denn ich sage Ihnen offen, dass ich beinahe wusste, was mich erwartete, als ich das Bild dieses unmöglichen Mannes, den man Theseus nennt, machte. Man muss seinen Gegenstand richtig wählen! Es ist ja wahr! Aber wissen Sie, verehrter Gönner, dass es in meinen Verpflichtungen als Pensionär der Akademie liegt, drei nackte Figuren in drei Jahren zu machen! Ich habe das Heilige und das Profane durchgenommen, nichts dergleichen! und ich habe mich förmlich auf den Anstand gestellt, um einen Mann in diesem Costüm zu finden, und Sie können sich die Anstrengung nicht vorstellen, die ich hatte, um einen Gegenstand »in naturalibus« zu entdecken. Der eine hatte eine Toga, der andere einen Mantel, der letzte ein Beinkleid. In meiner Verzweiflung wollte ich eben auf einen schlafenden Hirten oder auf den verwundeten Soldaten fallen, welche die gewöhnlichen Gegenstände dieser Art sind, bis ich Theseus im Labyrinth sah! Die Akademie hat einen solchen Respekt für diesen Helden, dass sie mir ihre Sympathie gewährte für den Muth, den ich dazu hatte. Das ist

gleich dem Lob, das man einem Maikäfer, der sich an einen Baum stösst, macht. Jetzt lache ich, denn all' meine Liebe concentrirt sich auf meinen Neugebornen: Jakob und der Engel! Suchen Sie in der Genesis, wie Jakob zu seinem Bruder zurückkommt; gefällt Ihnen dieser Gegenstand? Das ist ein Räthsel, das noch Niemand gelöst hat, ich nicht mehr als die andern. Bossuet nennt ihn einen Kampf voll von Geheimnissen.

Das ist ein schönes Wort, beredt und voll Kraft! Allein es genügt zwar dem Unbestimmten des Geistes, während wir arme Teufel von Malern Greifbares, Fleisch und Bein schaffen müssen. Ich bin mehr und mehr überzeugt, dass ein schönes Kunstwerk weniger der Ausdruck einer dem Erfinder eigenen Idee ist, als vielmehr eine Art Echo, die wohlklingende Klaviatur der Idee irgend eines Anderen. Beachten Sie einmal, wie viele Ideen vor einem Gemälde oder vor einer Statue dem Künstler in die Schuhe geschoben werden; je schöner die Form (ich fasse dieses Wort in seiner höchsten Bedeutung auf), desto grösser ist der Eindruck. Sehen Sie Dante und Michel Angelo; es sind die zwei oft in den Ideen dunkelsten Dichter und zugleich die glänzendsten in der Form; und Sie wissen, dass es Niemand giebt, der sich nicht schmeichelt, dass seine Ideen diejenigen des Michel Angelo seien, und Niemand, der nicht tausend herrliche Commentare über einige unverständliche Verse des Dante machte. Vielleicht scheinen sie wegen dieser Wolken nur desto grösser; ihre Köpfe bleiben versteckt wie die der Riesen

Ich lasse also den »Kampf voll Geheimnisse« bei Seite, und versuche schöne Figuren zu machen. Wer weiss, ob sich in diesem Dreikampf der Dritte die Nase zerbricht. Als ich neulich daran arbeitete, habe ich mich für einen Gedanken interessirt, den ich Ihnen mittheilen will. Ich dachte über die Lebhaftigkeit, die Frische der Empfindung eines jungen Mannes nach. Wenn er noch nichts von den Sorgen des Lebens kennt, scheint ihm alles schön und edel; seine entstehenden Leidenschaften, welche noch nicht durch Vernunft und Erfahrung geleitet sind, versetzen ihn durch ihre poetische Triebfeder in die Region des Idealen. Später, mitten in diesen Träumen, versetzt ein roher Zufall ihn wieder in die Wirklichkeit, die schwerfällige Nüchternheit nimmt ihre grosse Scheere und stutzt die Flügel seines Ideals. Es geht ihm wie den Vögeln im Hühnerhof, welche ganz nieder fliegen inmitten von aller Art Geflügel; er sieht den Stolz, die Eifersucht der Hähne,



M^{me} CHESSÉ

die Treulosigkeit der Hühner, die Dummheit der Pfauen, die Niedrigkeit der Indiane etc. etc. Zuerst zitterte er beim Anblick des wüthenden Kampfes, welchen Korn und die Fütterung erregte, dann gewöhnte er sich auch nach und nach daran, Schnabelstösse und Fusstritte zu bekommen, und da man leben muss und die Wolken nicht nähren, schliesst er sich seinen Kameraden an. Wenn der Magen allein spricht, ist das Herz todt. Er vergisst, dass er früher Flügel hatte, er glaubt nicht mehr daran, und nachdem er seinem Ideal einen letzten Schlag versetzt, ist dasselbe todt und begraben.

. . . . Jakob ist die Jugend des Menschen, der Engel das Ideal. Ich habe viel Papier vollgekritzelt, um Ihnen mein Räthsel zu erklären, und ich weiss dennoch nicht, ob es Ihnen gefallen wird. Es lag mir daran, Ihnen zu sagen, dass das eine Idee ist, die sicher noch Niemand beim Lesen dieses unklaren Satzes der Schöpfungsgeschichte gehabt hat, indem ich vermuthe, ein schönes Bild zu machen, das noch Niemand vor meinem Werk gedacht hat

Ich habe Mailand gesehen, sowie das schöne Venedig, das gelehrte Perugia, das blühende Florenz, das fruchtbare Bologna und Parma, die Heimath der Käse, und alsdann Ravenna, das Land der Banditen, und ich bedaure, dass ich nicht gefangen wurde, ich hätte Ihnen dann eine schreckliche Geschichte zu erzählen; aber ich habe beobachtet und viele interessante Dinge von dieser abscheulichen Romagna zu berichten. Hier nur ein kleiner Zug, den man recht wohl in ein Moralbüchlein schreiben und betiteln könnte: »Redlichkeit eines Räubers«. Er wurde mir, als ich in einem Wägelchen fuhr, das schon sehr oft geplündert worden war, von einem Postillon erzählt, der mit diesen Herren Mördern intim befreundet war. »Gasperone, sagte er zu mir, (das ist der Hauptspitzbube der Gegend) lauerte vor vierzehn Tagen in der Nähe dieses Gebüsches (ich betrachtete dieses Gebüsch mit etwas Unbehagen). Der Weg war öde, und der arme Gasperone sah nichts kommen. Auf den Lauf seines Gewehrs gestützt, war er ganz in Betrachtungen versunken über die Härte der Zeit, der Sitten, . . . als das Geräusch eines Wagens, welcher sich im raschen Lauf seinem Versteck näherte, ihn aus seinem Trübsinn weckte. Auf Schussweite springt er ihnen in den Weg, zielt auf die beiden Reisenden des unglückseligen Wagens und leert ihnen ihre Taschen. Es waren Landsleute von ihm, der eine Kaufmann mit etwas Geld, der andere Schuhmacher und

ohne einen Sou. Der Kaufmann hatte einige dreissig Francs, welche Gasperone in seine Taschen verschwinden liess. Nach dieser willkürlichen Handlung, wie man bei uns sagt, fing Gasparone mit seinem Beraubten und dem Schuhmacher zu plaudern an. Er fragte ihn nach Neuigkeiten aus dem Orte, nach seiner Braut, dann, sich auf etwas anderes besinnend, sagte er zu dem Schuhmacher: »Nun, hat Dir meine Mutter die letzten Schuhe bezahlt, die sie von Dir machen liess?« »Nein«, sagte jener ziemlich ängstlich, welcher glaubte, nun mit Blei aus seiner Flinte bezahlt zu werden. — Wie viel schuldet sie Dir? — Oh, nicht viel. — Aber nun? — Zwölf Francs. — »Hier sind sie«, sagte Gasperone. »Sono galantuomo e non voglio fare ciarlare«. — Das heisst so viel, als wenn die Portiersfrauen bei uns sagen: »Ich bin eine ehrenhafte Frau, schulde Niemand einen Heller, man kann mir nichts nachsagen.« Der Schuhmacher steckte das Geld ein. Ob es dem Kaufmann oder dem Schuhmacher gehörte, das wäre Stoff für das strenge Urtheil eines Anwalts. Sie sehen, es giebt überall ehrliche Leute, aber nicht viele Schwätzer wie ich bin

* * *

An Herrn Marguerie:

Rom, 29. Dezember 1852.

. . . . Seit meiner Rückkehr arbeite ich wie ein Galeerensträfling aus Cayenne an zwei Bildern, die ich angefangen habe, ein grosses und ein kleines. Das erste hat zum Gegenstand den Kampf Jakobs mit dem Engel; das zweite, welches kleiner ist, eine Fabel von Lafontaine: das Glück und das Kind, welches am Rande eines Brunnens schläft.

Es scheint, dass mein Theseus streng beurtheilt worden ist, was auch Deine nachsichtige Freundschaft mir nicht vorenthalten hat. Ich habe den Bericht des Instituts im Manuscript, welcher eingehender ist als in der gedruckten Publication, erhalten und daraus gesehen, dass mein Theseus den Beurtheilern nicht gerade als ein allzu schöner Junge erschienen ist. Aufrichtig gesagt, habe ich mich über dieses Urtheil nicht zu sehr zu beklagen: es enthält die nackte Wahrheit, wie Herr Thiers sagt, und ich werde, wie Du sehen wirst, Nutzen daraus ziehen. Es fehlt dabei auch nicht an Anerkennendem, wie bezüglich der energischen Durchführung des ausdrucksvollen Kopfes, der empfundenen Bewegung, das Getadelte aber weisst Du

und hast darüber reden hören. Ich bin über diese Figur sehr verstimmt, und ich habe gesucht, mir für dieses Jahr die Arbeit anziehender zu machen. Ich glaube, es geht besser, Du wirst es später sehen

* * *

An seine Eltern:

Rom, 29. Dezember 1852.

Wie Ambroise mich inständig daran erinnert, habe ich Euch einen Bericht meiner letzten Reise, eine Geschichte meines Lebens während der sechs Monate, die ich unterwegs studierend, bewundernd zubrachte, versprochen. Ich hatte bis jetzt diesen ausführlichen Bericht verzögert, weil die Arbeiten, die ich nach meiner Rückkehr unternahm, mich aller Musse beraubten und mir kaum Zeit liessen, Euch meine Nachrichten zukommen zu lassen. Ich werde also heute Abend beginnen, weil es mein liebes Pathenkind fordert, um mein Versprechen auszuführen. Ich habe Euch schon benachrichtigt, und ich erinnere Euch beim Beginn, dass die Briefe, die Ihr nun nach und nach erhalten werdet, keineswegs denen ähnlich sind, die ich Euch gewöhnlich schreibe. Ich mache es mit ihnen wie mit jenen Feldblumen, die man in einen versteckten Winkel wirft, um sie wieder zu finden, verwelkt und verdorrt freilich, aber noch ganz von dem Geruch durchdrungen, welchen sie an dem Tage, als man sie abschnitt, hatten

Den 1. Mai 1852 verliess ich Rom. Ungeachtet meines Widerstrebens, romanartig anzufangen, muss ich Euch doch sagen, dass es an einem schönen Frühlingsabend war. Der Corso, welcher in Rom die Haupt-Strasse ist, war gedrängt voll von Spaziergängern, Wagen, schönen Toiletten; der Postwagen bewegte sich im Schritt durch die Menge und gestattete mir durch das Kutschenfenster, auf welches ich die Ellenbogen stützte, mit einigen Freunden mich zu unterhalten, welche mich plaudernd begleiteten. Ich kam in der Nacht an Monterosi, Nepi, Civita Castellana vorüber. Früh acht Uhr passirten wir Otricoli. Rom war uns schon fern gerückt, aber der Tiber, der heilige Fluss, wälzte zu unseren Füssen seinen gelben Schlamm, »diese goldenen Wellen«, wie die vergoldeten Zungen der Dichter sagen. Beim Anstieg eines Berges wurden zwei Paar Ochsen unsern Pferden vorgespannt, wodurch sich ein sehr malerisches und merowingisches Gespann entwickelte. Endlich gelangten wir in Foligno an, das erste Ziel meiner Reise. Hier fand ich zum ersten Male die weisse Uniform der Oesterreicher,

dieses berühmte Gewand, welches der alte Napoleon so nachdrücklich ausgeklopft hat. Nach dem Diner ging ich bummelnd, rauchend, die Stadt zu besichtigen.

Ueber dem Thore, durch welches die Soldaten eingezogen, befinden sich hinter einem eisernen Gitter abscheuliche Köpfe von Todten: es sind die der Banditen, welche man gehängt und in dieser Weise ausgestellt hat, um den rechtschaffenen Leuten den Respekt für das Eigenthum und den Sinn für die Tugend einzuschärfen. Das ist eine Moral auf italienische Art, die Thatsache für Idee, das Bild statt des Wortes. Diese Köpfe der Gehenkten mit ihren weissen Zähnen sagen mehr als der verstorbene Montyon und sind beredter als die kleinen Erzählungen von dem guten Berquin.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 9. Januar 1853.

. . . . Ich kehrte in mein Gasthaus zurück, um mich zu erkundigen, wie man nach Assisi, welches ungefähr fünf Meilen von Foligno liegt, gelangen könne. Man findet hier nicht, wie bei uns, die Postverbindungen nach allen Richtungen und ist daher am besten daran, Geld und eine eigene Postchaise zu haben, aber Sie wissen, dass schon seit langer Zeit die Maler und die Fortuna in Zwietracht leben. Sie haben das mit den Dichtern gemein, mit Verachtung all' ihre Gunstbezeichnungen zu verwerfen und seit Langem laut zu erklären, dass zwei Beine den schönsten Rädern einer Karosse vorzuziehen, die besten Postillons die Gesundheit und ein klarer Kopf, und die weichsten Kissen die Steine der Landstrasse seien. Ich, der ich dem Glück Böses nur nachsage, wenn es sein muss, und um mit den Wölfen zu heulen, finde es sehr unangenehm, mir die Füsse wund zu gehen und besonders mir das Rückgrat beim Tragen des Reisesacks zu übermüden, ich finde, dass die Blasen an den Füssen und die Schmerzen in den Hüften die Einbildungskraft beschränken und dass es nicht gut angeht, in's Leere zu träumen, wenn der Magen den Generalmarsch schlägt und man vor Müdigkeit umsinken möchte. Von diesen Grundsätzen ausgehend, habe ich immer darauf gesehen, mich bequemer weiter befördern zu lassen. Freilich bin ich im Allgemeinen betreffs des Beförderungsmittels nicht schwer zu befriedigen: einen Tag sass ich in einem eleganten Wagen, am darauffolgenden in einem Karren, ein ander Mal auf den vier Beinen eines alten Pferdes



[illegible] Napoleon so nachdrücklich [illegible] [illegible] rauchend, die Stadt [illegible]

[illegible] Soldaten eingezogen, [illegible] [illegible] Köpfe von Todten: es [illegible] [illegible] dieser Weise ausgestellt hat, [illegible] Respekt für das Eigenthum und [illegible] [illegible] eine Moral auf italienische Art [illegible] des Wortes. Diese Köpfe der [illegible] zeigen mehr als der verstorbene [illegible] Erzählungen von dem guten Berquin.

*

[illegible]

Rom, 9. Januar 1853.

[illegible] um mich zu erkundigen, [illegible] von Foligno liegt, gelangen [illegible] die Postverbindungen [illegible] Geld und eine eigene [illegible], dass schon seit langer Zeit die Maler [illegible] leben. Sie haben das mit den Dichtern [illegible] Gunstbezeichnungen zu verwerfen und seit [illegible] Beine den schönsten Rädern einer Karosse [illegible] Gesundheit und ein klarer Kopf, und die [illegible] Landstrasse seien. Ich, der ich dem Glück [illegible] muss, und um mit den Wölfen zu heulen, [illegible] die Füsse wund zu gehen und besonders [illegible] des Reisesacks zu übermüden, ich finde, [illegible] und die Schmerzen in den Hüften die Ein- [illegible] dass es nicht gut angeht, in's Leere zu [illegible] Generalmarsch schlägt und man vor Müdig- [illegible] diesen Grundsätzen ausgehend, habe ich immer [illegible] weiter befördern zu lassen. Freilich bin [illegible] des Beförderungsmittels nicht schwer zu be- [illegible] in einem [illegible] Wagen, am darauffolgenden [illegible] ander Mal auf den vier Beinen eines alten Pferdes



Peint par Paul Baudry. Photogravure Boussod, Valadon & Cie

CYBÈLE

(A Mme la Ctesse de Nadaillac)

LIBRAIRIE D'ART LUDOVIC BASCHET ÉDITEUR_PARIS

oder eines schäbigen Esels. Ich fuhr auch in einer Gondel, in einem Fischernachen, und ich verschmähte es auch nicht, wie es in Pisa geschah, selbst auf einem Kameel zu reiten.

In Foligno wurde ich in einem schlechten Wagen, der ebenso alt und gebrechlich wie die Arche Noah war, untergebracht. Es war ein Wagen zu vier Plätzen mit den Bewegungen eines alten Trunkenbolds, so dass ich mir beinahe die Nase an den vier Ecken zerbrach. Anfangs lachte ich über diesen Tanz, bald aber bekam ich daran satt, zog mich zusammen und wurde ernst, zuletzt düster. Alsdann sah ich mir die Gegend durch das zerbrochene Fenster an und gewahrte eine schöne Ebene von fünf oder sechs Meilen Ausdehnung, im Norden von Bergen begrenzt, deren Abhänge mit Oliven bedeckt waren, welche sich bis zu uns herüberzogen. Der Weg, den wir zurückzulegen hatten, zog sich zeitweise mitten durch dieses grüne Blättermeer. Stellt Euch einen grossen Teller vor: die Mitte ist die Ebene, der Rand sind die Berge, ich bin auf dem Rand zur Rechten; Assisi befindet sich in derselben Linie. Nichts ist malerischer als diese olivenbedeckten Berge . . . Der Oelbaum ist im Allgemeinen klein, behält aber zu jeder Jahreszeit seine blassgrünen Blätter. Es giebt keinen andern Baum, der von so wenig leben kann. Er gedeiht auf den trockensten, kahlsten Felsen, kann verstümmelt und nach tausenderlei Arten geschnitten werden, ohne dass es seine Fruchtbarkeit hindert, auch liegt es, glaube ich, in seiner Natur, hohl zu werden, abzubrechen, sich nach jeder möglichen Art zu spalten. Man sieht Olivenbäume von enormer Breite, ganz durchbrochen, so dass sie nur mehr durch die Rinde zu leben scheinen. Sie dauern länger als die meisten andern Bäume, und man sieht z. B. in Tivoli Oliven, die sicherlich sechs oder sieben Jahrhunderte alt sind, besonders jener Baum nahe an den Ruinen der Villa des Horaz, von dem man glauben könnte, dass er von dem berühmten Kern selbst abstamme, dessen Frucht schon der Poet gegessen hat. Wie es sich auch mit dieser Abstammung verhält, jedenfalls hat der Baum ein ehrwürdiges und interessantes Alter. Ich liebe diese alten Bäume sehr, sie scheinen mir beredte Zeugen, welche die vergangenen Jahrhunderte, die sie so oft durchrüttelt haben, überlebten; sie haben vielleicht viele berühmte Männer gesehen, aber die Menschen und die Jahre sind unter ihnen gefallen wie ihre Blätter, und sie sind aufrecht geblieben und werden vielleicht noch lange nach unserm Tod bestehen,

um den nach uns kommenden Generationen ebenfalls ihre Blüthen und Früchte zu spenden.

Nach zwei oder drei Stunden Wegs erblickte ich das Thor von Assisi; die Polizei untersucht mit Interesse einen Reisenden von Distinction und fragte daher auch nach meinem Pass. Nachdem man sich überzeugt hatte, dass das Papier in Ordnung war, ein Papier, das man, glaube ich, in der Welt nicht schmutziger, verstempelter und zerrissener finden kann, gab man mir Einlass

Assisi ist eine ganz kleine Stadt, wie ein Adlernest an einem Berg hängend. Schon lange wäre sie aus Elend ausgestorben und gänzlich untergegangen, wenn sie nicht das Glück gehabt hätte, vor etwa 600 Jahren in ihren Mauern den hl. Franziskus von Assisi, einen der grössten Namen des Katholicismus, den Gründer eines noch heute in Italien mächtigen religiösen Ordens und einen der grössten Männer seiner Zeit, das Licht der Welt erblicken zu lassen. Es ist in Italien nicht selten, zwei oder drei Heilige in einem Dorfe zu finden, sie haben ihre Altäre, ihre Priester, ihre Wunder, beinahe wie die Alten, welche ihre tugendhaften Männer in den Himmel versetzten. Aber es giebt keinen Ort, wo das Andenken an einen Mann sich so vollkommen erhalten hat wie in Assisi; es giebt nicht eine Einzelnheit seines Lebens, welche nicht das kleinste Kind auf der Strasse wüsste. Man zeigt das Haus, wo er geboren ist, was damals ein Stall war und noch einer ist und sich nur durch eine Lampe und eine kleine Kapelle am Eingang unterscheidet. Man zeigt noch das Gefängniss, worin sein Vater ihn einsperrte, es ist noch das Gefängniss der Stadt. Aber das Herrlichste, wonach auch die Fremden in Assisi alle sich drängen, das ist die Kirche, die der Heilige erbauen liess, und die man dreissig oder vierzig Jahre nach seinem Tode vollendete. Aus dieser Zeit sind die berühmten Gemälde, welche die Kirche schmücken, und welche alle ihm gewidmet sind und das Leben des hl. Franziskus darstellen. Die Kunst der Malerei war zu dieser Zeit beinahe todt, sie schmachtete damals in den Händen griechischer Maler, welche malten, beinahe wie man heut zu Tage die Karten malt. Da wandte sich ein Mann, Cimabue genannt, und sein Schüler Giotto wieder dem Studium der Natur zu und sie gelangten von Versuch zu Versuch, von Erfolg zu Erfolg, schliesslich auf eine Stufe, welche auch heute noch alle Menschen mit Bewunderung erfüllt. Giotto gehörte zu jenen Leuten, welche



LA TRAGÉDIE
(Foyer de l'Opéra.)

man bei uns wunderlich heisst, nemlich ein wenig verrückt, ein Sonderling. Man erklärte ihn als solchen zu seiner Zeit, wie es immer den Leuten begegnet, die nicht denken wie die andern.

3. Mai. — Ich ging sogleich die Stadt und St. Francesco (das ist die Kirche) zu sehen. Die tiefen Eindrücke, welche diese unterirdische Kirche in mir hervorrief, — die Orgel und die in diesen düstern Gewölben widerhallenden Gesänge; — die Erinnerung an meine vergangenen Reisen, diese gruftartige Dunkelheit, die Ueberreste des Alterthums, jene der Malerei, welche an diesem Orte so beredt wirken, denn das sind die Mauern, an welche sich der unermessliche Ruhm knüpft, die wiedererwachende Kunst aufgenommen zu haben, ... alle diese Gedanken und Eindrücke zwangen mich, in einer dunklen Ecke der Kirche mich zu setzen. Unwillkürlich füllten sich meine Augen mit Thränen und die Erinnerung an mein Vaterland, an die Meinigen, deren Entfernung, meine Vereinsamung in der Welt, alle diese Schattenbilder zogen an mir vorüber und schnürten mir das Herz zusammen in Empfindungen, welchen gleichwohl auch eine gewisse Süssigkeit nicht fehlte.

4. Mai. — Am nächsten Tag kehrte ich mit meiner Mappe wieder und bat um die Erlaubniss, arbeiten zu dürfen. Ein Mönch führte mich in die Zelle des Superior, den ich wie Giotto in seinem hölzernen Thron sitzend fand. Dieser gute Alte sagte mit grosser Artigkeit zu mir: »Machen Sie was Sie wollen, mein lieber Sohn, und verständigen Sie sich mit dem Sakristan«. Ich begann sogleich mit meiner Arbeit und setzte sie während elf Tagen von fünf Uhr Früh bis sechs Uhr Abends fort. Am zweiten Tage ging ich in die obere Kirche (es giebt zwei, eine über der andern, dem steilen Abfall des Berges entsprechend). Welche Ueberraschung und wie wunderbar! Ich fand auf den Mauern die Namen der beiden Flandrin und den meines lieben Léon Benouville

Nach diesen langen Tagen, in welchen ich die Zeit nur durch das Geräusch von Aussen errathen konnte, von dem ich mir eine Art Uhr machte — so folgten z. B. des Morgens von fünf bis acht Uhr erst die Stille, dann der matte Wiederschein der Sonne, welche durch die bunten Scheiben der Rosette die Strahlenformen der letzteren auf das Paviment zeichnete, dann das Geschwätz der Sperlinge und der Vögel, welche unter dem Dach der Kirche nisten, dann das täglich wiederkehrende Glockengeläute, die

Gesänge und Musikstösse, welche aus der unterirdischen Kapelle emporstiegen — nach solchen langen Tagen habe ich oft, eingewiegt durch diese Harmonien, von der Zukunft, meiner Rückkehr nach Frankreich, der Kunst und dem, was ich sein werde, geträumt Ach, wie oft war ich verzweifelt!

Nach einigen Tagen waren alle Franziskaner meine Freunde, und ich grüsste sie freundschaftlich mit der Hand; einige kamen, meine Arbeiten zu beobachten und mich aufzumuntern, die braven Leute! Sie sind Faullenzer wie alle Mönche, ich blieb oft drei Stunden in der Kirche, ohne einen zu sehen. Ich habe einem alten, ganz zusammengekrümmten und gebeugten Mönch, welcher wahrscheinlich unsere Soldaten der ersten Republik gesehen hat, eine grosse Angst gemacht. Sobald ich ihm sagte, dass ich ein Franzose wäre, flüchtete er sich in den Chor; ich folgte ihm, um zu erfahren, was ich für ihn Beängstigendes hätte, aber es war mir unmöglich, ein Wort aus ihm heraus zu bringen; er blieb in einer Ecke, putzte zum Schein ein Messkännchen und beobachtete mich mit verstörten Blicken. Hinter uns rissen lachend drei bis vier grobe Gefährten die Mäuler wie Dachfenster auf und hielten sich die Seiten. Ich bemerkte alsdann, dass der arme kleine Alte halb blödsinnig war, und dass es nicht das erste Mal gewesen, dass er seine Mitbrüder zum Lachen brachte.

. . . . Endlich nach elftägiger Arbeit langweilte ich mich den zwölften. Der Himmel war ganz grau und traurig zum Sterben. Ich ging auf mein Zimmer, richtete meinen Sack und fragte nach meiner Rechnung. Man sagte mir unter Thränen in den Augen Lebewohl.

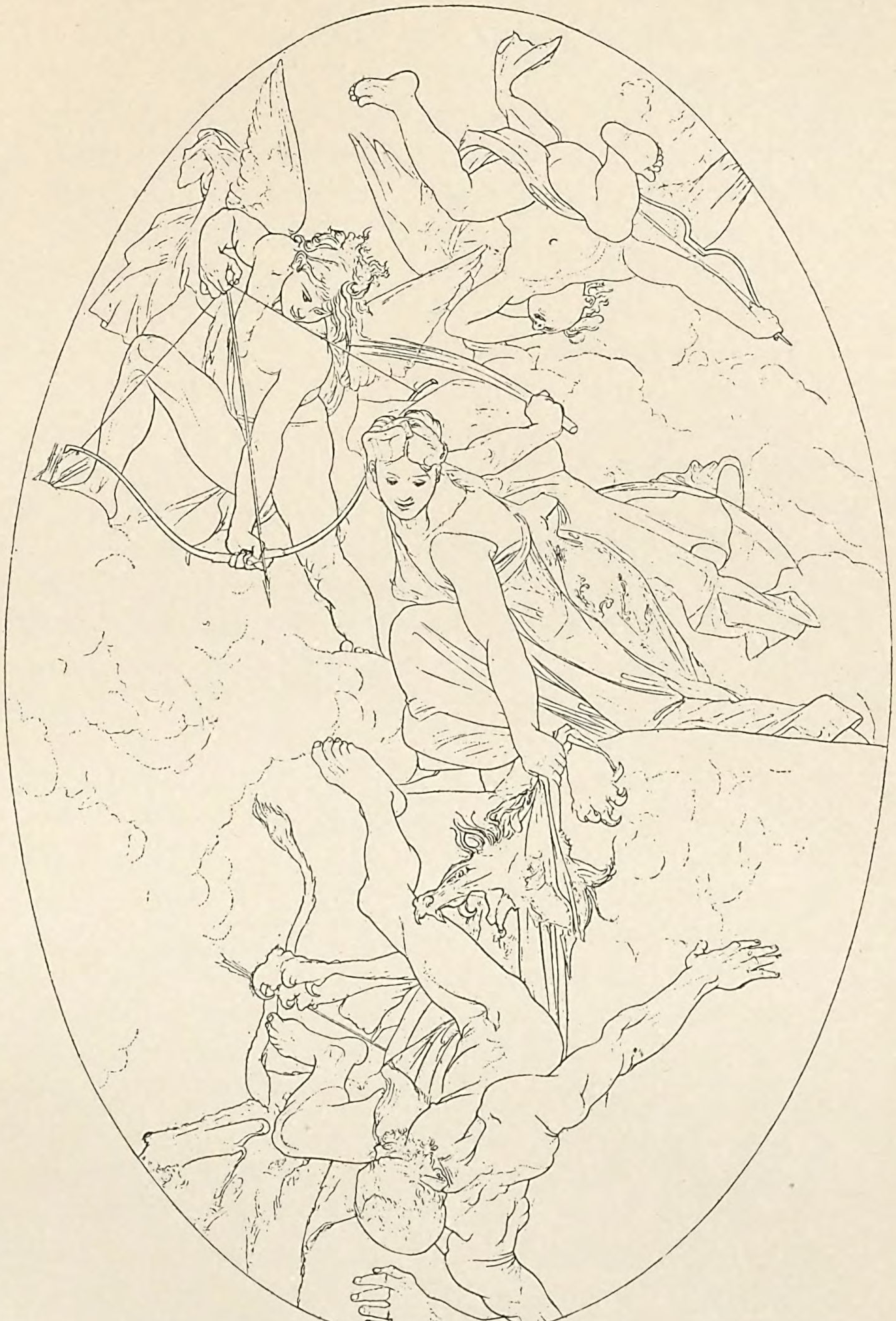
. . . . Ich ging nach Perugia; ach, Perugia! Wiege der römischen Schule! Wir haben ungefähr acht Meilen zurückzulegen

* * *

An seine Eltern:

Rom, 10. Januar 1853.

. . . . Als ich das Stadtthor überschritt, wurde mir bewusst, dass ich den geheiligten Boden betrat, wo einst Raffael gelebt und gross geworden, und nicht ohne Beben des Herzens folgte ich diesem Gedanken: »Und ich«, sagte ich mir, »ich unbekannter und dunkler Mensch, ich vermehre in diesem Augenblick die Zahl der Pilger, welche kommen, die Spuren des göttlichen Genies zu suchen und zu küssen! Er, welcher unter allen Menschen



LA COMÉDIE
(Foyer de l'Opéra.)

unsterblich und gross ist, er wird in dem Himmel von der heissen Verehrung, von der tiefgehenden Bewunderung, dem Enthusiasmus wissen, welchen sein Leben in der Welt zurückgelassen hat. Wenn er vor Gott noch die Macht hat, über seine bewunderungswürdigen Fähigkeiten zu verfügen, welche ihn bei den Menschen so beliebt machten, o möge er mir dann für die Zukunft einen einzigen Heller seines Schatzes gönnen!«

Ich schämte mich sehr, die Stadt in dem traurigen Hundekarren zu durchfahren; ich stieg aus und ging ziemlich weit hinten nach, um nicht auszusehen, als ob ich den Inhaber dieses armseligen Fuhrwerks kennen würde. Trotzdem hatte ich bald das Gesindel der Stadt zur Begleitung: der Eine erbot sich, mir das Hotel, der Andere den Weg zur Post zu zeigen, ein Dritter als Führer zu dienen. Ich musste alle die gröbsten accio und accia der italienischen Sprache laut werden lassen und hatte den Stock hin und wieder zu gebrauchen, um frei zu werden. Glücklicherweise begegnete ich bald darauf dem Herrn des Hauses, an das ich empfohlen worden war, einem kleinen, alten Deutschen, welcher am Orte verheirathet ist. Dieser führte mich zu sich und trieb bald all' dieses Gesindel zurück. Die Behausung, wo ich eingetreten, war eines jener geräumigen Familienhäuser, in denen drei Viertel der Zimmer nur kahle Wände zeigen, die Fenster nur Papierscheiben und die Thüren keine Schlösser mehr haben. Aber in dieser Art von Herbergen ohne Bequemlichkeiten findet man oft was mehr werth ist, Herzlichkeit, fast die traditionelle Gastfreundschaft der schottischen Bergbewohner. Freilich wie in allen komischen Opern fehlt es dabei nicht an schliesslicher Prosa: die Entschädigung belief sich auf täglich vierzig Sous für Nahrung und Wohnung. Das ist wirklich ungefähr schottisch.

. . . . Der grosse Platz von Perugia hat seinen mittelalterlichen Charakter fast ganz bewahrt. Das Rathhaus oder der Palazzo del Podestà, wie man hier sagt, ist noch geschmückt mit den berühmten Wappen aus der Zeit der kleinen Kriege der italienischen Republiken. Das ist der Greif und der Löwe, zwei Figuren in Bronzeguss von schönster Wirkung; zwischen beiden über der Thüre hängen die Ketten von den Thoren Siena's, hier als Zeichen des Triumphes nach der Einnahme von Siena durch die Peruginer aufgehängt. Dieser Schmuck erscheint jetzt sehr seltsam, nachdem nun die beiden alten Republiken untergegangen sind, und die beiden früher feindlichen Städte durch die Priester regiert werden, welche sich im Regieren in der That sehr

gut unter einander verstehen. Perugia ist ungeachtet dessen eine reizende Stadt, malerisch und vornehm, aber deren Bewohner scheinen ihren alten Ruhm vergessen zu haben. Man findet nicht einmal das Standbild des grossen Perugino (Peter Vannucci) ja kaum irgend welche Andenken an diese berühmte Schule, welche den Namen von Perugia in aller Leute Mund gebracht und der Stadt einen bleibenderen Glanz verliehen hat, als die Kriege und kleinen Schlachten mit ihren republikanischen Nebenbuhlern.

Es ist in Italien leicht die Beobachtung zu machen: die Reichen sind verschwenderisch und werfen ihr Geld zum Fenster hinaus, die Armen sind sparsam und geizig mit ihrer Habe, wie mit ihrem Ruhm. Der italienische Boden, mehr als alle andern fruchtbar an Künstlern, Dichtern und erhabenen Talenten, weiht kaum einen Stein ihrem Andenken.

Die Gebeine Dante's ruhen in einer Strasse Ravennas, zwischen vier Ecksteinen; und Tasso hat kein Grabmal, während Holland und das arme Belgien ihre öffentlichen Plätze mit den Bildnissen Rembrandts und Van Dyck's bedeckt. Es gereicht indess Florenz zur Ehre, wenigstens in der jüngsten Zeit den Gedanken gefasst zu haben, seine hervorragenden Toskanischen Meister in die herrliche, von Vasari gebaute Galerie einzureihen.

Ich lief einige Tage herum, um alle Kunstschätze Perugia's kennen zu lernen. Wenn diess schon in den meisten italienischen Städten schrecklich ermüdend ist, so besonders in Perugia: man ist auf einer ununterbrochenen Stiege. Die Stadt ist auf mehreren kleinen Bergen gelegen; die Strassen liegen im Thal und steigen zu den Plateaux empor, an vielen Stellen für Wagen unzugänglich. Ist also die Besichtigung schon mit manchen Widerwärtigkeiten durch den Fremden zu erkaufen, so kommt dazu, dass es vielleicht kein Land giebt, wo man die Kunst, Geld zu erwerben, ohne etwas zu thun, besser versteht; jede Thüre, jede Kapelle, jeder Vorhang hat seinen Cerberus, und da für einen Italiener jeder Fremde nichts anderes ist, als eine mit zwei Taschen schwerer Sous ausgestattete Maschine, so folgt daraus, dass sie alle die Hände ohne Scham ausstrecken. Bildet Euch aber nicht ein, dass nur das Volk daran leidet; diese Krankheit ist in den höchsten Kreisen der Gesellschaft; alles ist davon ergriffen, das Volk, die Soldaten, die Mönche, die Staatsbeamten; ja es könnte fast scheinen, als obliege ihnen der Beweis, dass im Kirchenstaate das ganze Weltall Almosen zu spenden habe, und dass es das Vorrecht der Unterthanen des Papstes sei, es zu

empfangen. In der That, mag auch der Fremde überall und nicht blos in den päpstlichen Ländern, die Rolle der Henne mit den Goldeiern spielen, so ist er doch nirgends so verehrt, umschmeichelt und — ausgebeutet, wie hier. Das ist nicht erstaunlich: die arme Italia, früher so glorreich, ist jetzt abgestorben. Da aber doch alle Welt geht, um die Verblichene zu sehen, wie sie in ihren Ruinen liegt, leben ihre Kinder von diesen Sehenswürdigkeiten und spielen die Wächter dieses herrlichen Friedhofs.

Aber seien wir nicht ungerecht, Perugia hat auch seine schönen Momente: es sind jene der Begeisterung für das Schöne oder für grosse Erinnerungen. Ich habe deren öfters in einem Palaste genossen, in welchem sich die Arbeiten der Schule des Perugino befinden. Es ist der Börsenpalast, il Cambio genannt, in welchem die ersten Versuche von Raphael zu schauen, an welchen es beinahe tröstlich ist, auch ihn, den grossen Mann, noch als Kind zu sehen. Es ist wie ein Gefühl befriedigter Eigenliebe, das einen beim Anblick der Schwächen eines Talents überkömmt; es scheint einem sonst so überwältigend, so unnachahmlich in seinem Glanz, dass man, wenn es einmal nahe am Boden fliegt, gerne glauben möchte, man könnte es erreichen und besitzen: so wie etwa die Kinder an Regentagen die Schwalben erhaschen zu können glauben. Das erinnert an das allgemein verbreitete Gebrechen, das einen alten Autor, wenn ich nicht irre Pascal, zu der sehr gerechten Betrachtung veranlasste: »Du glaubst Alexander zu gleichen, weil du heftig, ausschweifend und ein Trunkenbold bist; du findest die Entschuldigung deiner Laster in ihrer Aehnlichkeit mit denjenigen des Helden, aber du denkst nicht an seine Seelengrösse, an den Muth und die Hochherzigkeit, welche ihn unsterblich machen, und verhindern, dass man sich an den Mängeln seiner menschlichen Natur stösst. Durch seine Laster ist er ein elender Mensch, durch seine Tugenden ist er ein Held. — Dieser Zusammenhalt ist auch sonst zutreffend: viele glauben Raffael zu gleichen, weil sie kein Colorit besitzen, und viele glauben Rubens zu gleichen, weil sie nicht zeichnen können; man verdeckt so mit einem schönem Gewand seine Höcker und seine Gebrechen. — So sagt auch Molière von einem andern Gesichtspunkte aus bezeichnend: »Die Blasse wird an Weisse verglichen dem Jasmin, — Die Schwarze wirkt berückend, bezaubernd die Brünette, — Die Stolze hat ein Herz, das einer Krone werth, — Die Schlaue hat Verstand, die Dumme ist so gut, — So

ein Verliebter spricht im Uebermass der Gluth, — Und liebt sogar die Mängel derer, die er liebt.« Das ist auch auf die Liebe zur Kunst anwendbar.

. . . . Ich brachte acht Tage in Perugia zu, volle acht Tage ohne Arbeit. Ich befand mich so wohl in meiner kleinen Kirche zu Assisi, es ging mir die Arbeit so leicht von der Hand, während ich mich hier nicht mit dem Gedanken des Arbeitens vertraut machen konnte, und zwar weder in jenem Palast noch in diesen Kirchen voll Unruhe, voll Gehen und Kommen, und erst später, in Florenz, gewöhnte ich mich daran.

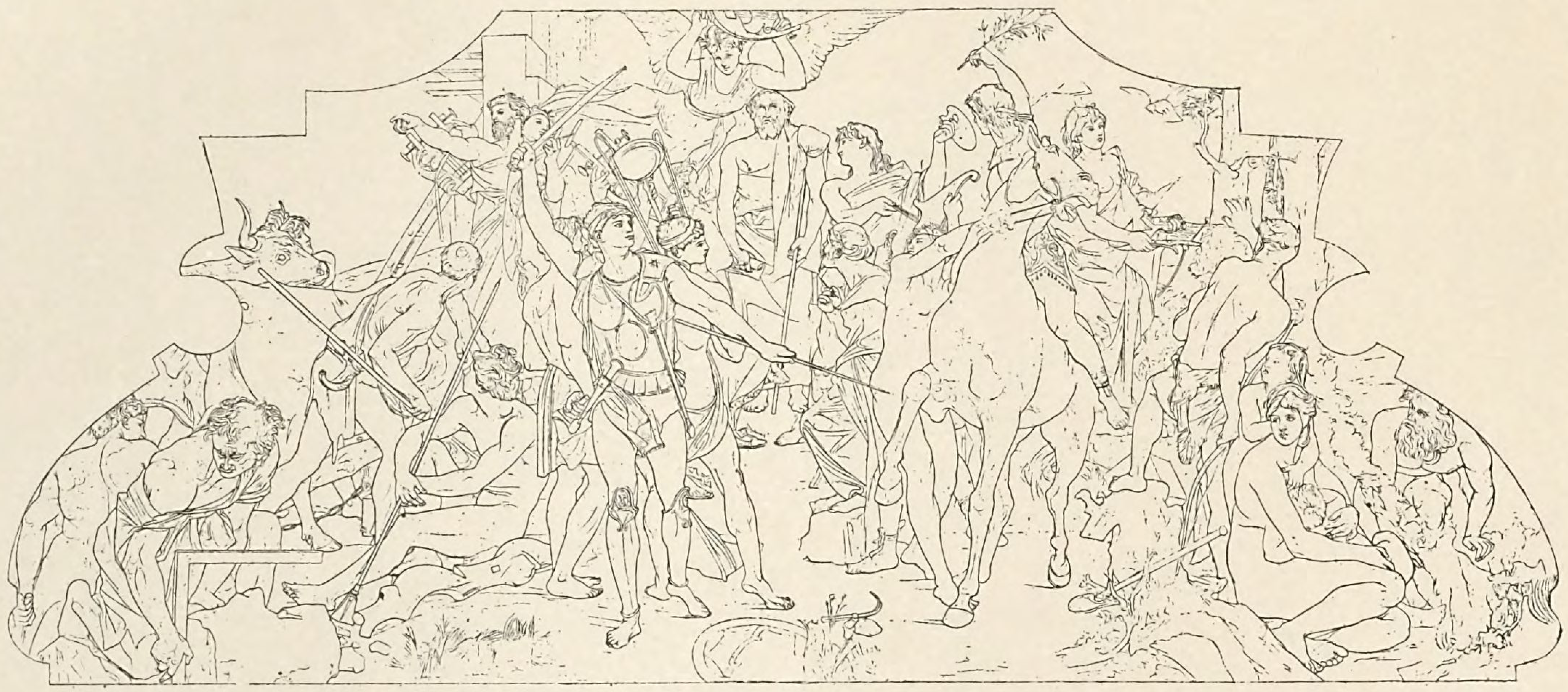
Statt zu zeichnen las ich. Mein Wirth lieh mir eine Geschichte seiner Stadt: da sie von einem dortigen Schriftsteller geschrieben war, so erschien Perugia nothwendigerweise als die schönste, reichste und grösste Stadt der Welt. Was deren Alter betrifft, so überschritt sie weit die naive Vorliebe, welche jeder Italiener für seine Stadt hat. Findet man nemlich bei jeder Stadt, dass sie viel älter als Rom, das sonst der allgemeine Vergleichspunkt, so ging mein peruginer Historiker noch weiter, indem er einen Sohn Noah's in Person die Arche verlassen lässt, um Perugia zu bauen. Diese Eitelkeit auf den Geburtsort ist sozusagen das Geheimniss der Schwäche der italienischen Nationalität. Die Italiener nennen sich alle unter einander Fremde (forestieri); Vaterland ist ihnen nur die Stadt, wo sie geboren sind. Im Grunde haben sie freilich Recht, stolz darauf zu sein; es giebt keine italienische Stadt, welche nicht ihre Geschichte, ihren auf Erinnerungen begründeten Ruhm hat, und keine will der andern etwas voraus lassen. — Und so herrscht der Oesterreicher; es ist eben die alte Geschichte von der Auster und den Zänkern.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 1. März 1853.

Gestützt auf die Umfassungsmauer des Gartens meines Hôtels überliess ich mich meinen Gedanken und Betrachtungen. Die Mauer ist keineswegs eine Gartenmauer, wie eine andere, denn sie ist auf eine etruskische Ruine gebaut, eine Festungsmauer der Stadt, welche 3000 Jahre alt ist; und auf dieser ehrwürdigen Erde wachsen Rosen und Salat, d. h. die Poesie und die Prosa, und ich freue mich über dieses Nebeneinander; ich, ein gewöhnlicher Gallier, und Picte, der ich bin, denn das ist der Name der Vendée-



LES POÈTES

(Foyer de l'Opéra.)

Bewohner zur Zeit Jesu Christi, ich, ein barbarischer Picte, ich rauche meine Cigarre auf diesen Ruinen!

Ich betrachtete von dieser Höhe aus das Land, welches sich endlos mir zu Füssen ausbreitet: zur Rechten sehe ich Assisi, das Städtchen, wo ich elf Tage wohnte, von der Farbe und Grösse eines Schwalbennestes. Der Tiber fliesst dort unten, aber von hier ist er wie ein silberner Faden. Die ganze Ebene ist von Sonne und Dunst überdeckt, und von tausend Umrissen von Bergen begrenzt. Inmitten dieser launischen Silhouetten, und hinter jener Gruppe azurblauer Berge sieht meine Einbildungskraft den See von Trasimeno: »Dort«, sagt der Dichter, »unterlag der zur Verzweiflung gebrachte Muth; dort durchfurchten die Flüsse, durch die Blutwellen zu Strömen angeschwollen, die brennende Ebene, welche weithin mit den Resten der Legionen besät war.

Ich wollte dieses berühmte Feld sehen, und mich mit dem Taumel berauschen, welchen uns der Anblick berühmter Orte erweckt. Mit der Einbildungskraft und der Geschichte belebt man die Vergangenheit. Indem ich davon träumte, glaubte ich die von Fliehenden bedeckte Ebene zu sehen, die Thore von Perugia, an denen die verwundeten Soldaten aufgehäuft lagen, und die Stadt voll von jenen Schrecken und jenen Unruhen, wie sie mir nur zu bekannt sind. Denn sie widerhallen immer wieder im menschlichen Ohr, diese Schreie der wüthenden Menge, sei es nun, dass sie gemordet oder dass sie verfolgt wird

Ich habe sie in Paris zu meinem Unglück gehört und die Schreie des Bürgerkrieges sind schrecklicher als diejenigen der Schlachten.

Der trasimenische See birgt im Grunde seiner Gewässer die Gebeine von hunderttausenden von Menschen; vielleicht hat die Zeit sie zerstört; wenn man ihn heute sieht, so glänzend, so klar, so murmelnd in seinen Schilfrändern, so möchte man nicht glauben, dass ihm schon so viele Menschen zum Opfer gefallen sind. »Seine Fläche ist wie ein silberdurchwebtes Linnen; seine alten Bäume erheben sich wie einst die an der Stelle ihrer Wurzeln aufgethürmten Leichname; aber ein schwach rieselnder Bach hat seinen Namen von dem Blutregen des unheilvollen Tages entlehnt, der Sanguinetto (blutiger Fluss) bezeichnet uns den Ort, wo das Blut der Römer die Erde tränkte und die Gewässer purpurroth färbte«. (Byron.)

Ich kam zu meinem See; ich zeichnete die Hügel und die Schluchten, dann streckte ich mich unter dem Schatten meines Schirmes auf dem feinen Sande aus und lauschte den reinen Wogen, welche wie die des Mittelmeers, murmelnd kamen und zurückkehrten. Ich blieb dort, ich weiss nicht wie viele Stunden, träumte und sog die frische Luft des Wassers ein.

Es kamen zwei kleine Kinder zu mir, die Söhne armer Fischer, ebensowenig gekleidet, wie die Fische des Sees, und von der Welt nichts kennend, als die Stadt Perugia, von welcher man ihnen einige Male gesprochen hatte, und von welcher sie glaubten, sie liege am Ende der Welt. Es unterhielt mich, mit diesen kleinen Murmelthieren zu plaudern, und ich fragte sie, wie man fischte, welche Fische man finge, ob es grosse Stürme auf dem See gebe etc. etc. Nachdem wir über alle Leute des Ortes gesprochen hatten, fragte ich den aufgeweckteren, ob er den »Herrn Annibale« kenne? O ja, sagte der Schelm, Annibale hat viele Soldaten hier getödtet; Papa hat früher Knochen und die Gewehrschlösser gefunden. Ach geh', sagte ich ganz erstaunt, wo hat Dein Vater sie gefunden? — Da oben, in seinem Feld, und dann hat er grosse Rippen von Elephanten gefunden. — Was ist denn das ein Elephant? — O, das ist ein grosses Thier! Viel grösser als Sie und ich, grösser als ein Baum. — Wer hat es Dir gesagt? — Papa, der in Perugia war, wo es deren giebt. — Sage mir, wo ist der Sanguinetto? — Der ist da unten; gieb mir einen Sou, und ich werde Dich dorthin führen. — Wohlan, so gehen wir. — Aber sage mir, Signor istorico, wer war denn der, welcher gegen Hannibal kämpfte? Leider ach, ich weiss es nicht. — War es nicht Napoleon, sagte ich zu ihm. — Ach, ich weiss nicht, ich kenne ihn nicht«. Mein kleiner Fischer war ein Kind von acht Jahren, er kannte den Namen Hannibals, der seit zweitausend Jahren todt ist, aber er hat niemals denjenigen Napoleons gehört. So geht es in der Welt, und das ist keineswegs nur Zufall. Denn die Namen der Massenmörder, der Schlachtenlenker und der Sieger erhalten sich bis zur jüngsten Nachkommenschaft, während jene der Männer des Friedens und des ruhigen Genies in dem blutigen Glanz verschwinden, welchen die ersteren ausstrahlen, da es einmal in der Natur des Menschen liegt, das Gute über der Erinnerung an das Schlechte zu vergessen. Tugend und Friede sind nicht für hinieden, wo nur der Kampf, Verbrechen oder Krieg die menschlichen Leidenschaften nähren. Madame Lafarge ist viel berühmter,

als eine barmherzige Schwester, und man wird mit mehr Vorliebe von den Feldzügen in Spanien und Russland sprechen, wo zwei Völker sich gegenseitig hinmordeten, als von der friedlichen Regierung des armen Louis Philippe. Vielleicht wird man sagen, dass die friedlichen Tugenden ihren Lohn in der eigenen Natur finden. Einem guten, gerechten Mann genügt das Gewissen, er hat seine Belohnung in sich selbst; die Ehrgeizigen können nicht mit sich selbst sich begnügen, und alle ihre eitlen Erfolge können ihre Gewissensbisse nicht zum Schweigen bringen.

. . . . Ich kehrte in mein Gasthaus zurück, wo man mir einen enormen Karpfen vorsetzte, welcher in gerader Linie von jenen abstammte, die der Consul Flaminius gegessen. Vielleicht kostete er mich so viel wegen seiner vornehmen Abstammung. Nie wurde ein Gallier so im Lande der Römer ausgenützt.

. . . . Am Morgen setzten wir unsere Reise nach Arezzo fort, welches halbswegs zwischen Perugia und Florenz liegt. Es war an einem Sonntag, so viel ich mich erinnere. Ich beobachtete die Morgenröthe, eine goldene Schranke am Horizont; dann ging die Sonne auf und wir begegneten Gruppen von Bauern und Bäuerinnen in ihren schönen Anzügen, welche sich in die Kirche begaben. Hier fängt das Costüm der römischen Campagna an, seine Eigenart zu verlieren, und ein enorm grosser Strohhut, welcher wie ein Schiffssegel flattert, ersetzt das »Tuch«, den nationalen Kopfputz der italienischen Frauen, eine Art Stück Leinen, so gross wie eine Serviette, mit Fransen an beiden Seiten, welches man auf ganz eigene Art auf dem Kopfe zusammenschlägt. Gegen Abend erkletterten wir einen Kamm der Apenninenkette und nach tausend Windungen, tausend Anstrengungen, tausend uh! uh! eh! drio! unsers Kutschers gelangten wir auf dem Scheitel an. Nach einigen Augenblicken erblickten wir eine endlose Ebene, von der untergehenden Sonne beleuchtet, und in der Ebene tausend Thürme, tausend Häuser, um das Ufer eines Flusses gruppirt, welcher wie ein Streifen aus Seide erglänzt; das ist Florenz! »Firenze, Firenze«, sagte der Postillon und richtete sich in den Steigbügeln auf, indem er mit der Peitsche darauf zeigte. Mit welcher Freude sieht man die Orte wieder, wo man schon gewesen ist! Das Herz schlägt einem, als ob man sein Vaterland, und Freunde, welche einen erwarten, wiederfände. Ich war ungeduldig, die Plätze, die Strassen wiederzusehen, wo ich vor achtzehn Monaten, als ich

von Frankreich kam, spazieren gegangen war; ich wollte aussteigen und den Weg zu Fuss zurücklegen, um jeden mir bekannten Baum zu begrüssen, und eine unbeschreibliche Bewegung überkam mich, als ich fühlte, wie der Wagen auf den breiten Pflastersteinen meines lieben Florenz anhielt.

Nach der Zoll- und Passrevision gings nach der Stadt, über die Brücke alle Grazie

Ich stund am nächsten Morgen sehr früh auf und lief nach dem herzoglichen Palast, nach Santa Maria dei Fiori, nach dem Arno und der Loggia dei Lanzi

In dem Hause, wo ich wohnte, befanden sich die Balletttänzerinen des Theaters von Florenz, und ein Balletttänzer, dem ich Ballette und Pantomimen componirt hatte. Eines davon war mit grösstem Erfolg aufgeführt worden, bei welchem mein Nachbar die kunstvollsten Beinwendungen machte. Es war die Geschichte von Diana und Endymion, durch Geberden, Luftsprünge und die beliebten entre-chats dargestellt. In der ersten Scene tritt Endymion in Tricot gekleidet im Zwei-Schritt auf, und stellt die Eberjagd dar. Er hatte einen Gaze-Rock, wie eine Nymphe, worüber ich ihn folgendermassen kritisirte: Mein lieber Dario (das war sein Name), Sie tragen Ihren Gaze mit Grazie, aber Sie wissen wohl, dass das nicht die Uniform eines Jägers ist. Sie sollten es so machen: Kaufen Sie sich, oder suchen Sie in der Theatergarderobe ein Fell von einem Panther oder irgend einem andern Thier; dann wird man glauben, dass Sie nicht allein Taubenflügel tragen und Luftsprünge machen können, sondern dass Sie die Grazie auch mit dem Muth vereinigen, und dass Sie in Ihrem Jägerleben auch andere Thiere, als die der Feldjagd gesehen haben, da Sie die schöne Beute derselben auf den Schultern tragen; überdies wird es auch ein wenig an die Antike erinnern. Das Fell wurde gefunden, und Abends suchte ich meinen Balletttänzer auf, und versprach mir viel Lächerliches. Allein er hatte einen genialen Einfall gehabt, auf welchen ein Maler nie gekommen wäre. Errathen Sie, was er mit dem Pantherfell gemacht hatte? Aus dem heroischen Gewande des Theseus oder des Herkules hatte er eine sehr schöne ausgeschnittene Weste mit einer Reihe von Knöpfen angefertigt. Das Publikum brüllte vor Vergnügen. »C'è gusto, per Bacco« sagte man neben mir, man könnte glauben, es sei ein Held des Alterthums; und welcher Tanz! welche Beredtsamkeit in seinen Sprüngen! Welche Beweglichkeit, welches

Feuer!« Von allen Seiten regnete es Blumen und Sonnette auf unsern Endymion.

.... Ich habe viel in Florenz gearbeitet; und namentlich Andrea del Sarto, Masaccio und Francia Bigio studiert. Es war in der schönen Jahreszeit gegen Ende Mai, Früh 5 Uhr war ich schon auf den Beinen. Ich ging in die von der aufgehenden Sonne beleuchteten Strassen, um die reine Nachtluft einzuathmen, welche durch die Menschen noch nichts von ihrer Frische verloren hatte. Denn man begegnet um diese Zeit nur Landleuten, die sich zum Markte begeben, und Schildwachen, welche sich in die Hände hauchen; dann stieg die Sonne, die herrliche Sonne, leuchtend über den Palästen empor.

Es giebt gewisse Orte in der Welt, wo man nicht gehen kann, ohne zu denken, und zu diesen rechne man Florenz. Wie soll ich Euch die Empfindung beschreiben, welche die Kirche Santa Croce, dieses italienische Pantheon, in mir erweckt? Zur Rechten ruht Michel Angelo in seinem Grabmal; zur Linken der sterbliche Theil von Galilei; etwas weiter Alfieri, Machiavelli all' der Glanz Italiens liegt hier!

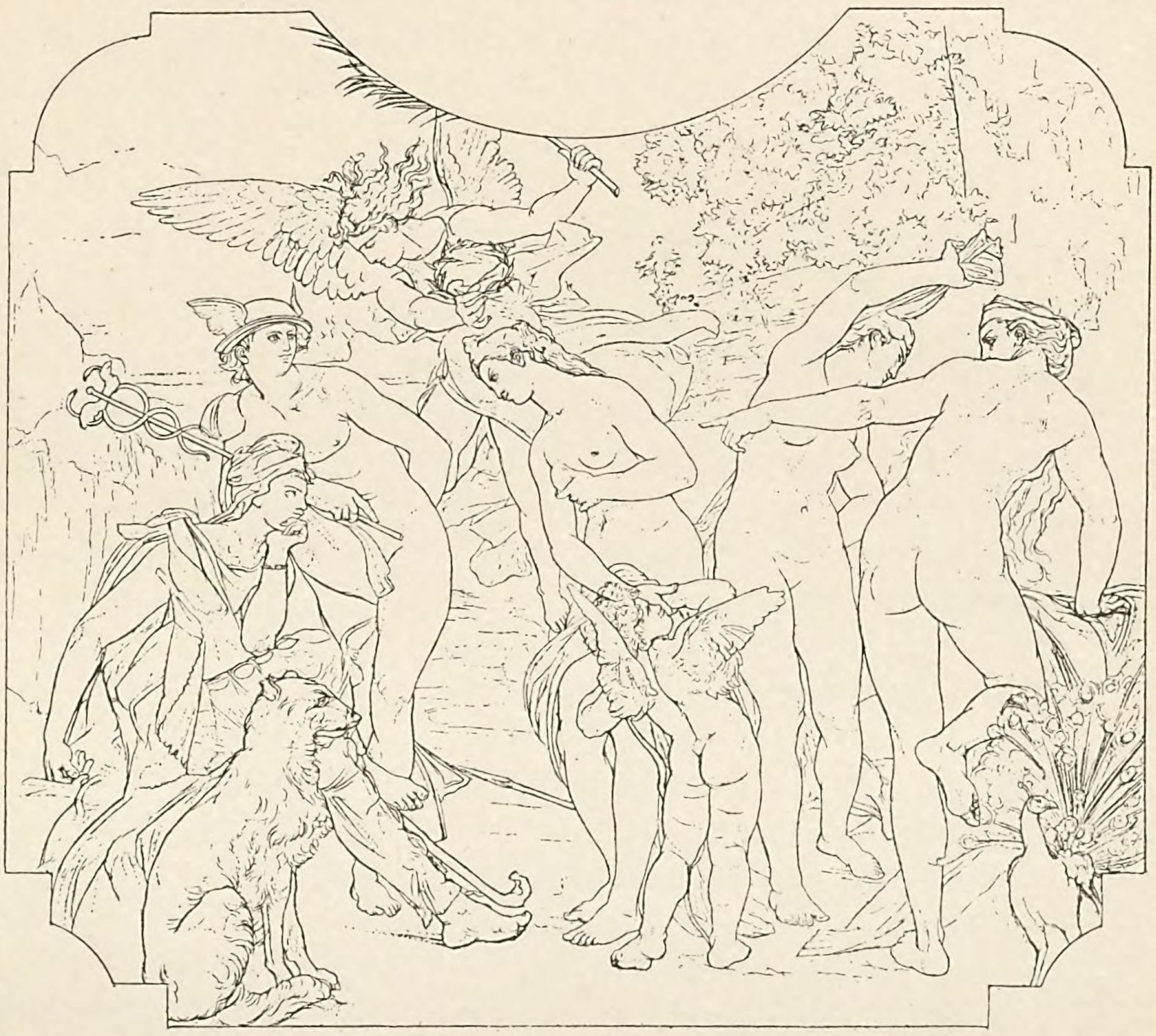
Ich arbeitete auch beinahe alle Tage in einer kleinen Kapelle, welche nicht nur durch ihre bewunderungswürdigen Malereien, sondern auch durch alle Erinnerungen, welche ihr geblieben sind, berühmt ist. Diese Kapelle, ausgeschmückt mit Malereien des Masaccio, war das Atelier aller der grossen Maler Italiens des 16. Jahrhunderts gewesen; sie sind alle dorthin gekommen, schon von Kindesbeinen auf zeichneten und studierten sie diese herrlichen Vorbilder. Vasari erzählt, dass Raffael und seine Zeitgenossen dort eifrig arbeiteten. Das ist vielleicht allbekannt, aber Ihr wisst sicher nicht, auf welche Weise Michel Angelo sich das Nasenbein gebrochen hat, und das werde ich Euch erzählen. Diese Begebenheit ereignete sich an dieser Stelle, und ist in den Denkwürdigkeiten von Benvenuto Cellini mitgetheilt. Er sagt, dass eines Tages in Florenz ein Bildhauer, genannt Peter Torrigiani, von England kommend eintraf, woselbst er längere Zeit verweilt hatte. Als er die Zeichnungen Benvenuto's sah, sagte er: »Ich bin nach Florenz gekommen, um so viel junge Leute als möglich mit mir zu nehmen, die mir an einer Arbeit, mit welcher mich der König von England beauftragt hat, helfen sollten, und da Deine Zeichnungen mir gefallen, so werde ich Dich reich und berühmt machen, wenn Du mir folgst.« Dieser Mann war

von grosser Gestalt, sehr kühn und glich mehr einem Soldaten als einem Künstler. Er hatte eine kräftige Stimme und eine gewisse Art, seine Augenbrauen finster zusammenzuziehen und prahlte jeden Tag von seinen Händeln mit den dummen Engländern. Eines Tages nun kam er auf Michel Angelo zu sprechen, gelegentlich einer Zeichnung, die ich (Benvenuto) ihm zeigte, und welche ich nach dem göttlichen Meister gemacht hatte. Während er meine Zeichnung betrachtete, sagte er: »Dieser Michel Angelo und ich lernten, als wir noch kleine Schlingel waren, in dieser Kapelle zeichnen, und da Michel Angelo die Gewohnheit hatte, sich über alle, welche mit ihm zeichneten, lustig zu machen, verdross er mich eines Tages so, dass ich in Wuth gerieth, und indem ich die Hand ballte, ihm einen so derben Faustschlag auf die Nase versetzte, dass ich fühlte, wie unter meiner Hand das Bein und der Knorpel brachen. Seitdem ist und bleibt er durch mich für sein ganzes Leben gezeichnet.«

Benvenuto, welcher dieses erzählt, fügt hinzu, dass ihn dieses prahlerische Ungeheuer so empörte, dass er es nicht nur nicht nach England begleitete, sondern auch seinen Anblick nicht mehr ertragen konnte.

Ich habe mich oft gerade an die Stelle gesetzt, wo all diese Dinge sich ereignet haben, und oft dachte ich arbeitend der Vergangenheit, der Gegenwart und des Zufalls, der mich aus einem verborgenen Winkelchen Frankreichs hervorgezogen hatte, um mich, kleines Gewürm, an eine so hervorragende Stelle zu versetzen.

. . . . Der hl. Johannes der Täufer ist der Schutzheilige der Stadt, und man veranstaltet ihm zu Ehren die glänzendsten Aufzüge, welche mehrere Tage währen. Am ersten Tag nimmt man das schönste Kind der Stadt, kleidet es als Amor mit Flügel, Köcher und Pfeil, der Ausrüstung und Uniform des kleinen Schelms; man setzt diese kleine Kreatur auf einen Esel und läuft mit ihm unter Jubelgeschrei und Blumenregen durch die grossen Strassen der Stadt. Da die »Liebe«, oder wenigstens der kleine Schauspieler, der sie darstellt, empfänglicher für Zuckerwerk als für Beifallsbezeugungen ist, und da diese ihn sogar manchmal erschrecken, füllt man ihm seinen kleinen Mund mit Süssigkeiten und die Hände mit Bonbons; auf diese Art erzielt man bei ihm eine zufriedene Miene. Der, den ich gesehen habe, verfehlte übrigens nicht zu weinen und schnitt jedesmal Gesichter, wenn die Süssigkeiten zu Ende waren, so dass man hätte sagen



LE JUGEMENT DE PARIS

(Foyer de l'Opéra.)

können, der kleine Diplomat wisse, dass man sein Lächeln sich erkaufen müsse; kann es dabei doch manchmal zu noch viel bedenklicheren Situationen kommen, aber der Esel hat einen guten Rücken, er nimmt alles gutwillig auf.

Dieses Fest ist ein Blumen-Madonna-Fest, und der Kleine stellt wahrscheinlich das Jesuskind dar; aber diese verteufelte italienische Phantasie mischt den christlichen und heidnischen Cult durcheinander. Der zweite Tag ist noch viel bewegter und unruhiger als der erste, dieses Mal handelt es sich um ein freies Pferderennen, wie in Rom. Stellt Euch eine halbe Meile lange Strasse vor, von einer ungeheuren Menge gefüllt; auf einen Kanonenschuss sprengt im schnellen Trabe eine Eskadron Dragoner durch die dichte Menge. Diese macht Platz und schliesst sich wieder, mit einer Fügsamkeit, über die wir, die wir die Pariser kennen, erstaunt sind; die Eskadron kommt zum zweitenmal im Galopp zurück und nach diesem Ritt hält man das Volk genügend vorbereitet. Hierauf führt man zehn junge Pferde, ohne Gebiss, ohne Zügel, in vollständiger Freiheit, herbei und bestrebt sich, sie durch tausenderlei Mittel zu erregen. Sie tragen über dem Rücken Papierbüschel und kleine Stücke von Feuerwerk, welche sich im Laufe entzünden, und diese wie der tolle Lärm und das schreckliche Geschrei der Menge machen, dass sie sich bäumen, springen und wie Bälle sich schnellen, so dass man nur seine Noth hat, sie zu halten. In diesem Aufzug führt man sie dann vor ein grosses Seil, das in der Breite der Strasse gespannt ist, auf ein gegebenes Zeichen fällt das Seil zur Erde, und meine zehn Teufel durchschneiden pfeifend die Luft, wie Pfeile. Die Menge schreit, klatscht in die Hände, erschreckt sie durch ein schauderhaftes Geschrei, und die Pferde machen sich Bahn, wie eine mit Mitraillen geladene Kanone.

Das ist eine Bewegung von zwei Sekunden, denn sie sind bald ausser Sehweite. Fünf Minuten nachher feuert man ein, zwei oder mehr Schüsse ab, je nach der Zahl der Pferde; da nemlich jedes eine bezeichnende Nummer auf dem Kreuze trägt, so ist die Zahl der Schüsse gleich der Nummer des Siegers. Die Menge ist damit von dem Resultat des Wettrennens unterrichtet, und darauf beginnt ein Durcheinanderschreien aus vollem Halse: »Ah, das ist Numero so und so! Ich habe es ja gesagt, er lief am raschesten beim Ablauf. — Wer hat gewonnen? Es ist der Fünfer. Du hast verloren!« Und so geht es weiter bis zum folgenden Tag, wo man

von vorne anfängt. Ich vergass zu sagen, dass man gewöhnlich unmittelbar nach dem Wettrennen das siegende Pferd zurückbringt und es im Schritt auf seinem Ruhmespfad führt; es schnaubt aufgeregt, schüttelt seine Mähne und schäumt. Die schönen Damen werfen ihm Blumen zu, applaudiren, die Kinder nennen es bei Namen, und nach seinem Triumph frisst es seinen Hafer, und sein Führer betrinkt sich; und das nennt man hier Ruhm!

* * *

An Herrn Moreau:

Rom, 10. Januar 1852.

Mein lieber Herr Moreau, wenn ich Sie bitte wegen meines langen Stillschweigens nicht schlecht von mir zu denken, so ermächtigt mich dazu die Ueberzeugung, dass meine Zuneigung für Sie sich nicht verringert hat, und dass meine oftmalige Erinnerung an Sie dafür Ersatz bot. Sie kennen, mein lieber Herr, die Launen und die Grillen, welche die traurige Wetterfahne, die wir unsern Willen nennen, hin und her treiben. Aber das Herz bleibt unberührt bei diesem Wechsel, es schliesst stolz und unentwegt alles ein, was es empfunden hat, dort lebt alles fort, ohne jemals unterzugehen.

Ich muss es Ihnen gestehen, ich habe in den letzten Monaten nicht oft Lust zum Schreiben gehabt. Wenn man immer auf der Reise, von einem Tag auf den andern lebt, ist das materielle Leben zu vorherrschend, als dass man mit seinen Freunden anders als durch Träume verkehren könnte. Das ist manchmal, ich muss es zugeben, angenehmer als einen Brief zu kritzeln: man fühlt so gut, so leicht, so tief, wenn man dieser Mühe überhoben ist, und der Langweile der Uebertragung seiner Gefühle. Auch kann man jeden Augenblick darauf zurückkommen, während man sich dem ganz besondern Reiz dieser intimen Reisen hingiebt, welche einem beinahe die Zuversicht erwecken, dass der Freund seinerseits all' diese Geheimnisse durchdringt und wohl weiss, dass man ihm nicht schreiben kann, und daher auch gerne verzeiht. Freilich, was das letztere betrifft, begreife ich die Thorheit meiner Voraussetzung; denn niemals ist die Beschäftigung zweier getrennter Leute so ähnlich, dass sie die Gründe von Vernachlässigung oder Trägheit errathen könnten. Sie müssen also, trotz allem, mich faul gefunden haben, und wahrhaftig, das ist wahr; und ich werde es vielleicht noch öfters sein. Aber Sie, mein lieber Herr, holen Sie Ihren ganzen Vorrath von Absolution und Ablass hervor.

Ich habe den ganzen Norden Italiens seit dem Monat Mai bis zum September bereist, und ich habe so viel und so schöne Dinge gesehen, dass ich mich darüber schwer in einem Briefe aussprechen könnte. Ich sage Ihnen einfach: gesehen, gewandert und gearbeitet; ohne so unbescheiden zu sein, mit Cäsar hinzuzufügen: gesiegt. Die Zukunft allein wird dieses Geheimniss offenbaren, und ich selbst werde es vielleicht erst in 10 Jahren wissen.

Wenn ich Ihnen aber nun von meinen Reisen und von Italien intimeren Bericht erstatten sollte, so kann ich nur sagen, nie begriffen zu haben, wie man auch nur versuchen konnte, über ein Land, welches so poetisch wie Italien ist, seine Eindrücke anders als in der herrlichen Sprache der Poesie zum Ausdruck zu bringen. Um über dasselbe zu sprechen, sollte man Childe Harold sein, sonst sollte man schweigen. Ich erinnere mich, lieber Herr Moreau, als ich vor zwei Jahren nach der Vendée ging, liehen Sie mir die Geschichte des alten Dupaty. Ich kannte damals Italien gar nicht, aber damals schon gefiel mir die Sprache nicht; was poetische Eindrücke betrifft, leistet er nichts; es gibt nichts besseres als die herrlichen und bizarren Strophen Byron's, welche dieses Gemisch von Schönheit, Elend, Ruhm und Erniedrigung schildern. Auch ich werde darum niemals etwas beschreiben, weil ich gewiss bin, damit hinter meinen Eindrücken zurückzubleiben. Wer könnte es z. B. wiedergeben, was Venedig ist, sein San Marco, sein Lido, seine tausende von Kanälen, sein Glanz und seine Poesie! Wer den Gegensatz zwischen seiner Herrlichkeit und der Traurigkeit seines heutigen österreichischen Lebens! Zwischen dem Purpur des Dogen und der weissen Militäruniform des Oesterreichers! Das wäre eine Betrachtung für Childe Harold; ich armer Prosaiker, ich schweige. Sie sehen, mein lieber Herr, dass ich immer noch der Maler bin, den Sie kennen, immer auf der Suche nach der Form, nach diesem Phantom, diesem nutzlosen Wahngebild, aber ich weiss, dass auch Sie einer ihrer Anbeter sind, und darum wage ich es auch, Ihnen von meiner Gottheit zu sprechen. Darf ich es Ihnen sagen, mein verehrter Herr, Ihre Worte, welche Sie mir früher in Ihrer schönen, poetischen Sprache geschrieben, werden noch gelesen und verehrt; ich höre Ihre Stimme, und mein Stolz liebt es, sich immer wieder zu versichern, dass es die Stimme der Zukunft ist. Ach, mein theuerster Freund, Sie haben mir, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Selbstgefühl gegeben, und seit Sie mich lieben, begann

ich, an mein kleines Verdienst zu glauben! Erhalten Sie mir diese Zuneigung. P. S. — Die Zeitungen haben Ihnen wahrscheinlich die Ernennung des Herrn Gémeau in den Senat und seinen Nachfolger als Commandant von Rom gebracht. Abgesehen von der damit für ihn verbundenen Rangerhöhung, glaube ich, dass er seinen hiesigen Salon und seine bisherige Stellung vermissen wird, hier allein und der Glanzpunkt, wird er in Paris verschwinden: wer ist da nicht Senator?

* * *

An Herrn Gauja:

Rom, 15. März 1853.

Was soll ich Ihnen sagen über meine Studien, mein Leben, meine Reisen während eines Jahres? Ich bräuchte dazu mehr als ein Plauderstündchen an Ihrer Kaminecke, einige schöne Gesellschaften, um Ihnen zu erzählen, was ich gesehen, geträumt und bewundert habe: ich sage wohl geträumt, bewundert; diese zwei Worte schliessen für mich beinahe alles ein. Sind die Menschen zu beklagen oder nicht, deren Geist sich dem Eindrucke so gierig und so ganz hingiebt, und in welchen sich die Bewunderung für das Schöne so leidenschaftlich und so schrankenlos ausbreitet, dass sie momentan die eigenen Fähigkeiten stört und verdrängt? Ich sollte besser sagen: daran zweifeln lässt. Das ist eine Frage, die ich in zehn Jahren werde lösen können. Aber alle diese Quälereien beunruhigen nur den Kopf; im Herzen ist alles ruhig und beständig; und dort sind alle unsere liebsten Erinnerungen!

* * *

An seine Eltern:

Rom, 24. März 1853.

Wir sind mitten in den Osterfeiertagen. Ich habe am Palmsonntag den Papst gesehen. Ich habe diesen herrlichen Ceremonien beigewohnt, wie Ihr in Napoléon. Aber welcher Unterschied! Ihr wisst, dass am Palmsonntag der Geistliche die Kirche verlässt und anklopft, und diejenigen, die drinnen sind, antworten, ich weiss nicht, was. Stellt Euch diese Scene in Rom mit dem Papst vor, der auf den Schultern von rothgekleideten Männern getragen wird, während Kardinäle in ihren Purpurgewändern, weissgekleidete Bischöfe und die Schweizer in allen Farben folgen. Alle diese



APOLLON ET MARSYAS
(Foyer de l'Opéra.)

Ornate, diese Farben, diese Gesänge gestalten die Scene zur schönsten, die man sehen kann

* * *

An seine Eltern:

Neapel, 7. Juni 1853.

. . . . Ihr seht, wohin mich mein unstätes Geschick wirft: ich bin in Neapel, und noch mehr, gerade dem Vesuv gegenüber. Das Zimmer des Hôtels, in dem ich wohne, ist ein ziemlich schönes Observatorium, (im 6. Stock) und von diesem nebligen Punkte aus, sage ich nicht, dass ich beherrsche, denn ich herrsche niemals über etwas, aber ich überschaue die schönen Curven des Golfes. Ich bezeichne gelegentlich — und kann es ja leicht thun, da ich ja nur die Augen zu erheben brauche, den Vesuv als den gutmüthigsten Vulkan, den niedlichsten, den am wenigsten rauchenden unter seinesgleichen. Man würde heute nicht glauben, dass er unter dem gutmüthigen Anschein einen so bösartigen Charakter birgt.

Ich habe, was ihr kaum glauben werdet, mein Bild: Jakob und der Engel beendigt. Es steht mir nicht zu, Euch von den Schwächen und den Vorzügen desselben zu sprechen: die Augen eines Vaters sind nachsichtig; und folglich, da ich der Vater meines Werkes bin, auch die meinigen.

Ich habe mich niemals beurtheilen können, und was meine Person betrifft, bin ich bis jetzt nur von einem oder zwei Dingen überzeugt: das ist, dass ich in's Schwarz gehende Haare und eine ziemlich starke Nase habe, wenn mich, was den letzteren Punkt betrifft, der Spiegel nicht trügt. Doch Scherz bei Seite muss ich Euch sagen und sage es Euch schlankweg, dass Herr Allaux nur von mir und meinen Werken spricht. Durch eine Indiskretion habe ich erfahren, dass ich neben seiner lebhaften Bewunderung komischer Weise auch seinen Zorn erregt habe. Warum wirft sich dieser junge Mann nicht aufs industrielle Zeichnen? Ich habe versprochen artig zu sein, ein liebenswürdiger, kleiner folgsamer Dessinateur zu werden, und dieses Versprechen hat ihn befriedigt. Ich war übrigens sehr bevorzugt von diesem Mann und seiner ungewöhnlich liebenswürdigen Frau, und ich bedaure lebhaft ihren Weggang. Allein die Zeit seiner Verwaltung ist beendet, und er ist durch einen Junggesellen Namens Schnetz ersetzt worden. Dieser neue Direktor ist mir noch beinahe unbekannt, da ich ihn nur solange

gesehen habe, als nothwendig war, um ihm anzuzeigen, dass ich nach Neapel ginge.

Meine Reise war eben schon lange vorbereitet; so hatten wir nur noch Gelegenheit, ihn am Sonntag, den 22. Mai gegen Mitternacht zu sehen! Ich, sowie diejenigen meiner Kameraden, die mit mir hieher gegangen sind, sagten ihm, uns vorstellend unsere Namen und machten ihm gleichzeitig die höfliche Mittheilung von unserer Abreise.

* * *

An Herrn Marquerie:

Neapel, 8. Juni 1853.

. . . . Es sind hier nur bettelarme Lumpen, nahezu nackt, ohne Schönheit und ohne Poesie. Abermals sind es die Strassen von Paris, die ich hier wiederfinde; dieselbe Unruhe, dann noch mehr Schmutz und in den kleinen Strassen, wo der Polizeidiener unbekannt ist, welcher Geruch! Denken Sie sich noch dazu, dass das Wetter abscheulich ist, dass die Naturschönheiten des Landes jeden Morgen unter dem Pariser Nebel verschwinden, dass der Vesuv sein Haupt unter einer Haube von wolligen Wolken verbirgt, dass die Dampfschiffe Alles, was man sieht, mit ihrem schwarzen Rauch beschmutzen, und Sie werden nun einen Begriff von meiner melancholischen Enttäuschung haben. Noch mehr, ich muss Ihnen sagen, dass ich mich im Augenblick nicht sehr wohl befinde; was vielleicht ein wenig zu meinem schlechten Humor beiträgt.

In Terracina bin ich von heftigen Magenschmerzen befallen worden, die ich der schlechten Kost, die wir dort bekamen, zuschreibe. So sah ich den Schluss unserer Reise in den schwärzesten Farben. Wir haben das schönste Land in den wunderlichsten Fuhrwerken Italiens durchreist, was für mich, ohne diesen schmerzhaften Magenkrampf sehr interessant und unterhaltend gewesen wäre. Nun bin ich zwar wieder hergestellt; aber es regnet! es regnet im Monat Juni in Neapel. In Zukunft bin ich an alle Ueberraschungen gewöhnt und wundere mich über nichts mehr.

Mein Bild ist fort, ich glaube, es hat in Rom Erfolg gehabt, aber was wird man darüber in Paris sagen? Ich weiss nichts, und warte.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 24. August 1853.

Ich bin seit einigen Tagen nach Rom zurückgekehrt und glücklich, wieder in meinem Zimmer und in meinem Atelier in der Villa Medicis zu sein. Schon lange war ich des unstäten Reiselebens müde, und mit unaussprechlicher Freude höre ich wieder die Glocken von Rom.

Ich fand bei meiner Ankunft einige Veränderungen: ich glaube Euch schon vom neuen Direktor, der sich Herr Schnetz nennt, gesagt zu haben. Ich kenne ihn sehr wenig, aber ich habe gehört, dass er ein Held sei, weil man Bier bei ihm trinkt, ein Menschenfreund, weil er Cigarren anbietet, und endlich ein in einen Direktor verwandelter Gott, weil er seinen Wagen, seine Salons und seine Leute allen zur Verfügung stellt, und weil er derbe Geschichten erzählt, wobei man lacht, spuckt und flucht. Das war wohl anders in der Zeit des Vaters Allaux; diesem vortrefflichen, milden Mann; aber er war kahl, trug eine grosse Perücke und war verheiratet, diese Nebensachen schmälern die Bedeutung eines Menschen; unser Schnetz ist Junggeselle, hat Haare wie unsere Gebüsche, eine Grösse von fünf Fuss acht Zoll und liebt die Soldaten; deshalb sind wir auch von Generälen und Obersten und anderen uniformirten Herren überlaufen.

* * *

An Herrn Renard:

Rom, 30. August 1853.

. . . . Ihre Fragen betreffs Jakobs und des Engels sind noch etwas zu früh gekommen, erst gegen Ende Oktober werde ich erfahren, ob ich Erfolg gehabt; man schmeichelt mir mit der Hoffnung, dass ich von meiner erhabenen Beschützerin, der Akademie, belobt würde. Aber, um mit den Italienern zu sprechen. Chi lo sa! Vater Allaux war sehr zufrieden (contentissimo), seine Frau auch, und indem ich die List der alten Griechen erneuerte, hörte ich hinter meiner Leinwand das Zimmermädchen sagen, dass mein Jakob ein sehr schöner Mann wäre. Das ist ein gediegenes Urtheil und eine zarte Würdigung, welche mir viel Hoffnung giebt; aber ich habe so viel deutsche und jüdische Urtheile über die zweideutige Religiosität meines Werkes erduldet, dass ich zitternd die höchste Entscheidung erwarte. Warum, in der That, sollte man sich nicht dem Sinne der aus dem heiligsten der Bücher entnommenen Stelle unterordnen?

»Der Engel kämpfte mit Jakob und erstarrte ihm mit der Spitze des Fingers den Nerv des Schenkels.« Moses verbot den Juden in demselben Sinne Hammelskeule mit Bohnen und Froschschenkel zu essen. Man muss sich diesem göttlichen Gesetz beugen und sie ob dieser Entbehrung beklagen — was mich betrifft, so haben sie es mir angethan, sowie es auch höchst wahrscheinlich ist, dass ich durch den Geist der Finsterniss inspirirt bin, und dass meine Malerei dem Gotte Abrahams missfällig sein wird. Ich glaube jedoch, dass das Gemälde in einer Weise ausgeführt sein wird, dass die Akademie mit ihrer Autorität mich empfehlen wird. . . . Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganzem Herzen. Wir haben jetzt den Direktor und das Aushängschild geändert, wir gehören zur kaiserlichen Akademie und der Direktor ist Schnetz.

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 30. August 1853.

Ich bin von Neapel seit zwei oder drei Tagen zurück, meine Reise hat drei Monate gewährt, und ich habe geschworen, dass dies die letzte nach dieser abscheulichen Stadt sein wird. Neapel hat die Gabe, mir sehr zu missfallen, und mein dortiges Missbehagen ist mit keinem anderen während meines ganzen Aufenthaltes in Italien zu vergleichen.

Man hat mir nicht zu viel Nachtheiliges über meine diesjährige Sendung gesagt. In der That habe ich getrachtet, die Eindrücke, die ich in diesem farbenprächtigen Lande empfangen, hinein zu bringen. Aber das Urtheil von Paris ist abzuwarten, nicht dasjenige der alten Mitglieder, das vielleicht nicht sehr günstig für mich sein wird; aber dasjenige meiner Freunde, welche vielleicht geneigt sind, sich damit zu unterhalten und mit meinen absonderlichen Auffassungen zu sympathisiren, wie der grosse J. P. E. Délécluze gesagt hat. Im Augenblick bin ich damit beschäftigt, die Ecken meines neuen Ateliers und meines Zimmers einzurichten und zu schmücken, und ich arrangire mir darin einen kleinen Zufluchtswinkel, wie ich ihn liebe, und dort hoffe ich einen guten Winter am Kamin, zwischen Büchern und meiner Reue über meine Vergangenheit zuzubringen, um ganz genau zu sein, sollte ich hinzufügen: und meinen Träumen für die Zukunft; aber diese sentimentalen Dinge sind schwer und lächerlich zu sagen; ich sage es Dir nur allein, spotte nicht zu sehr über mich.



LES BERGERS

(Foyer de l'Opéra.)

Ich bewohne das Atelier von Bouguereau, am Ende des Gartens, ich weiss nicht, ob Du es je gesehen, so versteckt ist die Thüre hinter Lorbeern und Bux. Das Zimmer ist anstossend, und ich bin ganz allein in meiner Thebais. Die Ratten und die Gesänge der Nachtvögel verursachen mir gewiss manchmal Alpdrücken, aber ich werde tapfer werden. Ich habe wenigstens mehr Muth als mein Vorgänger, welcher nicht schlief, ohne an seiner Seite, zwischen dem Bett und der Wand, ein geladenes Gewehr und zwei Pistolen auf dem Tisch zu haben.

. . . . Hast Du gewusst, dass Garnier durch den Herzog von Luynes mit einer wichtigen Arbeit beauftragt worden ist, welche ihn seit fünf Monaten in Neapel festhält? Er soll die Gräber der Familie Anjou, der früheren Regenten von Neapel, publiciren, und die Bemühungen und das Vermögen des Herrn von Luynes versprechen ein herrliches Werk, an welchem Charles Garnier grossen Antheil haben wird. Während sonst in Rom Alles auf dem alten Platz blieb, wirst Du es begreifen, dass ich beinahe umgefallen wäre bei dem Anblick der Zerstörung, welche man in der Nähe des Pantheons in's Werk setzt. Man möchte es kaum glauben, dass man schon fünf bis sechs Häuser an der linken Seite der Façade an der Strasse nach der Minerva niedergerissen hat? Der Erfolg ist sehr schön, und das Pantheon hat jetzt von der Seite eine herrliche Wirkung. Auch ein Angriff auf die bisherige Unabführbarkeit des Strassenkothes Roms ist versucht worden; kurz, man kann auf keinen Bestand mehr zählen, wenn sich die Römer einmal rühren. Ich bin schon von den neuorganisirten Truppen fast niedergerannt worden, den päpstlichen Jägern von Vincennes, welche unaufhörlich laufen, um die unsern nachzuahmen: sie laufen nach der Peterskirche, sie ziehen laufend auf die Wache; was bei unsern kleinen Jägern sehr komisch wirkt, nur etwas können sie nicht nachmachen, nämlich eine Kugel auf eine Scheibe bei 500 Schritt Entfernung richtig abschiessen.

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 16. November 1853.

Mein lieber Freund, ich hätte Dir früher auf Deinen gütigen Brief antworten sollen, welcher mich über den Tadel und die mehr oder weniger gerechten Urtheile, welche das Institut oder eigentlich Horace Vernet aus-

gesprochen hat, trösten sollte, denn wir wissen, dass es seine persönliche Meinung ist, die er seinen Collegen oktroirt hat.

Ich übergehe rasch diese Abgeschmacktheiten, aus vielen Gründen, von denen ich Dir nur den triftigsten anführen will; denn ich bin ausserordentlich geschwächt und nervös durch die unangenehmste Krankheit. Ich bin nemlich von dem intensivsten Gelb; die Farbe der Epaulettes der Soldaten giebt einen genauen Begriff von meinem Teint von Kopf bis zu den Füssen; mit einem Wort, ich habe die Gelbsucht, ohne dass ich wüsste, wie und warum ich zu dieser lächerlichen Krankheit gekommen bin.

Sicherlich, die Akademie hat Recht; ich bin in ein beklagenswerthes System, in das der Nachbildung der alten Gemälde gerathen.

Ich bin nemlich selbst mehr angeraucht, braun geröstet, geräuchert als eine alte Leinwand von Tintoretto; und ich habe gestern Vater Schnetz, der mich über diese Veränderung meiner Farbe gefragt hat, gesagt: »Ich glaube, dass ich wieder aufblühe.« Das war das schicklichste zu sagen. Jeder schreibt mein Uebel einem Zorn, einer Leidenschaft, einer tiefen Melancholie zu; nichts von dem ist zutreffend; ich muss Dir leider mittheilen, dass ich Chromgelb bin, mit einem — ich kann nicht mehr sagen einem Weiss — einem Gelb im Auge, ebenso so gefärbt, wie das des alten Seneka in Neapel, das in altem Gelb ausgeführt ist. Spass bei Seite, ich leide ziemlich und bin so erschöpft, wie möglich. Nur weil ich die Ueberzeugung habe, dass mein Leiden nicht beängstigend ist, wie mir mein Arzt gesagt hat, füge ich mich in das Unabänderliche, und suche mich, so viel als möglich, in meinem Fauteuil, in den ich gebannt bin, zu zerstreuen.

Ich danke Dir tausendmal, mein lieber Gaston, für das Anerkennende Deines liebenswürdigen Briefes; derselbe hat um so mehr Werth in meinen Augen, da ich weiss, dass wir uns gegenseitig nicht verwöhnen. Vielleicht bist Du ein wenig auf Deinen ersten Eindruck zurückgekommen, und verdanke ich Deine Beurtheilung nur der sympathischen und unbesieglichen Nachsicht des Freundes. Aber ich glaube lieber das Gegentheil, dass Du und auch ich vollkommen Recht haben; ich kann Dir sagen, um mich in dieser schönen christlichen Bescheidenheit zu bestärken, dass ich der Meinung von Léon Bénouville und Cabanel bin, welche vollkommen mit der Deinigen übereinstimmen. Alles das macht, dass ich mein Uebel mit Geduld ertrage, und ich überlege, ohne mich zu sehr aufzuregen, meine neubegonnene Aus-

stellungsarbeit, deren Sujet die Fabel von Lafontaine behandelt: »Das Glück und das Kind«. Lebe wohl, ich bin so müde, dass diese zwei unglücklichen Seiten, welche ich langsam auf meinen Knien verfasste, mich schon erschöpft haben.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 31. November 1853.

Ich bin wohl, aber das Gleiche in moralischer Beziehung zu sagen, bin ich weit entfernt. Ich empfinde eine Art von Erschöpfung, eine nicht zu beschreibende Traurigkeit. Wir haben in unserm Institut Nachricht erhalten betreffs unserer Arbeiten, nachstehend folgt, was wir davon wissen: M. Horace Vernet ist beauftragt worden, über unsere Bilder Bericht zu erstatten. Dieser scheint so heftig und ungerecht, dass das Institut sich entschied, er müsse ihn verändern und mildern.

Alle Zeitungen verabscheuen das Institut, die Akademie und alles was dazu gehört, glaube ich, sie schicken sich an, uns zu lästern; das wird sehr unterhaltend werden! Lasst Euch das nicht zu sehr kümmern. Denket, dass ich bis zum römischen Preis bemüht war, jedermann zu befriedigen; und ich war ein folgsamer und respektvoller Schüler; aber jetzt bin ich kein Kind mehr und kann thun, was mir mein Herz sagt, ohne mich um die Ungerechtigkeiten, die Schreier und Verläumder zu kümmern; das ist der Kampf in der Kunst, und ich bin auf alles gefasst.

Mein Bild hat in Rom Erfolg gehabt; ich kann mir das ohne Eitelkeit zugestehen; aber ich zweifle, ob es in Paris auch so sein wird, denn dort regiert jetzt ein ganz neuer und eigenartiger Geschmack in der Malerei. Doch genug! Schweigen wir darüber.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 22. Dezember 1853.

Ich bin sehr unwohl gewesen seit einiger Zeit und habe meine Genesung abgewartet, um Euch Mittheilung davon zu machen. Ihr hättet Euch allzusehr beunruhigt über mein Kranksein, welches weder schmerzhaft, noch gefährlich war. Es war nemlich eine abscheuliche, oder vielmehr eine recht schöne Gelbsucht, von der goldgelbsten und gebräuntesten Art, herrührend, wie ich glaube, von der Feuchtigkeit eines neuen Zimmers, das ich seit

meiner Rückkehr von Neapel bewohne, oder möglicherweise auch von einer langen Gartenallee, welche ich jede Nacht passiren musste, wenn ich schlafen ging.

Während meiner Krankheit hat mich der Direktor in das Innere des Palais versetzt und hat mir ein herrlich möblirtes Zimmer, mit Divan und Teppich belegt, angewiesen, welches Herr Horace Vernet sich für die Dauer seines Direktorats eingerichtet hatte. Von da aus schreibe ich Euch diesen Brief und kann nicht unterlassen, Euch doch diesen schönen Käfig auch zu beschreiben. Ich bin recht froh, Euch sagen zu können, dass ich 275 Stufen über dem Garten wohne, diesem verwünschten Garten, der Ursache meines Leidens; von dieser Höhe habe ich leicht über ihn zu spotten und von meinem Fenster aus sehe ich die grossen massiven Bäume wie viereckige Kohlbeete. Ihr müsst Euch die schöne Aussicht, welche mich rings umgiebt, so vorstellen: ich übersehe Rom mit einem Blick und könnte die sieben Hügel, den Tiber und die Peterskirche auf ein Mal verschlucken, so klein scheinen sie mir.

Meine Wohnung ist bekannt unter dem Namen: »das türkische Zimmer«. Herr Vernet, welcher die Liebhaberei für den Orient hatte, liess es so einrichten, Möbel und Dekorationen sind nach orientalischen Mustern, während ich, gemeiner Europäer, eine nicht dazu stimmende Beimischung civilisirter Gebräuche hinzugefügt habe.

Es wäre ein Kunststück, da noch Raum für einen Nagel zu finden, denn die Wände sind bis zur Decke mit buntscheckigem und glattem Porzellan bedeckt. Herr Horace Vernet hat übrigens eiserne Haken anbringen lassen, um an dieselben das obligate Bataillon orientalischer Pfeifen aufzuhängen. Diese Haken sind ihres Reichthums beraubt; alle die Pfeifen sind verschwunden und es ist nichts von seinen alten Zierstücken geblieben, als drei bewunderungswürdige venetianische Spiegel, deren Rahmen in der zierlichsten Art geschmückt sind, dann hängt in der Mitte des Plafonds, der fast kuppelförmig ist, an einer langen seidenen Schnur ein Krystalllüster mit sechs Armen. Ich bin in diesem Augenblick an meinem Tisch und drehe dem Kamin den Rücken zu; zur Linken ist mein Bett in einem Alkoven, in Form einer Thüre, Alles orientalisch ausgeschmückt mit ausgeschnittenen Sternen, Monden und anderen orientalischen Abzeichen.

Auch findet sich dort auf blauem Grund eine arabische Inschrift, welche selbst die unterrichtetsten Leute mir nicht erklären konnten. Ich



Peint par Paul Baudry. Photogravure Boussod, Valadon & Cie

AMPHITRITE

(A Mme la Ctesse de Nadaillac)

LUDOVIC BASCHET ÉDITEUR, PARIS

[illegible] möglicherweise auch von einer langen [illegible] musste, wenn ich schlafen ging.

[illegible] liess mich der Direktor in das Innere des [illegible] möblirtes Zimmer, mit Divan und [illegible] Horace Vernet sich für die Dauer [illegible] Von da aus schreibe ich Euch diesen [illegible] diesen schönen Käfig auch zu [illegible] sagen zu können, dass ich 275 Stufen [illegible] verwünschten Garten, der Ursache meines [illegible] leicht über ihn zu spotten und von [illegible] grossen massiven Bäume wie viereckige [illegible] Aussicht, welche mich rings um- [illegible] mit einem Blick und könnte die [illegible] Peterskirche auf ein Mal verschlucken, so [illegible]

[illegible] unter dem Namen: »das türkische [illegible] Liebhaberei für den Orient hatte, liess [illegible] sind nach orientalischen Mustern, [illegible] stimmende Beimischung [illegible]

[illegible] einen Nagel zu finden, [illegible] buntscheckigem und glattem [illegible] übrigens eiserne Haken an- [illegible] Bataillon orientalischer Pfeifen [illegible] beraubt; alle die Pfeifen [illegible] Zierstücken geblieben; [illegible] venetianische Spiegel, deren Rahmen in der [illegible] dann hängt in der Mitte des Plafonds, der [illegible] einer langen seidenen Schnur ein Krystalllüster [illegible] Ich bin in diesem Augenblick an meinem Tisch und drehe dem Kamin den Rücken zu; zur Linken ist mein Bett in einem Alkoven, in Form einer Thüre, Alles orientalisch ausgeschmückt mit ausgeschnittenen Sternen, Monden und anderen orientalischen Abzeichen.

Auch findet sich dort auf blauem Grund eine arabische Inschrift, welche selbst die unterrichtetsten Leute mir nicht erklären konnten. Ich



Peint par Paul Baudry.

Photogravure Boussod, Valadon & C^ie

AMPHITRITE

(A M^me la C^tesse de Nadaillac)

LIBRAIRIE D'ART.

LUDOVIC BASCHET, ÉDITEUR, PARIS.

habe sie mir daher nach meiner eigenen Auffassung übersetzt und ich bin überzeugt, dass sie heisst: »Hier giebt es Flöhe!« Nun zum Schluss: Hinter dem Vorhang meines Bettes öffnet sich eine kleine Thüre in eine Art Waschzimmer, oder, wenn Ihr mir erlauben wollt zu sagen, in mein Ankleidezimmer.

Ihr seht, dass ich hier wie ein Bojar lebe, und ich lache manchmal, wenn ich an den Backtrog, in welchem ich mit August schlief, denke.

Mein Leben macht mir oft den Eindruck eines Theaterstücks: Der Vorhang erhebt sich im ersten Akt über der ländlichen Hütte, der Schinken ist in dem Rauchfang aufgehängt und die Spinnen ziehen ihre Netze über die Balken der Decke, bis auf ein Zeichen des Maschinisten die Balken, der Schinken, der Rauchfang sich in die Giebel des Theaters erheben und durch die Pracht eines Schlosses ersetzt werden.

Wir sind nun beim zweiten Akt; wir werden den dritten sehen: Der liebe Gott allein, der Direktor dieses Theaters ist, und Niemand sonst weiss, wie er es machen wird. Auf jeden Fall, der Schauspieler, oder, um hier die Allegorie zu verlassen, Euer Sohn, wird überall zufrieden und glücklich leben, wenn er nur schöne Bilder schafft, und Ihr glücklich seid.

* * *

An Herrn Renard:

Rom, Freitag den 17. März 1854.

. . . . Ich kann Ihnen sagen, dass Sie meine Bescheidenheit durchaus nicht verletzt haben; ich habe Ihr Lob dankbar und freudig begrüsst, und meine Bescheidenheit befindet sich durchaus nicht schlecht dabei. Obschon Sie mir nicht Ihre persönliche Ansicht über mein Bild mittheilen, glaube ich doch, dass Sie der Meinung der Menge sind, deren »Geschrei und Murren« Sie mir so beredt beschrieben haben. Dieser vortreffliche Herr, welcher Ihnen von mir sprach und mir die Ehre erwies, zu finden, dass ich eine gute Schule hätte, kann Ihnen keinen Begriff geben von den wüthenden Vorwürfen, welche man mir vom Institut aus sandte. Nicht auf diese Art sollten die Lehrer die Jugend belehren, ich werde mich mein ganzes Leben an den ungerechten Bericht betreffs meiner Person erinnern.

. . . . Ich kann Ihnen jetzt sagen, mein lieber Herr, dass ich nicht so unzufrieden bin, wie es den Anschein hat, im Grunde genommen bin ich über diese Heftigkeiten sehr glücklich. Ich bin von einer Art, dass ich

die starken Gewürze liebe, und nichts könnte mehr nach meinem Geschmack sein, als diese brennende Ohrfeige, welche die wenig väterliche Hand der Akademie der Wange meiner Glücksgöttin applicirt hat. Auf dem Land und in der Stadt ruft man immer dem Thier, welches den grossen, staubigen und makadamisirten Weg verlässt, in das Gebüsch des Nachbars eindringt, über die grünen Wiesen läuft, und das Feld, welches der Bürgermeister jährlich säet, zertritt, »Zurück!« zu. Ich spreche wie Aesop und werde wohl langweilig mit meiner Lehrfabel: ich thue also hiermit dem Geplauder über die Vergangenheit, welche Ihr Brief in mir wieder erweckte, Einhalt. Sprechen wir jetzt von der Gegenwart, keine Redereien mehr, Thaten, Thaten! Ich schicke nach Paris ein 18 Fuss langes Gemälde nach Raffael. Was sagen Sie zu dieser That? Aber wer liebt Raffael in Paris und wer wird sich für diese Pilgerschaft, die ich zur Grabstätte des Styles und des schönen Ideals gemacht habe, interessiren? Das neunzehnte Jahrhundert, welches wie ein schlauer Mops ist, fällt über alle andern her und hat schon nicht übel viele Hiebe dem schönen Jahrhundert, dem grossen der grossen, dem Jahrhundert der Renaissance versetzt. Raffael ist in Paris doch begraben. Man spricht von Michel-Angelo, weil die junge langhaarige Schule ihn den »verheerenden Löwen aus Bronze« genannt hat, aber alle die Meister sind todt, todt, und es wäre etwas Neues, diesen zerrissenen Faden wieder zusammen zu knüpfen. Ausser dieser Copie werde ich eine kleine Wiederholung der Glücksgöttin, welche ich um ein bischen Gold, leider sehr wenig, für eine liebenswürdige Pariserin gemacht habe, senden; und da ich nun einmal daran bin, Ihnen über mein Inventar zu sprechen, benachrichtige ich Sie, dass ich gegenwärtig auf der Staffelei, — dem Folter-Instrument für das Modell — einen Referendarius des Rechnungshofes*) habe, dessen Kopf weit entfernt ist von dem schönen Ideal, das ich oben erwähnte; jedoch giebt es Mittel, etwas daraus zu machen, abgesehen von der erfreulichen obschon wenig idealen Zuthat, dass es mir 500 Frcs. einbringen wird. Nicht wahr, mein lieber Herr, von welcher Höhe muss ich herabsteigen; aber, zum Teufel, was machen? Die Lumpen des Vater Chrysale von Molière scheinen mir zum ersten Male als ein Ding, über das man nicht mehr lachen kann. Ich ängstige mich in dieser Beziehung für die Zukunft, und mehr denn je

*) Baron Jard-Panvillier.

bin ich überzeugt, dass der liebe Gott, als er mich in diese Welt schickte, vergessen hat, mir einige Verschreibungen für das Hauptbuch in die Taschen zu stecken. Ich wäre der Mann, dieses Geschenk zu würdigen und weisen Gebrauch davon zu machen.

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 5. April 1854.

.... Ich muss Dir heute die Gesammtneuigkeiten mittheilen, welche für Dich von Interesse sind.

Thomas wird uns bald verlassen. Seine Statue ist kalt und gefällt mir nur wenig; aber das ist ein ganz persönlicher Eindruck. Ich wünsche sehr, dass das Urtheil des Publikums von anderer Art ist, denn er ist ein sehr liebenswürdiger Kamerad, den zu verlieren ich doppelt zu beklagen habe, da wir uns seit einiger Zeit sehr nahe getreten sind.

Gumery hat eine ziemlich hübsche Statue gemacht, nämlich einen jungen Schäfer von sehr schöner Bewegung. In dieser liegt auch die Bedeutung der Statue, deren Durchführung weniger gelungen ist. Uebrigens ist sie, nach meiner Meinung, so gut, dass ich glaube, sie wird Erfolg haben. Bonnardel wird auch eine schöne Figur zur grossen Ausstellung bringen.

Das sind, glaube ich, diejenigen, welche Du kennst. Ich müsste Dir vielleicht noch von einem gewissen Paolo Baudry sprechen, für den Du Dich interessirst; aber ich verstehe so wenig von der Malerei, dass ich es nicht wage, ein Urtheil auszusprechen. Dieses Urtheil ist von seltsamer Beschaffenheit und wechselnd, wie das darnach genannte Fieber. Es verwandelt sich im Lauf einer Woche mit den wechselnden Motiven ungefähr in der Weise:

Montag: Er geht in sein Atelier, besichtigt zehn Minuten sein Bild, nimmt seinen Hut, geht nach der Piazza Barberini, an der Fontana Paolina vorüber. Desselben Tages kehrt er zurück, arbeitet traurig bis zum Abend. Beim Ave Maria ist er ganz im Zuge. Darlegung der Motive: Der Tag ist blau, das Licht kalt und sein Bild scheint ihm hässlich.

Dienstag: Er öffnet das Fenster; die Mauer gegenüber wirft gutes Licht, das Bild ist herrlich. Er träumt Erfolge, Blumen, Lorbeer und arbeitet wie ein Wüthender bis zum Abend etc.

Das ist die Geschichte meines Lebens, seitdem ich Malerklekser bin. Du hast vielleicht die Skizze meines Bildes bei Perraud gesehen, aber das Bild ist gar nicht so. Ich hatte jene in Venedig gemacht; bei meiner Rückkehr habe ich sie geändert. Du wirst mir Deine Ansicht sagen. Ich bin sehr zufrieden darüber, dass Du es bezüglich meines letzten Bildes bist, Deine Ansicht, sowie diejenige von Bénouville und Cabanel sind in meinen Augen zwanzig Mal mehr werth, als diejenige des Instituts. Dieses Mal noch habe ich mich über sie, soviel als ich konnte, lustig gemacht. Mögen sie mich auch niederschmettern, wenn nur Du und das Publikum mich wieder aufrichtet. Du weisst vielleicht nicht, dass Herbert mit uns lebt. Du hast sein Talent su würdigen gewusst, Du wirst ihn später persönlich kennen lernen. Das ist eine feine Natur, nervös, ein herrlicher Mann. Ich liebe ihn sehr, trotzdem er mich oft rauh aus meinen Träumereien aufweckt, ich bin glücklich, ihn an meiner Seite gehabt zu haben, denn er schützt mich vor Schnetz, welcher mich gern in den »pifferaro« gestossen hätte.

Ich weiss noch nicht gewiss, was ich für meine Copie thun werde. Ich hatte beinahe Lust, nach Grotta Ferrata zu gehen, aber ich würde mich in dieser Einsamheit zu sehr langweilen, und die Sixtinische Kapelle ist doch so unterhaltend, wenn die Fremden ihren Flug nehmen. Rathe mir darüber, wenn es der Mühe werth ist.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 13. Juni 1854.

Ich bin wohl und im Augenblick sehr in Anspruch genommen von einer Skizze, welche ich mit meinem Bild nach Paris schicken werde.*) Das letztere ist eingepackt und schläft friedlich in dem Kiel irgend eines Schiffes. Ihr wünscht zu wissen, ob ich zufrieden bin? Ihr wisst aber, dass ich immer in der grössten Unentschiedenheit im Urtheil über mich selbst lebe.

Ich glaube und über diese Meinung gehe ich in meinen Gedanken nicht hinaus, dass der Gegenstand gefallen wird, weil das Publikum die anmuthigen und natürlichen Dinge liebt. Alle meine Freunde sagen mir

* »Primavera.«



L'ASSAUT.

(Foyer de l'Opéra.)

Gutes darüber; aber die Freunde sind immer nachsichtig. Wir werden es später sehen.

Ich werde dieses Jahr gar nicht reisen. Ich kenne jetzt nahezu ganz Italien, und das Herumziehen ist theuer. Ich bleibe also in Rom bis Ende des Monats Juli und werde im Monat August, um etwas Sommerfrische zu geniessen, auf das Land gehen. In den heissen Sommermonaten ist das römische Klima sehr ungesund und es ist rathsam, abwesend zu sein. Ich werde übrigens nicht weit gehen, nur zehn oder zwölf Meilen in die Umgebung.

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 2. Juli 1854.

Mein lieber Freund!

Ich bin kaum von meinen Absendungen befreit und habe erst kürzlich die Skizze machen können, welche dieses Jahr von mir verlangt wird. Da ich das Schiff, welches diese schönen Gemälde und die berühmten Marmorkunstwerke trägt, versäumte, bin ich genöthigt, eine andere Gelegenheit abzuwarten, oder, wenn sie nicht kommt, Dir eine kleine Kiste direkt zu senden. Also, sei nicht überrascht, wenn Du Dich eines Morgens im Besitz eines Sarges von zweiundeinhalb Fuss Länge und sechs Zoll Höhe befindest. Dieser schauerliche Kasten wird das Lächeln, die Grazie, die Rosen der Jugend in sich einschliessen, denn wir haben die Pretention, all' das entworfen zu haben. Indess, weisst Du, dass Du ihn nicht öffnen darfst: er muss unberührt in die Hände von Herrn Vinit kommen.

Ich habe viel an die Ausstellung in Nantes gedacht und bin sehr begierig, ob ich Aussicht habe auf die 2000 Frcs., welche das Maximum meiner Forderung sein werden. Aber die Ausgaben von Rahmen und Verpackung, ohne die mögliche Rücksendung des Bildes nach Paris zu rechnen, sind wenigstens 200 Frcs., so dass ich gewissermassen eine Partie »Landsknecht« spiele, bei der ich 200 Frcs., welche vielleicht unwiederbringlich verloren sind, riskire. Dann, nach Deiner Meinung und nach dem, was man in Deiner Umgebung äussert (ich setze alle Ansprüche auf die Erfindung bei Seite und habe nur die Absicht gehabt, in diesem Jakob eine Studienfigur zu machen und keineswegs ein interessantes Bild), glaubst Du, dass es möglich wäre, für diese Leinwand eine Unterkunft in einer

Kirche zu finden? Das ist übrigens unmöglich in unserm schönen Frankreich, wo die Pfarrer sich das Gesicht verhüllen, wenn sie eine nackte Kniescheibe sehen. Man muss also daran gar nicht denken. In einer Provinz-Gallerie wird es schon gar nicht möglich sein. Ach nun, ich habe Sorge, dasselbe niemals verkaufen zu können, wegen des geringen Interesses, das für dieses Sujet existirt Es wird mir also nichts bleiben von meinen 200 Frcs. als die Unbequemlichkeit der Einpackung, welche Du gehabt haben wirst und die Mühe, die ich Dir verursachte.

Mein Bild von diesem Jahr wird sich, glaube ich, viel leichter verkaufen; aber Du wirst es erst im Oktober haben können. Für dasselbe sind meine Ansprüche viel höher: ich möchte 4—5000 Frcs. dafür haben; aber das ist ein goldener Traum. Der Teufel, wer könnte mir jemals Malereien abkaufen?

Du weisst, dass ich die Skizze, welche ich schicke, für Dich gemacht habe. Sie gehört Dir an, bis auf weiteres: Du verstehst, dass, wenn sich ein reicher Liebhaber findet, der mir einen Berg von Gold bietet, ich sie Dir entziehe. Es ist schade, dass man mich dieselbe nicht ausführen lässt; ich glaube wenigstens, es hätte sich etwas daraus machen lassen, ich müsste denn ganz Cretin sein, was ich nicht Lust habe zu glauben.

. . . . Du bist eher im Stande als ich zu wissen, ob das Bild in Paris Aussicht hat verkauft zu werden. Wenn Du dann ganz entschieden sein wirst, so wirst Du thun, was Dir gut scheint. Aber ich bitte Dich sehr, und das ist der letzte Rath, den ich Dir geben werde, behandle diese Angelegenheit vom Geldstandpunkte aus; wenn Du sie günstig für mich glaubst, wage; wenn nicht, — nicht.

Antworte mir so rasch wie möglich über den Geldpunkt. Ich erwarte Deinen Brief und Deinen letzten Entschluss, um an Merson und meine Leute von Nantes zu schreiben. Aber Du musst mir den Vorschuss für den Rahmen und das Uebrige geben, denn ich habe keinen Sou und bin ärmer, fadenscheiniger als ein Gemeindevikar.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 4. Juli 1854.

. Ich bin von einer kleinen Reise aus den Rom umgebenden Bergen zurück, werde aber hier nur einen kleinen Aufenthalt von drei bis

vier Tagen nehmen, um dann wieder an den Ort zurückzukehren, woher ich komme. — Meine Sendungen dieses Jahr, mein Bild »Das Glück« und eine Skizze eigener Composition, werden im Monat Oktober ausgestellt werden; ich warte mit Ungeduld auf das Urtheil von Paris, welches jedoch, wie immer, sehr verschieden sein wird.

. . . . Meine nächste Sendung wird aus einer Skizze und einer Copie bestehen, so dass ich also Zeit vor mir habe. Das Jahr 1854, das letzte meines Aufenthaltes in Italien, wird für die Zukunft entscheidend sein, denn ich muss ein gutes Bild bringen. Der Augenblick unserer Wiedervereinigung rückt nach und nach näher, und wir können bald eine gute Flasche Wein entkorken, d. h. wenn eine vorräthig im Keller ist.

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 3. November 1854.

Mein lieber Freund!

Du hast es mir mit einer Lebhaftigkeit und Erregtheit gesagt, welche mich entzückt hat: die Hohenpriester waren parteiisch gegen Deinen armen Freund. Sie haben mich der Nachahmung beschuldigt; aber haben sie nicht auch »Das Gelübde Ludwig XIII.« eine Nachbildung genannt? Und warum ist letzteres jetzt ein Kunstwerk? Ohne einen Vergleich machen zu wollen zwischen meinem armen kleinen Bild und dieser bewunderungswürdigen »Jungfrau« von Vater Ingres, kann ich Dir sagen, dass mich derselbe Ideengang in das 16. Jahrhundert zurückgeführt hat, denn zu der Zeit ist die Kette gebrochen worden, und an die Zeit muss das Glied derselben angefügt werden, wenn es je eine schöne Kunst gab, die würdig ist, nachgemacht zu werden. Ich stelle mir Euer Erstaunen und auch ein wenig das des Publikums, welches doch so wohlwollend war, vor, wenn es aus dem Schooss einer Familie ein so eigensinniges und ein so williges Kind hervorkommen sieht. Alle diese Malerpapas haben bedenkliche Mienen gemacht und haben mich dreimal verleugnet, sie haben den Staub von ihren Füssen geschüttelt. Auch auf andere hat sich ihre ganze Zärtlichkeit vererbt, und sie haben verbreitet, dass ich jedes Prinzip verloren hätte. Ich habe mich beim Lesen der Meinungen in den Pariser Zeitungen ergötzt, welche übrigens beinahe alle günstig für mich waren. Sie können nicht leugnen, dass dieses ein Ding ist, das sie amüsirt und ihnen gefällt,

aber, da einer von ihnen, wahrscheinlich einer von meinen guten Freunden oder einer der Mitglieder des Instituts, »Nachahmung« gesagt hat, so hat sich dieses schöne Wort auf jeder Zeile wiederholt; aber von wem und von was es eine Nachahmung sein soll, das ist das Schwierige zu sagen! — Wenn ich all' die hervorragenden Namen, welche sie erwähnt haben, zusammenfasse, welch' bleiche Aehnlichkeit hätte meine arme Butterschnitte mit so viel bedeutenden Namen; das ist schon das grösste Lob, welches man mir ausstellen konnte.

M. Peisse, der Berichterstatter des »Constitutionnel«, schwankt zwischen Lesueur — behalte wohl diesen Namen! — Giorgione und Titian!

Eine Dame, welche Du nicht kennst, die Base von Victor Jacquemont, Mlle. de Saint-Paul, schreibt mir, dass man ihr zum Ermüden wiederhole, ich hätte Perugino nachgebildet. Eine Andere, Madame Champy, von der ich Dir schon öfters sprach, hörte das Gerücht, wahrscheinlich bei ihr selbst, von dem guten Fleury und Brascasatte, welche niemals Italien, glaube ich, gesehen haben, und sagt mir, dass mein Bild sehr gefallen habe, aber, dass man mich beschuldigt, den Gegenstand, den ich gemacht, von einem andern Meister genommen und nachgebildet zu haben. Um die Sache zu bekrönen, hat man mir mitgetheilt, dass ich Papety in meiner Skizze copirt hätte, und zwar dessen »Traum des Glücks«, den ich doch niemals gesehen habe, weder gemalt noch gestochen. Es ist der geistreiche M. de le Bédollière, welcher diese letzte Aehnlichkeit gefunden hat, indem er hinzufügt, dass der Faun von Gumery schon von E. Lequesne gemacht worden sei. Ich glaube, dass ich ein wenig die Ursache von diesen maasslosen Vorwürfen über andere bin, und man war erstaunt, andere Dinge zu sehen als Erzeugnisse der Fabrik Picot u. Co., und dass dieser berühmte Picot, der neue Biétry, diese Aufregung hervorgerufen hat.

Ich war sehr zufrieden zu hören, dass Du und das Publikum nicht unzufrieden mit mir waret. Ich habe auch von Anderen zahlreiche Sympathien erfahren und, ermuthigt dadurch, werde ich den geraden Weg gehen, der Stimme meiner Freunde und meinem eigenen Gefühl folgen.

Ich kann Dir nicht sagen, wie befriedigt ich war zu sehen, dass Du nie an meiner Zuneigung zu Dir gezweifelt hast und niemals zweifeln wirst. Sie ist verknüpft, künftighin durch etwas, was stärker ist als die Gewohnheit, durch den Reiz und die poetischen Erinnerungen unserer zwanzig

Jahre. Erinnerst Du Dich noch an die grosse Eiche, unter der wir Zukunftspläne schmiedeten? Ich habe den Namen des Ortes und das Jahr vergessen, aber ich sehe mich noch auf der Wiese ausgestreckt, an Deiner Seite auf dem kleinen, von Gebüschen umgebenen Weg, welcher zum Flusse führt; ich erinnere mich meiner fünfzehn Jahre, meiner Angst vor der Zukunft und wie ich von Deiner erfahrenen Meinung Berichte und Genaueres über jenes schimmernde Paris verlangte, wohin ich bald gehen sollte, um das wonnige fare niente, die Ueppigkeit und die Vergnügungen der Jugend zu geniessen, denn so habe ich eigentlich meine Zeit dort verlebt! Ich habe niemals die Arbeit verstanden, Du weisst es wohl, Du, der Du auch dort gewesen bist! Und dann, dieser milde und gütige Herr Halévy, hat er es nicht lächelnd, unter seiner Brille, vor Tausenden von Personen bestätigt? Ach, was willst Du, mein lieber Gaston, so geht es in der Welt, wenn der liebe Gott, als er uns erschuf, nichts besonderes uns ins Herz legte, und wenn das, was wir für einen schimmernden Stern halten, nichts anderes ist als ein gemeines Nachtlicht in einem zerbrochenen Glas!

. . . . Was die Ausstellung meiner letzten Sendung bei einem Kunsthändler betrifft, wie Du den Vorschlag machtest, so widerstrebt mir das ganz und gar. Ich würde vorziehen, dass Du es in der Academie abholen und bei Dir aufbewahren würdest, indem Du etwas Vorsicht gebrauchst, wie z. B. es mit einem kleinen Vorhang an einer Stange zu decken, das würde sie vor Staub und Sonne beschützen. Wenn Du willst und wenn Du glaubst, dass es für mich vortheilhafter wäre, dieselbe auf die Ausstellung zu schicken, thue, was Du für gut findest. Aber man müsste einen Rahmen dafür kaufen; man sagt mir, dass ein Metallrahmen billig sei; unterrichte Dich darüber und trage Sorge, dass das Gold, welches an die Malerei grenzt, nicht zu glänzend sei, ein schmaler Glanzgoldleisten und sonst Laubornament auf mattem Gold ginge am besten. Welches Glück, wenn der Wind von Nantes her günstig wehte! Dann könnte ich meine Schulden hier zahlen und mir einen guten Trunk gönnen.

. . . . Da es mir jetzt ziemlich gleichgültig ist, was man über mich sagt, habe ich schon seit einem Monat, ja schon vor der Ankunft Deines Briefes, gewählt, was ich im vierten Jahre copiren soll.

Ich beabsichtige nämlich, statt eines berühmten und bekannten Fragmentes aus der »Schule von Athen« oder aus der »Disputa«, eine

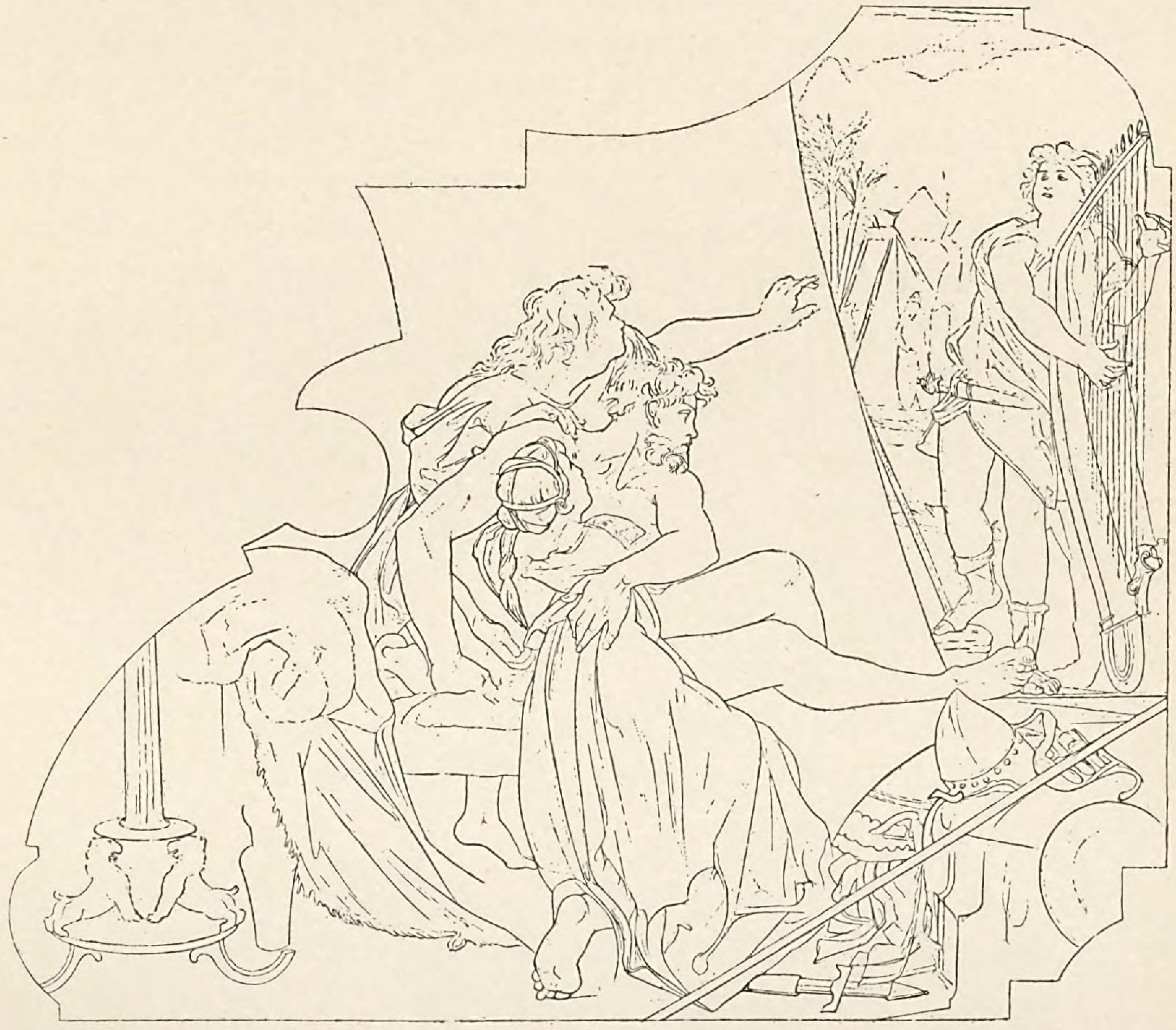
Freske von Raffael von fast berninesker Haltung zu malen, worin eine grosse Art des Styles und der Malerei sich zeigt. Vater Schnetz fand natürlich, dass dieser Raffael bewunderungswürdig, göttlich ist, aber — er kann die »Aber« nicht unterdrücken — dass er, wie gewöhnlich, nicht fertig malte. Und doch ist das ein vollendetes Freskobild, welches man überall als Dekoration anbringen könnte.

Ich möchte Dir auch ein Wort über mein letztes Bild sagen; aber es wird wenig sein, denn ich habe noch nicht den Gegenstand gefunden. Ich dachte neulich an die Verdammung oder an das Gericht, oder an die Hinrichtung einer Vestalin. Der Name der letzteren wäre nicht schwer zu finden; denkst Du, dass das Publikum derlei interessiren würde? Man kann dabei Frauen, die Mutter, die Schwester der Vestalin, Henker, Priester und Pracht anbringen. Aber ich habe noch nichts festgestellt, nichts, nichts!

Ausserdem fand ich ein anderes Sujet, welches anfängt, mich zu reizen; ich weiss nicht, was daraus werden wird. Das wäre hoch dramatisch: Nero sieht seine ermordete Mutter; er preist ihre Schönheit! Es gäbe dabei auch Poppäa als ein schönes Mädchen darzustellen, dann Seneka, Burrhus und die Nebenpersonen.

Etwas anders: Hast Du von mir, durch einen jungen Kapitän, einen meiner Freunde, Gélis, eine kleine Schachtel voll römischer Sous und andere Sächelchen für meinen kleinen Bruder Ambroise erhalten? Wenn, so sende sie nach Napoléon. Nach dem Datum seines letzten Briefes scheinen die Dinge nicht angekommen zu sein, denn er sagte mir, dass er nichts erhalten habe, der arme Kleine war trostlos darüber, denn er ist ein eifriger Sammler. Dieser Bub' ist voll Witz und schreibt mir oft zu drollige Dinge. Du weisst, dass ich aus Vorsicht ihm ein Handwerk habe lernen lassen, ich werde ihn aber nach Paris in die Schule schicken, sobald ich ein wenig mehr Geld habe, wenn ihm die Architektur gefällt. Er bewundert mich, und es ist beinahe das einzige Mitglied unserer Familie, mit dem ich mein Leben theilen werde, wenn ich genöthigt bin, in Paris zu leben. Also, diesem Kleinen zu Liebe, welcher hoffentlich auch Dein Freund werden wird, nimm Dich dieser Schachtel an. Schreibe mir in Deinem nächsten Brief ein Wort darüber.

* * *



SAÜL ET DAVID
Foyer de l'Opéra.

An seine Eltern:

Rom, 30. Oktober 1854.

Ich hoffe, dass Ihr dieses Jahr zufrieden seid; Ihr habt mich in allen Zeitungen gelobt gesehen; sie haben mich mit einer Menge grosser Meister verglichen. Ich fühle mich um so geschmeichelter, als ich sagen kann, dass man vor meinem Kunstwerk an jene berühmten Maler gedacht hat, und dass man in mir einen kleinen Strahl, einen ganz kleinen Wiederschein ihres Talents gefunden hat. Aber wie unmöglich ist es, jedermann zu befriedigen, viele, besonders unter den alten Pariser Malern, haben mich über meine Richtung und über die Nachahmung der italienischen Kunst der schönen vergangenen Jahrhunderte getadelt, welche ich in meinen Arbeiten mit Erfolg angestrebt habe. Da es bekanntlich Gewohnheit der Alten ist, die jungen Leute zwingen zu wollen, sich ihren Ansichten zu unterwerfen, so mischten sie folgerichtig ihrer Kritik etwas Bitterkeit bei. Es wäre unnütz, Euch das Warum und Wie der Meinungsverschiedenheiten im Gebiete unserer Kunst auseinander zu setzen, wovon auch die Schlauesten oft nichts verstehen. Was Euch betrifft, genüge es Euch zu erfahren, dass ich dieses Jahr zu den Glücklichen zähle; die Einen, besonders die Gewohnheitsmenschen, griffen mich heftig an; das Publikum, welches in allen Dingen das Neue liebt, vertheidigte mich mit derselben Wärme; und so konnte dieser Streit um mein Bild zu einer so glücklichen Lösung führen. Seit ich an Euch geschrieben, habe ich eine Menge Briefe von meinen Freunden erhalten, welche mich beglückwünschen und mir Muth für die Zukunft einflössen

Ich bin vollauf beschäftigt mit meiner Sendung für das folgende Jahr. Ich soll nemlich dieses Mal eine Copie machen, und ich habe meine Wahl auf ein ausserordentlich schönes Bild von Raffael geworfen, welches zwanzig Fuss hoch hängt, so dass ich gezwungen bin, auf einem grossen Gerüst zu arbeiten Zu dieser Copie werde ich eine Skizze eigener Erfindung machen, welche meine Sendung für das vierte Jahr vervollständigen wird.

Die Cholera hat wenig Opfer in Rom gefordert; ihr braucht nicht in Sorge sein, ich beobachte alle nöthigen Vorsichtsmassregeln und habe nur zu wünschen, dass meine Cesundheit, welche bisher immer befriedigend war, sich auch ferner so gut erhalten möge.

* * *

An Herrn Marquerie:

Rom, 18. November 1854.

Ich muss Dir vielmals danken für alles, was Du mir über die Glücksgöttin gesagt hast. Sie ist von den Unsterblichen des Areopags so hart behandelt worden, dass es ihr sehr wohl thut, wenn sie von meinen Freunden etwas geliebkost wird. Ich danke Dir auch, dass Du mir mitgetheilt hast, dass Herr David d'Angers, welcher wohl zehn andere Urtheile werth ist, nahezu Deiner Ansicht war. Das giebt mir Muth und Entschlossenheit. Jetzt bereite ich Neues für kommendes Jahr vor, aber ich werde nur ganz bescheiden erscheinen: ich werde nichts als eine Copie und eine Skizze liefern. Ich copiere eine Raffaelsche Freske, welche man, glaube ich, in Paris nicht kennt. Dies sind die drei allegorischen Figuren, und fünf Kinder nach Raffael dargestellt, das heisst in allen möglichen, graziösen Stellungen. Das Bild heisst: die Kraft, die Klugheit und die Mässigung. Es ist darin eine Grösse des Styls und der Ausführung, welche sich weder in der »Disputa«, noch in der »Schule von Athen« wiederfindet, mit einem Worte, ein neues Probestück dieses bewunderungswürdigen Styles, das Ihr nur durch Stiche schlechter Künstler kennt, Morghen an der Spitze. Dieser Tropf hat eben das, was ich in diesem Augenblicke copiere, gestochen und das ist behandelt man muss es nur sehen. Auf jeden Fall habe ich dieses Jahr noch gar kein Anrecht auf das Lob des Instituts.

Es giebt von den Leuten, die nach Rom kommen, drei ganz verschiedene Kategorien: der Beamte in Urlaub; der reiche Kaufmann, wie gepanzert für Kunstgenüsse, und der Mann der Feder, welcher ausruft: »O Michel Angelo, o Raffael! . . . und welcher vor dem Moses von Michel Angelo sagt: »Ich habe mich vor ihm gefürchtet!« Die letzteren sind die Guten! Der Beamte spricht laut französisch zum Führer, der ihn nicht versteht und er verlangt den: Brand von Bourges zu sehen (incendio del Borgo), der Handelsherr liest seinen Führer, oder lässt ihn von seiner Tochter lesen, welche ihm von Zeit zu Zeit sagt: »Seite 345 Micel Angelo« Ach, hier! . . . Man sagt, Papa, das sei herrlich.« Ich habe die Handlungsreisenden vergessen, welche kommen, um die »Lügen« (les colles) von Athen, und die »Verschluckung« (l'engueulade) des hl. Sakraments zu sehen, zum todtlachen! Auch das sind gute, nemlich harmlose Dummköpfe.

Nun kommt die andere Serie: Wie Herr Simon, der Genfer, welcher das »Jüngste Gericht« einen Froschschenkelspiess nennt; oder wie Kupferstecher der Art eines B., welcher am Tage nach seiner Ankunft in Rom findet, dass es Raffael an Begeisterung fehle, oder wie die Künstler, welche auf Befehl bewundern, und nichts analysieren, und tausend andere Typen, welche es zu lange wäre, Dir aufzuzählen. Nun! diesen tausenden von quackenden und entstellenden Urtheilen wird sich kommenden Jahres meine Arbeit zu empfehlen haben. Das hiesse Wasser in ein altes Sieb giessen, wenn man allen gerecht werden wollte.

Es ist vielleicht für Dich besser, in Paris zu bleiben; diese fünf Jahre sind schrecklich zu verleben, nicht vom künstlerischen Standpunkt aus, denn ich würde mein Leben in Rom zubringen, aber was dann für die Zukunft! Ich selbst habe Hautschaudern, wenn ich an meine Rückkehr denke, wo ich wie ein Sandkorn am Ufer des Meeres niederfallen werde, wo ich weder Familie, Tisch, noch Kopfkissen habe.« Aber Gott ist gross, und hoffentlich bist Du sein Prophet.

* * *

An Herrn Gauja:

Rom, 3. März 1855.

Mein lieber Herr Gauja, endlich ein Brief von Ihrem jungen Freund Paul Baudry, von dem ich Ihnen nichts Uebles berichte, als dass er sich schrecklich italianisirt, und dass er mehr als irgend jemand den einwiegenden, gemächlichen, schläfrigen Einfluss des Landes empfindet.

Er giebt Ihnen ziemlich selten Nachrichten von sich, denn er hat beinahe vergessen, wie man eine Feder in die Hand nimmt, und sich einer solchen bedient; aber die Erinnerung an Sie ist ihm eine Herzensfreude und wurzelt tief; fürchten Sie also nichts von ihm, er liebt Sie und wird Sie immer lieben.

Seit Ihrem letzten Brief, der eine Antwort auf meine so schön gedachte und so wenig erfolgreiche Spekulation war, habe ich meine Zeit mit dem Copieren eines immensen Freskogemäldes von Raffael (das ist meine pflichtgemässe Sendung für dieses Jahr) verlebt. Sie können daraus sehen, welches Nützlichkeits- und Combinationstalent ich habe, indem ich mich auf diesen Gegenstand warf. Ich hatte nämlich die freie Wahl, ein Sujet mit nur drei Figuren unter den Gemälden Roms zu wählen. Diese

Arbeit gehört der Regierung, welche die väterliche Güte hat, uns dafür einen Schadenersatz für Leinwand und Pinsel zu 125 Frs. zu geben. Aber ich bin ein so guter Geschäftsmann, dass ich eine Leinwand von fünf Meter genommen habe, worauf sich sieben Figuren befinden. Dazu habe ich den Winter auf einem mächtigen Gerüste zugebracht, um dieses Wandgemälde zu copieren, und zwar in einem kalten, dunklen Saal, wovon die Folge war, dass ich mir einen sehr heftigen Schnupfen und eine sehr schöne Grippe zugezogen habe; abgesehen von dem Entgang von 400 Frs., welche ich dabei verausgabt habe, und welche ich niemals zurückerhalten werde. Aber Raffael wird sie zurückbringen, ich hoffe mit reichlicher Verzinsung für all' meine Mühen Das ist aber eine Angelegenheit lediglich zwischen ihm und seinem treuen Diener. Das Publikum kennt Raffael und seine bewunderungswürdigen Gemälde nicht genug, um mir Dank zu wissen. In dem stummen Verkehr, den wir zusammen gehabt haben, hat er mich das Geheimniss seiner Anmuth und seines bewunderungswürdigen Styls gelehrt; aber ich habe so oft auf diesem verteufelten Gerüst gefroren, dass mich Raffael oft sehr faul und erschöpft fand.

Das sind meine Beschäftigungen in diesem Winter, eingerechnet zwei kleine Bilder, die ich im Hinblick auf die Zukunft mache. Ich habe nemlich Ihren Rath befolgt und bin ein schrecklicher Geschäftsmann geworden; der Horizont klärt sich auch nach dieser Seite auf, denn obgleich ich noch nichts verkauft habe, so hat man mir doch schon alles abkaufen wollen, sogar meine Copie, welche eines von den Originalen unserer Verbündeten die Idee hatte, zu nehmen, ein kleines Bild von fünf Meter.

Ich habe alles vornehm zurückgewiesen, aus dem berechtigten Grunde, weil die Copie, als Bild, Herrn Champy versprochen ist, und weil das kleinere für mich selbst nicht befriedigend war. Von all' dem habe ich nur ein Porträt verkauft, welches ich (im alten Styl) nach einem Referendarius des Gerichtshofes gefertigt habe.

Kennen Sie Herrn und Frau Cheuvreux von Paris und Madame Guillemin, deren Tochter? Ich sehe sie sehr oft in Rom und verehre sie sehr und sie erwidern mir die Empfindungen, glaube ich. Madame Cheuvreux wollte mit aller Gewalt das Bild von Herrn Champy, ich habe es ihr dreimal versagt und sie hat die grosse Güte gehabt, mir ein anderes zu 1250 und 1400 Frs. zu bestellen, — ein schönes Geschäft! Sie will einen Gegenstand,



ORPHÉE ET EURYDICE
(Foyer de l'Opéra.)

welcher als Pendant zu diesem Bild dienen soll; aber wer weiss, wann ich diess jetzt machen kann! Meine letzte Sendung, eine sehr ernste Arbeit, nähert sich ihrem Abschluss, und ich habe beinahe keinen Augenblick frei. Weisst Du etwas von einer Fürstin Galitzin, welche mir vollständig unbekannt ist. Sie empfahl mir zwei ihr befreundete Damen von St. Petersburg. Bist Du nicht erstaunt über Deinen jungen Vendéer, der nun so bekannt ist? Was sagst Du dazu? — Aber glaubst Du, dass ich nahezu Anhänger des Kaiserthums werde? Wenn ich Kosaken bei diesen Damen begegne, zeige ich ihnen beinahe die Zähne. Keine grossen Neuigkeiten in Rom, wo alles Alterthum ist, selbst unsere Expedition; man spricht selbst von ausserordentlicher Reduktion der Garnison im Frühling; man errichtet eine neue Säule in Rom, zu Ehren des Dogma's von der unbefleckten Empfängniss; das Bedürfniss darnach machte sich fühlbar

P. S. — Ich habe nach Napoléon-Vendée »Jakob und den Engel« geschickt und das Bild der Gemeinde geschenkt, aber noch keine Nachricht darüber erhalten

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 3. März 1855.

Mein lieber Gaston, meine Copie naht sich ihrer Vollendung. Das war eine harte Arbeit, diese tägliche Reise von der Villa nach der Peterskirche.

Ich habe den ganzen Winter und alle seine Regengüsse mit meinem durchlässigen Mantel aufgenommen und daraus vier bis fünf Kopfkatarrhe und noch überdiess eine fortgesetzt prächtige Grippe bezogen. Das gewinnt man, wenn man mit den Meistern in dieser entsetzlichen Jahreszeit kämpft. Glücklicherweise rechnen meine natürlichen und unnatürlichen Vorstände mir das an, so dass ich in öffentlicher Sitzung meine jährliche und sehr ersehnte Subvention erhalten werde.

Der arme Raffael wird nicht übel viel Trümpfe meinethalben bekommen, aber die Haupttugend des Copisten ist die Ergebung, und diese Eigenschaft ist bei mir monumental geworden.

Ich habe eine kleine Wiederholung meines »Glücks« gemacht; die ich mit der Absicht begonnen, sie Frau Champy zu geben. Du weisst, dass sie bei meiner Abreise von Paris die Liebenswürdigkeit hatte, mir ein Bild für 400 Frs. in Auftrag zu geben, »gleichviel, was für eines«, wie

ihre eigenen Worte lauten. Nun bin ich aber sehr in Verlegenheit Ich habe dieses »Glück« einer liebenswürdigen Pariserin verkauft und hätte für dies kleine Bild 1000 oder 1200 Francs bekommen, wenn (ach! welch' schreckliches wenn) wenn nicht die Tochter von Madame Champy es gesehen und gewusst hätte, dass ich es ihrer Mutter bestimmt habe. Die letztere war aber so liebenswürdig und gut gegen mich in Paris und hier, (denn sie hat mir geschrieben oder schreiben lassen) so dass ich nicht weiss, was ich nun anfangen soll.

Wenn ich wenigstens in Paris nur irgend jemand hätte, der Madame Champy auf schonende Weise begreiflich machte, dass ich drei Monate auf dieses Bild verwendet habe, und dass das Geld in der Kunst, wie im Krieg, der Nerv des Erfolges ist. Aber nein! dies ist unmöglich, diese Dame bestellte das Gemälde für 400 Francs, und ich kann ihr jetzt keinen willkürlichen Preis aufdrängen, dieses Verfahren wäre zu schroff und wäre eine schlechte Erwiderung auf alle die Liebenswürdigkeiten, die sie für mich an den Tag gelegt hat. Ich werde gezwungen sein, ihr das Bild zuzuschicken, und mich, betreffs der Lösung, auf die Vorsehung verlassen. Dieses alles im Vertrauen.

Madame Cheuvreux, die andere Dame, welche mir abkaufen wollte, hat schon eine verneinende Antwort erhalten, und so befinde ich mich nun zwischen meinem Bild und meinem Zartgefühl »recht auf dem Stroh«; denn ich bin bettelarm wie Job, und zieh' den Teufel beim Schwanz auf, bis zum Ausreissen.

Du siehst, dass Dein armer Freund nicht stark im Spekulieren, und dass das ein trauriger Anfang in Geschäften ist. Glücklicherweise hat Madame Cheuvreux mir einen andern Auftrag gegeben! Aber wann werde ich denselben ausführen, mit all' den Arbeiten, die auf meinen Schultern lasten? Herbert, welcher hier ist, und welcher der beste Junge und der liebenswürdigste und feinste Künstler ist, hat die Güte gehabt, mir ein Porträt zuzuwenden, und er zieht mir dadurch einen Dorn aus; aber es bleiben mir noch deren mehr, ach! ich weiss nicht, was ich machen soll, wenn Du nicht unser Bild, welches Du aufbewahrst, verkaufst. Was jenes betrifft, wirst Du es wahrscheinlich zur Ausstellung senden. Ich bin sehr beunruhigt über den Platz, den man ihm anweisen wird. Wenn man es in eine Ecke verweist, sind wir verloren. Du weisst, dass wir es nicht

geringer als 3000 Francs verkaufen dürfen, d. h. wenn man uns die Ehre anthut, es überhaupt zu verlangen.

. . . . Alle unsere Neuen sind angekommen, ausgenommen Carpeaux. Vater Schnetz hat die Absicht, sie wieder zurückzusenden, wenn sie ihm nicht gute und berechtigte Entschuldigungen bringen; ich finde, dass er sehr recht hat. Wenn man die Ehre und das Glück hat, nach Italien zu kommen, muss man schon sehr verwöhnt sein, um nicht eilig Paris zu verlassen, und sich sehr zu sputen! Ich bin so glücklich gewesen im ersten Jahre und erinnere mich gerne daran.

* * *

Rom, Ostersamstag, April 1855.

Ich habe meine Copie beendigt und bereite mich auf meine letzte römische Arbeit vor. Nichts neues hier, ausser dass die französische Garnison sehr vermindert worden, weniger zwar, als es hätte sein sollen; aber der Papst hatte in Frankreich um die Gnade gebeten, ihm zwei Regimenter zu seiner Bewachung zu lassen. Grosse Enttäuschung für einige jüngere Offiziere, welche tausendmal vorgezogen hätten, nach der Krim zu gehen.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 4. Mai 1855.

. . . . Ich habe kürzlich das Glück gehabt, zwei Porträts zu machen, und kann nun über die Summe von 150 Francs verfügen, welche ich mir die Freude mache Euch anzubieten. Ihr erhaltet dieselben mit der Post durch Nachweis des einliegenden Scheines. Ich bitte Vater und Mutter 130 Francs für sich zu nehmen, die anderen 20 Francs unter Ambroise und August zu theilen. Ich hoffe, dass mein lieber August sie gut verwenden wird. Und was Ambroise betrifft, kann er damit thun, was er will. Dieses kleine Geschenk würde ohne diese Freiheit keinen Reiz haben. Selbstverständlich schuldet Ihr mir nichts, und ist es Euer Zehent, für das Glück, das der liebe Gott mir gesendet hat; ich hätte gerne gehabt, dass es mehr wäre, aber seit vier Jahren hatte ich beträchtliche Schulden; doch habe ich die Genugthuung, einen Theil davon bezahlt zu haben.

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 8. Mai 1855.

Mein lieber Gaston, ich kann Dir nicht genug für den gütigen Entschluss, den Du gefasst hast, danken. Du hast tausendmal gut gehandelt, mein Bild nicht auf die Ausstellung zu senden. Wenn ich zurückgewiesen worden wäre, hätte ich aus Verzweiflung wieder eine Gelbsucht bekommen, und im anderen Fall wäre ich wie tausend andere Unglücksgefährten in den Winkeln unseres Glaspalastes so viel wie verloren gewesen. Ruhen wir nun auf unserm kleinen Erfolg aus und von da schwingen wir uns zu besserem auf. Misserfolg oder nicht, ich bin voll Muth und Hoffnung. Ich will Dir nicht sagen, was ich thun werde, denn, in meinen Augen, hiesse dies meinen Ideen, die noch in der Kindheit sind, die Reinheit hinwegnehmen. Lassen wir sie wachsen und dann werden wir sehen.

Ich war erfreut über die Einzelheiten, welche Du mir über den Besuch der Madame Champy mitgetheilt hast. Das ist eine von jenen Frauen voll Gemüth, wie ich hier das Glück gehabt habe, zweien, Madame Cheuvreux und Madame Guillemin, ihrer Tochter, zu begegnen, wesshalb ich auch mein Möglichstes thue, ihnen gefällig zu sein. In dieser Absicht habe ich mich auch entschlossen, ihr das kleine Bild, von dem Du weisst, zu senden. Nach tausend mehr oder weniger einfältigen Verwickelungen, welche beinahe an Taktlosigkeit grenzten, habe ich mich endlich entschlossen, ihr ganz einfach ihr Bild zu schicken. Ich hoffe, dass sie zufrieden sein wird. Es wird in zwei bis drei Tagen aufgegeben, und der Brief, der ihr die Ankunft dieses Produkts ankündigt, ist unterwegs. Wenn Du ein Intrigant bist, mache ihr einen Besuch für den, welchen sie Dir gemacht hat, und versuche dieses kleine »Glück« zu sehen, welches nicht ganz dem grossen ähnlich ist, und an welchem ich, hoffe ich, einige Verbesserungen angebracht habe. Du würdest mir auch eine grosse Freude machen, wenn Du mein Bild so bald als möglich nach Napoléon senden wolltest. Ich glaube übrigens, dass es in Nantes geblieben ist, weshalb ich auch an Merson geschrieben habe, um ihm denselben Auftrag zu geben. Jener, ein berühmter Zeitungsschreiber, hat mir nicht geantwortet, und ich bin deshalb ganz im Unklaren, ob »Jakob« Dir zugekommen sei. Adressiere es nach dem Stadthaus von Napoléon, die Stadt wird, glaube ich, die Auslagen des Transportes bezahlen, wenn man ihr ein reines und einfaches Geschenk macht. Benütze diese Gelegenheit,



ORPHÉE ET LES MÉNADES

(Foyer de l'Opéra.)

um meinen lieben kleinen Ambroise, welcher nun nachgerade ein kleiner Mann wird und zwar ein sehr aufgeweckter und vernünftiger, einige Bücher zu schicken, welche ich Dir bezeichnen werde, oder vielmehr diejenigen, welche Du ihm geben willst, aber keine Romane. Wenn es möglich wäre, in Paris ein kleines, einfaches Werk über Münzkunde zu finden, lass' es ihm, mit den drei Bänden von Figuier, der Geschichte der neuesten wissenschaftlichen Erfindungen, zukommen. Das ist ein vortreffliches Werk, welches ich auch Dir empfehlen möchte. Dann, besonders seine Münzschachtel, oder seine zwei Kästen, die er mehr als sich selbst liebt.

In einigen Monaten wirst Du meine Copien sehen. Wie herrlich, mein Freund, ist dieser Raffael! Wie liebe ich ihn, seitdem ich ihn studiert habe, und welche Geheimnisse der Harmonie und Farben hat er mir enthüllt! Blind sind diejenigen, und noch mehr hohlköpfig, welche das nicht sehen! Ich erwarte jedoch nicht, dass das Pariser Publikum ihn verstehe! Ich habe den Beifall einiger Personen gehabt, welche in meinen Augen mehr werth sind, als alle Zeitungsschreiber zusammen. Ich setze in erster Linie die Lobeserhebungen des Abbé Aulanier, eines der am meisten für die Kunst eingenommenen Männer, des bescheidensten, gelehrtesten, feinfühligsten, freiesten und aufrichtigsten Geistes, den ich je begegnet habe. Wenn Du Herrn von Nieuverkerke kennst, sprich mit ihm über den Abbé Aulanier, Du wirst sehen, dass ich nicht übertrieben habe. Kennst Du About, einen Alten von der Schule von Athen? Er hat soeben zwei Bücher herausgegeben, welche ich mit dem grössten Vergnügen gelesen habe. Wenn Du ihn zufällig kennen lernst, sage ihm, dass ich ihm zu seiner Tolla und zu seinem Modernen Griechenland gratulieren lasse. Sage ihm auch, dass Tolla, welche in der Revue des deux Mondes erschien, den römischen Fürsten und Fürstinen viel Stoff zum Plaudern gab. Ich weiss es vom »Neffen des Papstes«, dem schönen Ferretti. Kennst Du auch die »Römische Geschichte in Rom«, von unserm guten Herrn Ampère, den ich sehr lange in Rom gesehen habe? Lese sie, der dritte Artikel ist besonders reizend

Darüber nun umarme ich Dich con l'amplesso.

* * *

An Herrn Gauja:

Rom, 30. Juni 1855.

Sie wissen, mein lieber Herr, dass ich in diesem Augenblicke sehr mit meinem letzten Bilde beschäftigt bin, dasselbe wird mich für einige Jahre reich oder arm machen. Es ist gewiss keine kleine Aufgabe, in unwiderruflicher Weise diese tausende von Hirngespinnsten, die mir den Kopf bestürmen, festzustellen. Alle diese Dinge entstehen nicht so fertig und gewappnet, wie Minerva aus dem Kopfe ihres Vaters, und man muss bei deren Geburt den Hammer Vulkans öfter als einmal anwenden.

. . . . Diese Athener von Nantes haben meinen »Jakob« verschmäht, und der Patriarch wendet sich daher meiner Vaterstadt zu. Ich habe ihn meinen Landsleuten zum Aufbewahren und auch als Eigenthum gegeben, aber noch nichts darüber erfahren. Madame Champy hat mein kleines Bild erhalten und mir schreiben lassen, dass sie damit zufrieden wäre. Vielleicht warst Du in Paris und hast es gesehen. Ich habe das Original nicht senden wollen, dasjenige, welches im Palais des Beaux-Arts auf der grossen Ausstellung ausgestellt war. Ich liebe die Ausstellungen nicht. Ich bin noch zu jung und noch nicht genügend anerkannt, um zu hoffen, einen passenden Platz zu erhalten; man würde es in die Ecken verweisen, wo es vollständig verloren gegangen wäre, aber »pazienza e coraggio«, wie man hier sagt, man muss nicht gleich verzweifeln. Ich habe auch, da ich eben daran bin, Dir meine Zusammenstellung zu machen, die mit 500 Francs und 300 Francs bezahlten Porträts von zwei jungen Leuten von Paris ausgeführt, das des Herrn Baron von Panvillier, Referendar des Rechnungshofs, dessen Vater Du vielleicht kanntest; desselben, der wie ich glaube Fräulein Heuzy, die Tochter des früheren Consuls von Neapel, geheiratet hat, dann das des Herrn Grafen Foucher von Careil, welcher ein herrlicher Mensch ist, und den kennen gelernt zu haben, mich sehr glücklich macht. Das ist, wie Du Dir denken kannst, gerade zur rechten Zeit gekommen, und der Schneider und der Farbenverkäufer haben mit Wonne diese beiden Oelporträts aufgezehrt, welche sie unglücklicher Weise noch nicht gesättigt haben; aber ich werde sie überschütten mit Wohlthaten.

* * *

An Herrn Guitton:

Rom, 27. August 1855.

Mein lieber Gaston, ich glaube Du bist jetzt in der Vendée und hast den Patriarchen, der Dir folgte wie in der Bibel, unserer Stadt Napoléon gegeben. Ich habe darüber noch keine Nachricht, aber ich hoffe, dass sie sich nicht länger verzögern wird.

. . . . Es wird erst gegen Monat Juni sein, glaube ich, dass ich anfangen werde, die Entfernung von 400 Meilen, die mich von Dir trennt, zu verkürzen. Was die Rückkehr betrifft, ist es nöthig, Dir von dem Kunsterzeugnisse zu sprechen, welches es uns ermöglichen wird, Champagner oder »Abondance« während zwei bis drei Jahren zu trinken. Das Sujet wird eine Vestalin oder eine lebendig Begrabene darstellen. Das ist ein hübscher Vorwurf, um der Scenerie, dem Pinsel und den Farben volle Freiheit zu verstatten. Die Skizze ist gemacht, und ich bin damit zufrieden — natürlich, solange ich eben anfange; da ich mich aber wieder mit vollen Segeln in das Fahrwasser des vergangenen Jahres begeben habe, zweifle ich nicht, dass das Institut, wie gewöhnlich, seinen Blitzstrahl nach mir schleudern wird; aber man stirbt nicht daran.

Möchtest Du glauben, dass ich seit sechs Monaten nicht mehr zu erkennen bin in moralischer Beziehung? Ich ertappe mich alle Augenblicke bei Berechnungen und Gleichungen, die Perrette und ihres Milchtopfes würdig sind? Der Vergleich ist um so richtiger, als die Schweine, Hühner und andere Gegenstände, welche ich mit dem Patriarchen »Jakob« und der anmuthigen »Glücksgöttin« zu kaufen gedachte, noch im Werden sind. Die lumpige »Fortuna« besonders, welche mir in ihrem Lächeln so viel versprach, hat keineswegs zu meinen Gunsten ihr Füllhorn ausgeschüttet, und ich fürchte sehr, keine anderen Louisdors zu sehen, als diejenigen, welche ich mit so viel Pracht und Freigebigkeit ins Gras fallend gemalt habe. Ich habe dabei keineswegs gespart. Du darfst aber glauben, dass sie vollständig aus dem Kopf gemacht wurden, und dass es mich viel Studium gekostet hat, um die Form und Farbe dieser »Unerreichbaren« richtig zu treffen.

Wenn ich daran denke, dass ich am 31. Dezember von der hohen Stellung eines Pensionäres seiner Majestät zu einem einfachen Sterblichen herabsteige! Und dass ich fünf Monate länger in Rom bleiben muss! Und dass ich Ambroise mit mir nach Paris nehmen will! Aus all' dem geht

hervor, und ist es klar, dass wir den Teufel beim Schwanz aufzäumen werden, und bei Gott, ich bin darauf vorbereitet. Es wird nicht das erste Mal sein.

. . . . Ich habe alles gewusst, was Du mir von About sagst, durch Herrn Godard. Man hat sehr Unrecht, so über Tolla zu urtheilen, denn ich kenne besser, als jeder Andere die wahren Verdienste seines Romanes. Gumery und ich haben zuerst die in Rom vergessenen Originalbriefe gelesen. Sie sind uns von unserm kleinen englischen Lehrer, der ein altes Exemplar hatte, im Geheimen übermittelt worden. Diese Briefe sind reizend und schön, wie ein Abglanz der Natur; aber das ist alles. About hat ganz sicherlich sein Buch erfunden. Das hindert mich meines Theils jedoch nicht, die römische Naivetät von Païne Doria und der Signorina Tolla mehr zu lieben. Kurz, About hat Verstand und Erfolg. Das genügt weitaus um tausende von Feinden zu haben, besonders unter den Collegen, denn diese waren die ersten, die ihm zu schaden suchten. Schreibe mir bald ausführlich über unsere Vendée, welche mir von Tag zu Tag schöner in der Erinnerung scheint.

Lebe wohl, lieber Freund! Zähme meinen lieben kleinen Ambroise; er hat Vorurtheile gegen Dich, wegen Kindereien, welche er glaubt, Dir vorzuwerfen zu haben, z. B. die Verzögerung der Münzen, die Schachtel, welche Du ihm geöffnet hast etc. etc. Mache ihn Dir zum kleinen Freund, Du wirst mir das grösste Vergnügen damit machen.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 31. August 1855.

Es ist schon lange, dass ich Euern Brief vom Monat Juli erhalten habe. Wenn ich mir auch Vorwürfe mache, Euch denselben nicht früher beantwortet zu haben, so hoffe ich doch, dass Ihr die Ursache dieser Verspätung errathen werdet, welche in der ausschliesslichen Beschäftigung mit meinem neuen Bild liegt. Es ist immer um diese Zeit herum, dass ich irgend eine wichtige Arbeit zu Stande zu bringen habe; die gegenwärtige aber ist die wichtigste unter allen und die letzte. Der Gegenstand ist die Verurtheilung einer Vestalin; Ambroise wird es Euch erklären; es wird ein Bild von zwölf bis fünfzehn Personen in Naturgrösse.

Guitton hat mir in den letzten Tagen geschrieben, dass er Paris verlassen wolle, um nach Napoléon mit dem Bild «Jakob« zu gehen; ich denke, er muss nun dort eingetroffen sein.

Ach! meine lieben Eltern, der Gedanke an meine Rückkehr nach dieser langen Abwesenheit von fünf Jahren ist für mich eine tiefe Gemüthsbewegung. Welch' eine Freude für mich, wenn ich wieder die zwei Kirchthürme von Napoléon sehen werde! Sie sind sehr hässlich meine zwei Thürme, aber in gewissen Momenten würde ich für sie alle die Kuppeln und Glockenthürme von Rom und Florenz geben.

Welche Fischfangparthien werden wir auf dem Moulin-Neuf machen, welcher mir so gross und gewaltig schien, als Ihr mich an der Hand dorthin führtet

. . . . Es giebt nichts Neues hier. Wir empfinden die Rückschläge des Krieges gar nicht, wenn nicht durch einige Zeitungsnachrichten. Ich bin begeisterter Napoleonist geworden, ohne Jemanden etwas davon zu sagen, und ich glaube, er wird siegreich aus all' diesen Bewegungen hervorgehen; für unsere Erfolge brauchen wir einen Kaiser. Dieses Bekenntniss des Convertiten wird Euch überraschen; aber Ihr müsst doch wissen, dass ich nie eine tief gewurzelte politische Meinung gehabt habe. Ich bin nichts als Franzose, und ein passionirter Franzose. Jeder muss seinen wahren Patriotismus nach seinen Mitteln gestalten; der Meinige wird in meinem Pinsel liegen, wenn ich das Glück habe, mich desselben gut zu bedienen.

* * *

An Herrn Renard:

Rom, 7. Oktober 1855.

. . . . Oft zwischen der Leinwand und meinen Augen erscheint mir Ihr wollwollendes Gesicht, und es scheint mir, als sehe ich Sie spötteln und mir unerwartete Blicke zuwerfen, welche nach dem Ausdrucke eines berühmten Akademikers von 1810 alle meine Gedanken über das Gleichgewicht verwirren.

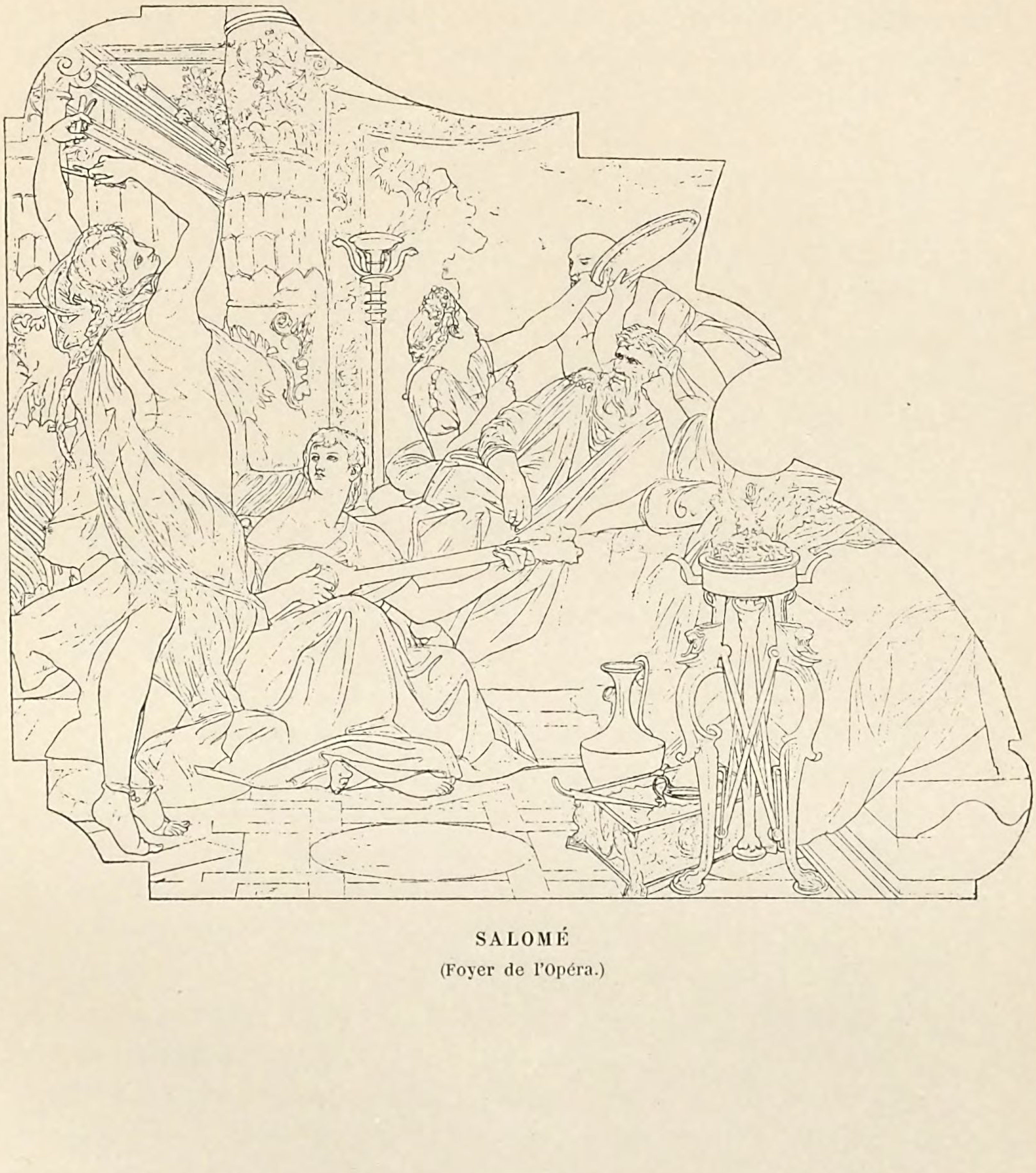
Wie lebhaft wünsche ich, Ihnen wieder zuhören zu können, und was würde ich nicht alles darum geben, wenn ich mich plötzlich in das kleine Kabinet versetzt sehen könnte, wo wir bei dem Rauch jener so trockenen kleinen Cigarren aus dem Eckschrank Luftschlösser bauten. Welch' schöne Erinnerung! Und wie habe ich seit dieser Zeit gealtert! Wissen Sie, dass ich bald 27 Jahre zähle!

Und wer spielt nicht mehr oder weniger in gewissen Stunden seinen kleinen Cäsar, indem er jenes berühmte auf Alexander bezügliche Selbst-

gespräch wiederholt? Und in diesem Augenblick habe ich dieses schöne Feuer, diese Grosses erzeugende Kühnheit, welche einen aber auch zu jener Höhe bringt, von der man nicht herabfallen kann, ohne sich unfehlbar zu tödten. Ich bereite mich also auf ein Pharsalus oder ein grässliches Waterloo vor, je nach den Launen des Glücks!

Mein Gegenstand ist ein tragischer Stoff aus dem römischen Alterthum: »Die lebendig Begrabene«, d. h. die Hinrichtung einer Vestalin. Da man ihr jedoch einen Namen geben soll, bitte ich Sie für mich in Ihren Erinnerungen einen graziösen zu suchen, ich habe in Livius nur Floronia und Opimia gefunden. Allerdings ist der Name nicht von Bedeutung, Sie begreifen, dass es sich bei einem solchen Ausgang einer Liebesgeschichte vielmehr um das Gesicht der Vestalin, um die Köpfe der Priester und um den Ausdruck jenes der Mutter in einem solchen Moment handelt. Ich flehe in diesem Augenblick die Muse, wie die epischen Dichter an, und stürze mich gesenkten Hauptes der verehrungswürdigen Körperschaft der Akademie zu Füssen. Es scheint, dass man mich auch dieses Jahr wieder herunterreisst, was mir leider nur zu begreiflich; ach ich habe nichts als eine Copie nach Raffael gemacht; eine Copie! das ist leicht zu machen, sie könnten mich, wenn ich auf sie höre, fast überzeugen, dass ich unzurechnungsfähig bin. Was denken Sie darüber, lieber Herr Renard? Sie, der Sie mein Bild vergangenes Jahr gesehen und das Urtheil des Publikums gehört haben? Was sagen Sie zu dem offenbaren Widerspruch mit demjenigen meines Gerichtshofes? Glauben Sie nicht, dass ohne jede Art von kleinlicher Eitelkeit oder dummen Stolzes ich das Recht habe, mich darüber hinwegzusetzen? Nun, das werde ich auch thun, denn ich bin ein Revolutionär und ein eigensinniger Vendéer, und ich werde hartköpfig bleiben, um dem Rath Lafontaine's zu folgen: »Thut Eurem Talent keine Gewalt an, Ihr würdet nichts Anmuthiges schaffen.«

Habe ich Ihnen mitgetheilt, dass ich in Rom zwei Porträts gemacht habe? Das war das Manna in der Wüste, welches ich unter die beiden Hebräer, von denen der eine mit meinen Kothurnen, der andere mit meinen Tuniken betraut war, vertheilt habe; kann man Schuhmacher und Schneider feiner bezeichnen? Die Akademie wäre damit zufrieden. Hoffen wir, dass ich mir nach und nach eine schöne Ausdrucksweise aneigne und ein guter, braver Maler werde. Ich kann Ihnen nichts von Rom mittheilen, denn



SALOMÉ
(Foyer de l'Opéra.)

alles ist dort unverändert gleich geblieben. Die Römer aber bringen die phantastischesten Gerüchte über die Absichten Frankreichs auf ihr Land in Umlauf und selbst das massvolle »Journal des Débats« kommt uns oft mit breiten von der römischen Censur schwarz überdruckten Artikeln zu, in deren Tilgung sich das Entsetzen über den »anarchischen« Geist dieses guten Blattes ausspricht. So besonders in einer der letzten Nummern, welche Sie vielleicht gelesen haben, und in welcher von dem Königreich beider Sicilien, von der »Commissione delle legnate«, d. h. von der Behörde der Stockschläge die Rede ist. Finden Sie die Geschmeidigkeit der neapolitanischen Sprache nicht bewunderungswürdig, und merken Sie etwas davon in dem Ministerium von Neapel: »Bureau der Stockschläge?« Aber basta, wie die Italiener sagen, das interessirt Sie sehr wenig und mich auch . . .

* * *

An Herrn Moreau:

Rom, 23. Dezember 1855.

Mein lieber Herr Moreau, ich mache Ihnen das Geständniss, dass ich alle erdenkliche Mühe habe, Ihnen nicht von »öffentlichen Angelegenheiten« (nach altem Styl) zu reden. Bis hieher haben wir gewaltige Stösse von Umwälzungen empfunden, und es kostet grosse Enthaltsamkeit davon nicht ein wenig zu sprechen. Indess habe ich den festen Entschluss gefasst, zu erstreben, dass unter den Milliarden von Briefen, welche sich gegenwärtig auf den Wegen nach Frankreich kreuzen, dieser hier eine besondere Ausnahme mache. Sie wollen, meinem Versprechen gemäss, Einzelheiten, viel Einzelheiten betreffs meiner Person und meiner Studien haben. Ohne Ihnen eine lange Vorrede zu machen, welche mein kleines Papier ausfüllen würde, fange ich unmittelbar meine Plauderei an. Von dem Zimmer aus, wo ich sitze, fliegt mein Gedanke zu Ihnen, und ich bringe Sie mit Ihrer Erlaubniss durch Italien, nach Rom, zu mir. Sehen Sie mein kleines Zimmer: es ist von Studien und Kunst erfüllt, die geringste Lappalie ist voll Interesse und erinnert mich an eine Reise, eine Erinnerung oder an einen Kummer. Wollen Sie, dass wir eine kleine Promenade zusammen machen? Ich werde Ihnen durch einen oder den andern Gegenstand ganz Italien, alle meine Pläne, meine traurigen Erfahrungen, mein ganzes Leben vorführen. Sie könnten sich an meiner Seite niederlassen; mein Zimmer ist so klein, dass Sie im Kopfumdrehen alles sehen können, was dasselbe in sich schliesst. Sehen

Sie, Ihnen gegenüber, über dem Bildniss meines verehrungswürdigen Lehrers, Herrn Drolling, den Lorbeerkranz, welchen mir das Institut gab; ich habe denselben ihm gewidmet, der mich meine Kunst gelehrt hat; dieser verdorrte Eichenzweig, welcher sich an ihn reiht, erinnert mich an den leidenschaftlichsten und zärtlichsten der Dichter. Ich habe ihn selbst von dem Baum gebrochen, welcher jetzt vom Blitz zerstört ist, beim Kloster San Onofrio, in welches sich Tasso zurückzog. Ich sah dort seine letzte Wohnstätte, dieses keusche Zimmer, welches ihn weinen und sterben sah; ich habe sein Schreibzeug berührt, ich habe zwei bis drei bewunderungswürdige, eigenhändig geschriebene Briefe gesehen, alle seine Einrichtungsgegenstände, und etwas, was man nicht ohne Mitgefühl und Ehrfurcht ansehen kann: das ist seine Todtenmaske. Die Fältchen der Haut, der Augenlieder und selbst einige Haare der Augenbrauen, welche, wenn ich nicht irre, die Wachsform mit herausgerissen hat, erfüllten uns mit einem durchdringenden Schauer der Bewunderung und es bedurfte nur ein klein wenig Einbildungskraft, um zu glauben, dass dieser Kopf, dem das Leben aufgeprägt ist, sehe und spreche. Sie wissen, dass er sich nach seinem Unglück und seiner schrecklichen Gefangenschaft hieher zurückzog, um hier sein Leben zu beschliessen. Es war wie heute auch ein Mönchskloster, und von hier holte ihn, am Vorabend seines Todes, das Schicksal, welches müde geworden ihn zu verfolgen, um ihn auf das Kapitol zur Krönung zu führen. Armer Dichter! Welchen Kummer! Haben Sie sich je an einem Ort befunden, wo ein berühmter Mann litt und starb? Es scheint, als ob der Himmel uns eine besondere Gunst erweise, dass es uns vergönnt ist, den Boden zu betreten, wo ein berühmter Mann gelebt hat. Ich verliess dieses Zimmer, welches die Mönche mit Pietät pflegen, und trat unter den berühmten Baum im Garten. Welch' herrlicher Anblick! Das ganze Rom breitet sich in der Ebene aus! Das heidnische Rom zur Rechten bis zum Kapitol, und das päpstliche Rom zur Linken, in dem Thal, welches die Römer das »Marsfeld« nennen. Hier das Kolosseum, das Schlachtfeld des Christenthums, das Forum und der römische Senat; da, St. Peter, die moderne Hauptstadt von Michel-Angelo, mit seiner geistlichen Regierung. Es giebt nur in Rom solch riesenhafte Gegensätze. Die ganze Weltgeschichte tritt einem im Forum vor Augen, und wenn man lebhaft empfindet, versichere ich Sie, dass man sich leicht in Mitten dieser Ruinen vergisst, und alle die Trugbilder berühmter Namen und glänzender

Thaten vergangener Zeiten heraufbeschwört. Sie werden sich den Reiz, den hier die Schriften der Alten ausüben, kaum vorstellen. Hier Titus Livius auf dem Tische. In diesem Buche sehen Sie den Beginn des römischen Volkes, die Eroberungskriege und die Kämpfe am Forum; und ich lebe in Mitte ihres Schauplatzes, auf dem Collis Hortorum und hundert Schritte von den Gärten des Sallustius; ich sehe durch meine Fenster die Sabiner Berge; Tivoli und den von Horaz besungenen Berg Sorakte. Durch meine offene Thüre sehe ich den Aventin, das Kapitol und das ungeheure Marsfeld. In diesem poetischen Materialismus liegt eine Macht von Eindrücken, der nichts gleich kommt. Das soll Ihnen mein ganzes Leben, alle meine Studien erklären. Ja, ich bin sehr glücklich auf dieser schönen Welt, aber wie klein fühle ich mich darauf! Da liegt die Klippe bei der Bewunderung alles Grossen, sie verschlingt uns in ihrer Unendlichkeit. Sehen Sie, welche Erinnerungen und Worte veranlassen schon etliche Eichen- und Lorbeerblätter, ohne dass ich auch nur mein Zimmer verlasse. Wenn der Anfang Sie nicht ermüdet hat, werde ich Sie noch ein andermal dazu holen, um unsere empfindsame Inventarbeschreibung fortzusetzen.

Wollen Sie gütigst, mein lieber Herr Moreau, die Kürze dieses Briefes entschuldigen, ich habe noch 43 weisse Blätter vor mir, welche auf meine Schriftzüge warten. Der Kurier geht morgen ab.

Adieu, geehrter Herr! Ein gutes neues Jahr, meine Empfehlungen an Madame Moreau und an Ihre beiden Kinder.

* * *

An seine Eltern:

Rom, 29. Dezember 1855.

Ich kann Euch diesen Abend nur einige Worte schreiben, denn ich muss morgen auf das Land, um eine Landschaft für mein Bild zu machen; wozu ich nur den Sonntag für mich habe, da ich sehr beschäftigt bin. In diesem Augenblick arbeite ich für vier, und es kostet mich ausserordentliche Anstrengung, von jetzt bis April fertig zu werden, ich fürchte sogar sehr, den Termin nicht einhalten zu können. Jeden Morgen bin ich um $^1/_2 7$ Uhr auf den Beinen, gehe in die Stadt hinab, nehme eine Tasse schwarzen Kaffee, um mich völlig zu wecken und mir den Sporn zu geben, und frühstücke kurzer Hand in meinem Atelier. Mein Bild hat 14 Fuss in der Höhe

zu 10 Fuss in der Breite und enthält 21 Personen. Bis jetzt geht alles gut: ich bin voll Eifer bei der Arbeit und zufrieden.

* * *

An seine Eltern:

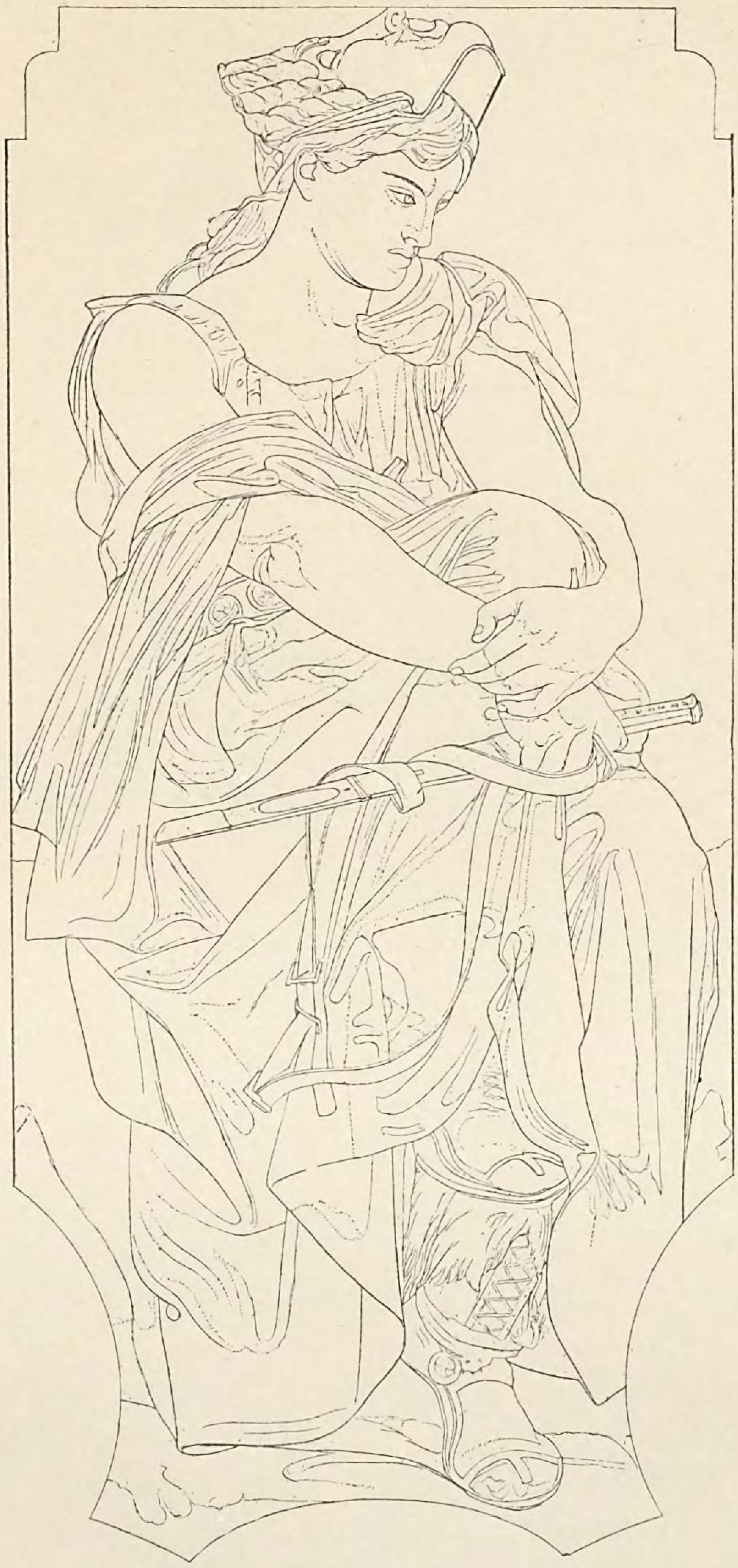
Rom, 22. April 1856.

Ihr habt den Grund meiner Saumseligkeit errathen; mein Bild hat mich vollständig in Anspruch genommen, aber Ihr werdet mir nicht grollen, wenn Ihr erfahren werdet, dass dies die wichtigste Angelegenheit für mein Leben und meine Zukunft ist. Heute nimmt man mir es weg, um es in der Portikus der Villa Medicis auszustellen, und zwar zu meinem grossen Kummer, denn ich habe noch wenigstens einen Monat daran zu arbeiten. Alle meine Freunde, und ich habe das Glück deren ausgezeichnete zu besitzen, versichern mich, dass ich Erfolg haben werde; ich wage nicht zu sehr, mich auf ihre Meinung zu verlassen und nicht ohne ein gewisses Schaudern sehe ich heute die Vestalin aus meinem Atelier sich entfernen, um dem ersten Urtheil des Publikums die Stirne zu bieten. Nun! Vertrauen wir auf Gott und warten wir ab!

Ihr wisst, dass ich letzten August mit dieser grossen Arbeit begonnen habe, und da ich sie erst im Juni beendigen werde, so wird es nahezu ein Jahr, dass ich damit beschäftigt bin und zwar, besonders seit Januar, in welch' rasender Arbeit! Ich hoffe, es gegen Ende Mai zu beendigen, und Rom Anfang Juni verlassen zu können; ich werde dann einige Tage in Paris bleiben, um meine kleinen Angelegenheiten zu ordnen, und dann eile ich, Euch zu umarmen, wonach ich mich sehr sehne. —

Ich muss Euch mittheilen, dass die voriges Jahr angefertigten Porträts ihren Besitzern sehr gefallen; ich habe gutes von ihnen gehört, und alles lässt mich hoffen, dass bei meiner Rückkehr nach Paris ich noch andere in Auftrag bekommen werde, das wäre sonderbar, wenn ich nach meiner Rückkehr nach Frankreich in Gold schwimmen würde. Das wäre mir noch ungewohnt, aber ich würde mich gerne dem traurigen Loos ergeben, und Ihr würdet Euch nicht schlecht dabei befinden.

Ich habe Euch noch zu sagen, dass ich kürzlich auf der Treppe meines Ateliers laute Fusstritte vernahm, welche einen Teufelsspektakel machten; dann erschienen unter der Thüre des Ateliers die groben Gesichter von zwei oder drei kleinen Soldaten, von Napoléon-Vendée. Ich kenne ihre Namen nicht oder erinnere mich wenigstens derselben nicht; der eine



MELPOMÈNE

(Foyer de l'Opéra.)

sagte mir, dass sein Vater Sattler sei, der andere, glaube ich, dass er mit Ambroise in der Schule gewesen. Ich habe sie gut aufgenommen, wie Ihr Euch denken könnt, die Gewohnheit, Obersten zu empfangen, hatte mich nicht stolz gemacht. Ich wollte sie zum Sitzen bitten, und einer von beiden antwortete mir in seinem schönen Vendéer-Dialekt, den ich fast vergessen hatte: »Oh! wir sind nicht müde, wir können schon stehen bleiben.« Der eine hatte ein grobes, fröhliches Gesicht, welches mir sehr sympathisch war. Er war mit Ambroise in der Schule und schien mir etwas jünger als August. Der andere, der ältere, sagte, dass er mit mir gleichzeitig in der Schule gewesen sei, aber wir waren unser so viele Schafe zusammen, dass es verzeihlich ist, einen oder den andern zu vergessen. Jener nun hat mir erzählt, »dass er erst sich in den Kopf gesetzt habe, in der Marine zu dienen, worauf er zu der Idee überging, zur Infanterie überzutreten.« Ich habe ihm gerathen, seine tollen Ideen zu mässigen und vernünftig zu werden. Sie finden, »dass die Stadt Rom sehr fade sei und keine Unterhaltung biete.« Ich verstehe dieses sehr wohl, und wenn ich vielleicht, wie sie, ein kleiner Soldat geworden wäre, was vielleicht geschehen sein würde, wenn nicht das Schicksal zufälliger Weise die Nase in meine Angelegenheiten gesteckt hätte, wäre ich vollständig ihrer Ansicht.

. . . . Welch schöner Tag, der meiner Rückkehr, mein lieber Vater! Der blosse Gedanke wird dein Fieber beseitigen; und wie glücklich werde auch ich sein, wenn ich in der Ferne die zwei Kirchthürme meiner Vaterstadt bemerke! Vielleicht findet Ihr mich ein wenig gealtert, ich merke, dass alle meine Kameraden um mich herum Falten bekommen und grau werden; indessen Ihr werdet mich mit meinem Rabenhaar und meiner respektablen Nase wiederfinden; ich glaube nicht, grösser geworden zu sein, das ist bedauerlich; ach! vielleicht ist mein Wachsthum noch nicht zu Ende; geben wir uns dieser Hoffnung hin. . . .

* * *

An seine Eltern:

Aix, 8. Juni 1856.

Endlich bin ich in Frankreich, ich habe heute früh 3 Uhr meinen Fuss auf heimatlichen Boden gesetzt. Ich machte die Reise zur See; ich habe ein unbeschreibliches Heimweh gehabt. Das Wetter war so schlecht, aber jetzt geht es mir gut, ein wenig Schwindel abgerechnet. Ich bin in Frankreich!

könnt Ihr Euch das denken, und ich werde Euch wiedersehen! Ich bin hieher nach Aix gegangen, um Gaston Gauja, welcher zur kaiserlichen Gerichtsanwaltschaft hieher versetzt wurde und der ein reizender Mensch ist, aufzusuchen.

Die südlichen Eisenbahnen sind überschwemmt und ich bin genöthigt, einen Umweg zu machen, um Lyon zu erreichen; aber schliesslich wird man es doch erreichen können. Man sagt mir auch, dass auch die Bahn nach Nantes durch das Wasser der Loire abgeschnitten wäre; ich hoffe aber, dass bald alles wieder hergestellt sein wird.

Von Paris aus werde ich Euch den Tag meiner Ankunft schreiben; ich wünsche sehr, mein lieber Vater, dass Dich das Fieber verlasse, und dass schon die Nachricht meiner Rückkehr Deine Genesung beschleunige.

Diese Reihenfolge von Briefen beweist genügend mit welch' glühender Thätigkeit Baudry seinen fünfjährigen Aufenthalt in der grossen Metropole der Kunst ausnützte. Rom war in der That Baudry's künstlerisches Vaterland, seine geistige und moralische Erziehungsanstalt, seine wahre und endgültige Schule. Wenn auch die Werke, welche er in der Periode der zweiten Lehrzeit ausführte, denjenigen der fruchtbaren Reife noch keineswegs gleichkommen, so bezeugen sie doch schon, ungeachtet der Unentschiedenheit des keimenden und seinen Weg suchenden Talentes, das Temperament eines wahren Malers, und sagen eine glänzende Zukunft voraus.

Es scheint, dass Baudry zunächst nicht durch die unbestrittenen und höchsten Meister angezogen worden sei, durch Meister wie Raffael und Michel-Angelo, welche an seine jugendlichen Anschauungen vielleicht zu hohe Anforderungen stellten, sondern vielmehr erst durch Männer zweiten und dritten Ranges, besonders durch Caravaggio, dessen schwungvolle Kraft und derbe Ausführung ihn überraschten und bannten.*) Seine erste Sendung »Theseus im Labyrinth«, welche wir nur durch eine leichte Skizze kennen (Eigenthum von Charles Garnier**) bezeugen diesen Einfluss. Die zweite Sendung, Der Kampf Jakobs und des Engels (im Museum von Roche-sur-

*) Baudry kam später von dieser Vorliebe zurück. In seinem Nekrolog über Schnetz nennt er Caravaggio »roh, massiv, wahr über das erlaubte Maass«, er sieht in ihm »eine fremdartige Erscheinung, die uns heutzutage ziemlich widerstrebend ist.«

**) Das Bild ist verschwunden, wahrscheinlich von Baudry selbst vernichtet, wie so manches Jugendwerk, dem der Künstler in allzugrosser Strenge die Berechtigung absprach, auf die Nachwelt zu kommen.

Yon) bezeugt, dass er nicht zögerte, diesen gefährlichen Meister zu verlassen, welcher so wenig seiner fein angelegten Natur entsprach. Die Eingebung kommt hier von Raffael und von Guido Reni, aber ohne ein wirkliches Durchdringen des ersteren dieser Meister und mit einer noch zu conventionellen Auffassung, welche diesem Bilde nur den Werth einer guten Schularbeit lässt, wenn auch der Kopf des Engels immerhin wirklichen Reiz besitzt. Ueberhaupt bezeugte bis dahin nichts eine persönliche Kunst Baudry's. Die Reisen durch Italien sollten indess seine angeborenen Eigenschaften entfalten, durch den Anschluss an die zarten und gründlichen Maler vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und an die herrlichen und prunkvollen Koloristen des sechzehnten Jahrhunderts. »Die Antikensammlungen des Vatikan, die Wandgemälde von Pompeji, die Paläste von Venedig, Rom und Florenz liessen von allen Seiten vor seinen Augen unsterbliche Gebilde erstehen, noch verführerischer als die im Mondenschein tanzenden Feen auf dem Strande der Vendée von ehemals. Es gehörte etwas ausserordentliches von der Seite eines römischen Akademiepensionärs dazu, um der traditionellen Entwicklung entgegen seine Bewunderung, statt der Schule von Bologna, vielmehr dem Zeitalter der Renaissance zu widmen, welche selbst noch nicht weit von jenen köstlichen Anfängen ablagen, die man oft als die barbarischen bezeichnet hat.«*)

Obwohl die Briefe, welche man soeben gelesen, über seine Reisen lebendige und sichere Mittheilungen enthalten, können sie nicht alles sagen, und die Studienblätter des Wanderers liefern eine nützliche Ergänzung dieser Aufzeichnungen, indem sie den Beweis liefern von einem intimen und fortgesetzten Verkehr mit Luca della Robbia, Andrea del Sarto und Masaccio, in Florenz; mit Pinturicchio in Siena, mit Perugino in Perugia; mit Cimabue und Giotto in Assisi. Der Aufenthalt in Neapel, ungeachtet des schlechten Eindruckes, welchen er dem Reisenden gemacht zu haben scheint, und ungeachtet der durch schlechtes Wetter und vorübergehendes Unwohlsein verursachten Verstimmung, öffnete ihm weit die Augen. Er copierte in Pompeji die erhaltenen Ueberreste der griechisch-lateinischen Malerei**) und konnte

*) Georges Lafenestre, Paul Baudry et son exposition posthume. Gazette des Beaux-Arts, Mai 1886.

**) Diese Copien nach den Fresken von Pompeji, sämmtlich in Aquarell ausgeführt, haben sich in ziemlich grosser Zahl erhalten. Man findet davon einige in den Mappen des

sich so der früheren Einflüsse entwöhnen. Der fesselnde Zauber der antiken Einfachheit, wie die selbst im Phantastischen natürliche Leichtigkeit und die zarte und einschmeichelnde Färbung, klar ohne auffallend zu sein, mussten für ein so [illegible] Auge etwas eigenthümlich Verführerisches haben. Neapel selbst bot ihm die Farbe, welche er später auf einen so hohen Grad von Wärme brachte, natürlich und ungesucht in dem blauen Wiederschein des Golfes, wie in den klaren Wellen, in welchen Ischia und Capri schwimmen, in dem Glanze des schimmernden Tages, wie in der lichten Reinheit der Himmels. Doch war es erst in Parma, dessen er doch nur vorübergehend [illegible], wo er seinen Weg nach Damaskus fand. Correggio gegenübergestellt, sah er und verstand er ihn; der vom Meister von Parma ausgehende künstlerische Einfluss erfüllte und begeisterte ihn und gestaltete ihn um; eine Menge von [illegible] Eindrücken, in seinem Innern noch zerstreut, unbestimmt und nur lose aneinandergereiht, schlossen sich jetzt durch eine Art von plötzlicher Crystallisation zu einem dichten Ganzen; sein Künstlergeist fing an, sich zu regen, und Correggio war es, der ihn erweckte. Derselbe Trieb, der ihn Caravaggio nahe gebracht, sollte ihn gänzlich dem Zauber Correggio's überliefern, indem er den Naturalismus, den er an dem ersten bewundert hatte, vergrössert, veredelt, aufs herrlichste mit allen Verführungen von Form und Farben ausgeschmückt, beim zweiten wiederfand und zwar gepaart mit einem sinnlichen Reiz und einer überzeugend lebendigen Wirklichkeit, welche weder Leonardo noch Tizian übertroffen haben. Diesen Eindruck aber verdankt man nicht der Wahl dieser oder jener harmonischen oder üppigen Form, sondern er liegt in dem Raum und dem Licht, in dem sich die gewählte Form entwickelt. Raum und Licht; darin beruht überhaupt das Wesen Correggio's; sein Helldunkel beleuchtet nicht, wie bei vielen Malern des sechzehnten Jahrhunderts, einen isolirten Theil des Gemäldes, um ihn in vollkommener Modellirung vor dem Uebrigen hervortreten zu

[illegible] haben, ferner bei Mme. About, bei M. de Villeneuve und bei M. Arthur Kaffalovich. [illegible] About den Baudry: »An einem glühenden Julimorgen des Jahres 1853 führte mich der Führer in ein kleines Haus ohne Dach, das einst eine Schänke oder vielleicht sogar etwas noch Schlechteres war, und dort fand ich einen kleinen brünetten Mann mit [illegible] Augen, blauschwarzem Haar und aufwärts gebürstetem Schnurrbart,[1] welcher [illegible] eines der den Raum schmückenden Fresken copirte. Das Bild stellt ein [illegible] ... Jahre später schenkte mir der Künstler die Copie, welche ich zum Andenken an diese Begegnung sorgfältig bewahre. Die Copie ist übrigens auch an sich von Werth, denn die Unbilden der Witterung haben das Original fast gänzlich zerstört.«

Baudry



Charlotte Corday

Musée de Nantes

lassen. Es umhüllt vielmehr das ganze Werk, badet und vertieft es, und giebt ihm seine mächtige Einheit. So erschien er Paul Baudry, umgeben von seinem Kindergefolge, nicht von jenen runden, bausbäckigen Posaunenengeln, welche bei den italienischen Meistern so beliebt waren, sondern von jenen halbwüchsigen von ungefähr 12 Jahren, die schon frei von der üppigen Fülle der ersten Kindheit, sich der schlanken Anmuth der Reife nähern. Wir werden mehr als ein Kind dieser Art in den Werken Baudry's wiederfinden, so sehr vertiefte er sich in Correggio, um sich vom ersten Tag ab das »wahrhafte Mark« seiner Kunst anzueignen. Eine Copie des Kopfes der Magdalena aus dem Hieronymusbilde in der Akademie von Parma, die sehr durchgeführt, sehr überdacht ist, lehrte seinem Pinsel manche bisher unbekannte Feinheit, und sein bewunderungswürdiges Gedächtniss that das Uebrige.

In Venedig fand er die Ergänzung der von Parma mitgebrachten Eindrücke. Die Stadt selbst mit ihren feenhaften Ansichten, mit ihren purpurrothen und himmelblauen Spiegelungen, mit den Façaden ihrer Paläste in rosa Marmor, die sich in schimmernden Streifen in den lichtbewegten Gewässern spiegeln, mit der feuchten Luft, welche alle Gegenstände einhüllt und verwischt, die Stadt selbst bezauberte den Besucher schon vor den Meistern der venetianischen Kunst. Alsbald enthüllten ihm Tizian und Veronese die bewunderungswürdige Schönheit ihrer vornehmen Typen, den Reichthum der Costüme, den Luxus der Anordnung, die unerschöpfliche Fruchtbarkeit einer nie ermüdenden Fantasie, mit einem Worte, ihre ungezwungene, prächtige Kunst. Tizian besonders weihte ihn ein in die Tiefe seiner Waldlandschaft, in den geheimnissvollen Schauer der heiligen Haine, in das starke Pflanzenleben der belaubten Bäume. Er sah in dem »Petrus Martyr« des Meisters, von welchem Werth die Landschaft für die Scenerie, die sie umgiebt, sein kann. Indem er diesem Rahmen eine bis jetzt unbekannte Wichtigkeit beilegte, und ihm eine bedeutende Mitwirkung an der Handlung selbst zuwies, hatte Tizian eine vollkommene Revolution in die italienische Aesthetik gebracht; die grellen Lichter des Hintergrundes, die geheimnissvollen Tiefen des Vorgrundes schliessen sich an das blutige Drama an, und man glaubt dem letzten Ruf des Martyrers zu folgen; während der Schrei der Verzweiflung seines Gefährten sich frei von Echo zu Echo bis in die höchsten Gipfel des Waldes erhebt. Aus dieser innigen Verbindung des menschlichen

Dramas mit der es umgebenden Natur entfaltet sich eine ergreifende Wirklichkeit. Baudry verstand diese Lehre und hielt sie fest. Dann copirte er, um die Erinnerung an Tizian sich tiefer einzuprägen, mehrere seiner hinreissendsten Figuren, und wählte mit einem sichern Takt, um das Geheimniss der feinen Werthe seines Vorbildes sich anzueignen, die schönste unter den Frauen des Gefolges aus der »Darstellung der hl. Jungfrau im Tempel«, ein herrlich ausgeführtes Blatt, wo der Hauptgegenstand der Masse des Nebensächlichen geopfert ist, ohne dass dadurch der Eindruck des Ganzen abgeschwächt wäre. Er copierte auch noch den Hingerichteten, von dem »Wunder des hl. Markus«, weiterhin »Adam und Eva« von Tintoretto, mit dem goldenen Pinsel eines Tizian gemalt; und brachte es so, wie er sich mit Recht schmeicheln konnte, dahin, den Venetianern das Geheimniss ihrer Fleischfarbengebung abzulauschen. Das beweist bereits seine dritte Sendung von Rom (1853), »Das Glück und das Kind«. Man erkennt den direkten Einfluss der »himmlischen und der irdischen Liebe« des Palastes Borghese, welches Bild Baudry schon lange kannte und würdigte, aber welches er erst vollständig sich zu eigen machte, nachdem er den Meister am Platze selbst gesehen und studiert hatte. Er musste nach Venedig gehen, um einen Tizian in Rom besser zu verstehen; und statt sich von den zahlreichen Tizians, welche ihn in der Dogenstadt umgaben, leiten zu lassen, beschwor er durch eine seltsame Gedächtnissspiegelung das weit entfernte Werk vor seinen Augen herauf. Denn obwohl er das Bild: »Das Glück und das Kind« in Rom ausführte, hatte er es doch auf offenem St. Markusplatz entwickelt und componirt.*) Baudry zeigt sich darin als Venetianer durch das tiefe und schmelzartige Leuchten, durch den köstlichen Fleischton, durch die

*) . . . Ich habe ein neues Bild begonnen: Den Gegenstand hiezu fand ich im vorigen Jahre während meines Aufenthaltes in Venedig. Auf einem Abendspaziergang auf dem Markusplatz fiel mir die Fabel von La Fontaine »Das Glück und das Kind« ein, in welcher ein Kind am Rande eines Ziehbrunnens schläft. Es wird ein Knäblein wie Henri werden, ein bischen grösser freilich als dieser, denn Henri wird noch keine so arge Unvorsichtigkeit begehen. Vergleiche die Fabel von La Fontaine selbst, der Gegenstand meines Bildes liegt in den Versen:

. . . Mein Kind, ich rette Dir jetzt das Leben,
Sollst jedoch klüger zu sein Dich bestreben.«

(Brief an seinen Bruder Ambroise, 25. November 1852). — Das Gemälde ist jetzt in der Galerie Luxembourg, eine verkleinerte Wiederholung, für Mme. Champy gemalt und aus deren Nachlass von M. Gauja erworben, besitzt M. Stewart in Paris. Zwei Copien dieser Verkleinerung wurden unter Leitung von Baudry hergestellt und von ihm übergangen.

Wahl des Motives. Er verleugnet aber dabei seine Unabhängigkeit keineswegs. Denn die Fantasie der Anordnung ist individuell, ebenso die nur ihm eignende Formgebung, wie sie sich in gewissen Naturauffassungs-Besonderheiten zu erkennen gibt, deren etwas ungelenke, aber desto lebhaftere Treue zum Erstaunen hinreisst und zugleich entzückt. —

Das Gesicht des Kindes, und die leichte und entzückende Stellung des Glücks, ihr reizender Kopf, die Grazie ihres trotzigen Mundes, dem ein Lionardo'sches Lächeln aufgeprägt ist, gesteigert durch eine gewisse speziell französische Feinheit; die vollständige Uebereinstimmung der Personen, der Luft und der einem Winkelchen der Villa Medicis entnommenen Landschaft lassen nicht mehr die sich unterordnende Nachahmung, sondern bereits eine wahrhafte, warm empfundene, durchdachte und gereifte eigene Schöpfung erkennen, in welcher sich die freien Anforderungen der zeitgenössischen Poesie mit den alt anerkannten Ueberlieferungen der venetianischen Kunst vereinigen. Dreissig Jahre später schrieb uns Baudry selbst, dass er gerade zu jener Zeit sich entschlossen habe, den Unterricht der Schule abzustreifen, um aus der Quelle der grossen Schönheiten der italienischen Kunst zu schöpfen. »Mit La Fontaine, diesem einnehmenden, natürlichen und echt gallischen Geist, habe ich mich tastend Correggio, Tizian und Lionardo da Vinci genähert; indem ich nicht die Prätention gehabt, etwas eigenes zu schaffen, war ich schon glücklich, mich an jene anlehnen zu können.«

Indem er sich von den venetianischen Einflüssen frei machte, kehrt Baudry zu den pompejianischen und Raffaelischen Reminiscenzen zurück in einer bedeutsamen Skizze,*) der ersten Idee zu einem grossen Gemälde, welches er niemals ausführte, und welches annähernd von den Grössenverhältnissen der »Schule von Athen« oder der »Disputa del Sacramento« gewesen wäre. »Ich habe«, schrieb er, »eine grosse allegorische Composition geschickt, gedacht für den Salon einer reichen Person, welche niemals existierte . . . und welche, wie ich fürchte, für mich stets noch allegorischer sein wird, als der Gegenstand meines Entwurfes. Um Ihnen jedoch die endliche Aufklärung nicht länger vorzuenthalten: Die Skizze soll nichts mehr oder weniger vorstellen als die Jugend, mit all' ihren lächerlichen

*) Im Besitz des Grafen Daupias in Lissabon.

und melancholischen, thörichten und edlen Eigenschaften, welche sie in ihrem Gefolge hat. Sie werden dieses Räthsel lösen und werden sehen, dass ich der Poesie und der Musik den ersten Rang zuertheilt habe. Das ist gewiss uneigennützig für einen jungen Mann, der keinen Sou besitzt und welcher diese Gelegenheit hätte erfassen sollen, um der Fortuna den Hof zu machen, indem er ihr einen Platz vor den Grazien angewiesen hätte: ich werde dafür den Herrn oder die Dame, die mir den Auftrag des Bildes geben werden, an deren Stelle setzen.

Diese Composition, »Primavera« betitelt und ganz in der Art einer Schäferidylle aufgefasst, ist eine Freudenhymne zu Ehren der Jugend, des Frühlings, und bezeugt schon bei dem Künstler die vorherrschende Begabung für die dekorative Kunst. Denn sie zeigt bereits das Geschick, eine so beträchtliche Anzahl von Personen zu gruppiren (es waren ungefähr 40 darauf, jede von 20 Centimeter Höhe), ferner die harmonische Einheit, die Erfindungsgabe und endlich das gelungene Streben nach klaren Tönen, welche sich so gut zu Wanddekorationen eignen. Um als Hintergrund seiner Skizze zu dienen, hatte Baudry in der Villa Borghese eine jonische Tempelchen-Ruine copiert, die von italienischem Lorbeer umgeben und vom hellblauen Himmel abgehend sich in den ruhigen Gewässern eines azurnen Sees spiegelt; eine der poetischsten Landschaften, die sein Künstlertraum darzustellen vermochte. Auf dem Vorplatz des Gebäudes sind die drei Grazien, an deren Seite sich Terpsichore befindet, die Muse der taktmässigen Bewegung, welche ihre rosafarbene Tunica nach dem Rythmus des Tanzes fliegen lässt; auf den Stufen sitzt der junge Bachus, aus den Händen einer Nymphe trinkend; im Vorgrunde befindet sich ein Kinderreigen, dann folgen Gruppen Liebender; zur Linken eine Mutter, ihren Jüngstgeborenen in den Armen haltend, während der junge Vater sie zärtlich betrachtet; endlich erblickt man die Wissenschaft, aus diesem Ort der Wonne verwiesen, als ob die naive Unwissenheit die Bedingung des wahren Glücks wäre.

In diesem Zeitabschnitt erscheint das erfinderische Talent Baudry's, welches noch im Entstehen war, mehr durch den Geschmack als durch die Einbildungskraft befruchtet; auch die antike Idylle fand in ihm, dessen edler Naturalismus wunderbar zu den heiteren Gebilden der Fabelwelt passte, einen verständnissvollen Darsteller. Empfänglicher für den sinnlichen Reiz der Formen und Farben als für tragischen Ausdruck, fand er in sich

selbst mehr die malerischen Eigenschaften, als die hohe und starke Kraft der Inspiration. Die Handlung, für ihn nebensächlich, verlor sich bei ihm in der unaussprechlichen und überlegenen Poesie der Form. Er wusste besser, schöne Frauenkörper als Augenweide in den Schatten ländlicher Umgebung zu stellen, als sie durch lebhafte Bewegung und das erschütternde Leben der Leidenschaft zu beseelen.

Das musste er fühlen, als er ein durch und durch dramatisches Thema anfing, die »Verurtheilung einer Vestalin« Er wollte zuerst, wie es natürlich war bei einem derartigen Gegenstand, die Hauptwirkung in der Macht der Composition und in der belebten Handlung der Figuren suchen; aber, ermüdet durch diesen geistigen Zwang, welchen er sich aufzuerlegen suchte, kehrte er von selbst zu den exclusiven Naturtrieben des Malers zurück, und erstrebte in seinem Werke die Harmonie durch die Wirkungen der Farbengebung, indem er sich ganz auf einen malerischen Gesichtspunkt stellte, obgleich der Gegenstand ein ganz anderes Vorgehen in der Composition zu beanspruchen schien. Was sollte daraus folgen? Der scenische Werth wurde geopfert. In einem landschaftlichen Hochbild (entnommen dem Vorbilde des Petrus Martyr), in dessen leuchtend blauem Himmel schon die ganze durchsichtige Klarheit Baudry's sich entfaltet, stellen sich die Figuren in natürlicher Grösse, stufenweise, die einen gegen die andern gedrängt, dar. Hier die verzweifelte Mutter, sich die Brust zerfleischend, dort das ohnmächtige Opfer, welches mit unvergleichlicher Anmuth ihren schönen Körper unter ihren langen schwarzen Schleiern zeigend, von Hand zu Hand bis zu dem gähnenden Verliess gelangt, aus welchem die Arme der Henker sich ihr entgegenstrecken, um sie zu ergreifen. Mit einem Wort, alle die Theilnehmer der Scene bieten sich in einer Art von Verwirrung dar, die den Geist beunruhigt und deren Gedränge der ruhigen Würdigung des Beschauers Eintrag thut. Der pathetische Charakter der Handlung ist nicht genügend hervorgehoben und in seinen Hauptlinien betont. Dem Kunstwerk fehlt die wohlüberlegte Anordnung, die vollständige Reife der Composition, es ist gemalt und nicht durchdacht worden, aber gemalt mit meisterlichem Talent, mit vollständigem technischen Verständniss, mit einer so aussergewöhnlichen Empfindung für Zeichnung und Farbe, mit so viel Kühnheit und Wahrheitstreue, dass man fühlt, hier sei ein wahrer Künstler geboren, dessen Fehler mehr werth sind, als das Gleich-

gewicht mittelmässiger Eigenschaften. Wenn die Sprache, die er spricht, auch nicht vollständig neu ist, so hat er sie doch zu der seinen gemacht; sein Kunstwerk gehört der grossen Familie der Schöpfungen der Malerei; und gleicht es auch mehr oder weniger bestimmten unter ihnen, so ist seine Schönheit doch eine eigenartige, persönliche und lebendige. Der Künstler hat die schulgemässe Anatomie abgeworfen, sowie die falschen Begriffe, die schlechten plastischen Gewohnheiten, die veralteten Formenanschauungen, die schwulstige Rhetorik und das gewöhnliche Normalmass; er schüttelt das Joch der schablonenmässigen Nachbildung und der gangbaren Tradition ab. Man kann vorhersehen, dass jedes seiner künftigen Werke von dem unabhängigen Charakter starker Individualität durchdrungen sein wird.

Dieser Charakter offenbart sich alsbald in zwei Porträts desselben Jahres, von denen das eine, jenes des Barons von Jard-Panviller, *) unter die schönsten der modernen Schule gerechnet werden kann. Die Ausführung, welche sehr breit und doch sehr geschlossen ist, giebt dem Gesicht etwas sehr Lebenswahres, frappant durch eine Adlernase, sowie durch die hängende Unterlippe, welche an irgend einen bartlosen spanischen Habsburger, besonders an Philipp IV., erinnert. Die gebieterisch gewellten Lippen, die dunkelblauen Augen, aus denen das Feuer des Verstandes blitzt, und das leuchtende Fleisch, unter welchem man das Blut fliessen zu sehen glaubt, bekunden einen grossen Porträtmaler. Man fühlt, dass der Künstler »von der Religion ernster Stunden und von glühender Begeisterung für seine Kunst, die alles ausdrücken kann, durchdrungen ist, und dass er sich bewunderungswürdig entwickelt hat.« **) Diese glühende Begeisterung ist es in der That, was den Porträts ihren ganzen Werth verleiht; obwohl es sich nur darum zu handeln scheint, die Natur wiederzugeben, ohne sie zu verändern oder sie auf irgend eine Weise zu verbessern, so sieht doch der grosse Künstler mit anderen Augen, als der Laie, erfasst und erräth Tiefen und Feinheiten, welche ein unkundiger Betrachter nicht einmal vermuthet; so dass ein gewöhnliches und hässliches Gesicht ein ausserordentlich schönes Porträt werden kann. »Die Ereignisse des Lebens und die menschlichen Dinge werden nur gross und schön, wie auch der Charakter der ursprüng-

*) Das andere Porträt stellt den nunmehrigen Senator Foucher de Careil dar.

**) Paul Mantz, Salon de 1859.

lichen Wirklichkeit sein mag, durch das Genie des Geschichtsschreibers, der sie erzählt, des Philosophen, der sie erklärt, und des Malers, der sie wiedergiebt.« *)

Ein Jahr vor der »Vestalin« hatte Baudry, um den Statuten gerecht zu werden, eine Copie nach einem älteren Meister ausführen müssen. Zu einem vollständigen Verständniss des Raffaelischen Genius gelangt, wählte er eines der Fresken des Vatikans: »Ich habe,« schrieb er, statt eines berühmten und bekannten Bruchstückes aus der »Schule von Athen« oder aus der »Disputa« eine Raffaelische Freske nehmen wollen, die ein wenig berninesk scheint, der aber eine grosse Art des Styls und der Malerei eigen ist. **) Es sind drei allegorische Figuren und fünf Kinder nach Raffaelischer Art, das heisst beschäftigt in graziöser Stellung. Dieselben heissen: die Kraft, die Klugheit und die Mässigung. Es liegt darin eine Grossartigkeit des Styles und der Ausführung, welche man weder in der »Disputa« noch in der »Schule von Athen« antrifft; mit einem Wort, eine neue Richtung dieses bewunderungswürdigen Styles, welchen Sie nur durch die von Richmann und so vielen anderen, Morghen an der Spitze, ***) ausgeführten Stiche kennen. . . . Wie schön ist dieser Raffael! Wie liebe ich ihn, seitdem ich ihn studiert habe; und welche Geheimnisse der Harmonie und Farben hat er mir entdeckt! Blind sind Diejenigen, welche ihn nicht so sehen! Ich erwarte jedoch nicht, dass das Pariser Publikum ihn verstehe.« †) Diese Copie der Jurisprudenz bezeugt in der That ein tiefes Verständniss des Meisters, welches durch einen Enthusiasmus verklärt ist, von dem Brieffragmente Zeugniss ablegen und welcher niemals erkaltete.

Eine Verkleinerung des »Glückes und des Kindes«, welche dem Original durch seine zarte Durchführung überlegen ist, und ein »Tod Cäsars«, eine kleine, in durchsichtigem Helldunkel ausgeführte Skizze, ††) ver-

*) Gustave Planche, Études de l'École française. I. p. 33.

**) Brief an M. Quitton, Rom, 3. Oktober 1854. — Diese Copie befindet sich in der École de Beaux-Arts.

***) Brief an M. Marquerie, Rom, 18. November 1854.

†) Brief an M. Quitton, Rom, 8. Mai 1855.

††) Im Besitz der Gräfin de Nadaillac. Diese Skizze befand sich mit der »Jurisprudenz« auf der Ausstellung der römischen Einsendungen des Jahres 1854.

vollständigen die gesammten Arbeiten, welche während seines ersten Aufenthaltes in Rom ausgeführt wurden, der reich an glänzenden Verheissungen wie an ganz entschiedenen Resultaten war. Baudry bewahrte immer eine unauslöschliche Erinnerung an diese in der ewigen Stadt verbrachten fünf Jahre, und an die häufigen Besuche, welche er in der Folge dort machte. Er rief sich mit aufrichtiger Rührung diese Villa Medicis in's Gedächtniss zurück, welche seinem keimenden Ruhm ein Obdach gewährte. Uebrigens befand er sich dort in guter Gesellschaft, zuerst unter der Direktion von d'Allaux, und dann des alten Schnetz, dessen Nachfolger an der Akademie der Schönen Künste er zwanzig Jahre später werden sollte, bei welcher Gelegenheit er ihm in einem liebenswürdigen, mit bemerkenswerthen Aeusserungen desselben durchsetzten Nachruf einen Tribut der wärmsten und dankbarsten Anerkennung zollt: »Ich war Pensionär mit meinen Freunden Lenepveu, Garnier, Perraud und andern, welche ihm eine treue Erinnerung bewahren, keiner von uns kann seine pikanten Plaudereien und seine einnehmende Liebenswürdigkeit vergessen.« Der gute Schnetz, obwohl er allen seinen lieben Pensionären das Leben angenehm machte, obwohl er allen die volle Freiheit im Reich der Kunst liess, erliess ihnen doch keineswegs die vollkommene Unterwerfung unter die weisen Statuten der Akademie. »Die Schule zu Paris«, sagte er, »ist die Regel; Rom ist die Freiheit. Eure Flügel sind in der Entwickelung, versucht sie; stürzt euch aus Euerm Nest, fliegt so weit und so hoch als Eure Kraft es erlaubt, aber gedenkt der Statuten, vergesst sie niemals; folgt diesem leichten Faden, den ich in der Hand halte und der Euch wieder zurückführt.« Entzückend und fruchtbar war das Leben, welches sich unter der nachsichtigen und geistreichen Direktion entwickelte, deren Autorität sich nur fühlbar machte, indem sie derselben durch die uns gebotene Freiheit noch mehr Reize hinzufügte! Manchmal verliess man Rom und vergass auf den Wanderungen die Arbeiten und die kleinen langweiligen, offiziellen Empfangsabende: »O! dass die Salons weit weg wären! Die Leute der grossen Welt erschienen uns wie groteske Puppen gegen diese sterilen Hügel mit ihren welligen im Glanz der Sonne schimmernden Rücken, gegen das schrille Zirpen der Grillen, oder in den kühlen Schilf-Pergolen der Kneipen, wo der Jasmin und der üppige Wein sich wie feine Spitzen vom blauen Himmel abhebt, wie in den entzückenden Bildern von Giovanni da Udine in den



ÉRATO
(Foyer de l'Opéra.)

Loggien des Vatikans.«*) Man arbeitete auf dem Wege, man sammelte Landschaftsnotizen, man copierte einige antike Ruinen.

»Nach den Morgenstudien kam das Mittagessen, um 1 Uhr, auf der weissen Terrasse, welche sich an irgend eine Ruine eines Dianen- oder Herkulestempels anlehnte; man erfreute sich an duftendem Fenchel, an den Maccaroni mit Paradiesäpfeln, an dem »strascinirten« Rosenkohl, am risotto, an den Feigen von Sonnino, und besonders an jenen bastumflochtenen Flaschen aus dünnem Glas, welche ein stattliches, gebräuntes Mädchen, häufig so schön wie eine griechische Siegesgöttin, eingoss, nachdem sie weit von sich wie eine den früheren Beherrschern des Ortes dargebrachte Opferspende die ersten Tropfen des goldenen mit Oel und einem Blattpfropf geschlossenen Weines geschüttet hatte.

»Diese Jugend-Abenteuer, stark idealisirt in einer so poetischen Umgebung, nähren unaufhörlich die Quelle seiner durch und durch italienischen Begeisterung. Nach der Rückkehr nach Rom aber wurde der Winter der leichteren Ausführung in der traulichen Weise der Ateliers jener Zeit gewidmet, so wie es ein Bild Horace Vernets so lebhaft geschildert hat.«**)

Augenscheinlich war diese italienische Atmosphäre, diese regelmässige und gesunde Lebensweise, für seine ernsten und durchgeistigten Studien günstiger, als das Leben in Paris. In der grossen französischen Stadt wird man nur zu leicht überreizt und überhetzt durch den Stachel des Ehrgeizes, durch das Uebermass fieberhafter Anstrengung, und man kann es nicht leugnen, auch durch die Nothwendigkeit, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Hier aber nichts dergleichen. Die täglichen Bedürfnisse sind hinreichend gesichert, es herrschen keine materiellen Sorgen, und die edle, brüderliche Eintracht der Schule, das gegenseitige Vertrauen, die Sympathien, welche aus demselben Geschmack und den gemeinschaftlichen Arbeiten entstehen, der Wettstreit, ohne die bittere Concurrenz und die schnöde Rivalität, bieten gerade genug und nicht zu viel des Wohlbehagens. Welch' glückliche Zustände der Ruhe und Zufriedenheit. Welch' unvergleichlicher Platz für die ernste Lehrzeit der Kunst und die so nützliche Sammlung! In

*) Paul Baudry, Notice sur la vie et les oeuvres de Schnetz, gelesen in der Sitzung der Académie de Beaux-Arts am 22. August 1874.

**) Ebenda.

dieser fünfjährigen, studierenden Zurückgezogenheit störte Baudry nichts als die Strenge des Instituts.

Ausser diesen seinen Studien so günstigen Elementen, welche er in der Villa Medicis und in den künstlerischen Reichthümern des alten und des päpstlichen Roms fand, hatte er das Glück, in der grossen Stadt mit einer französischen Familie in Berührung zu kommen, um welche sich nach und nach ein Kreis von höchst bedeutenden geistigen Grössen bildete. Mde. Cheuvreux, welche für ihre zärtlich geliebte Tochter, Mde. Guillemin, das zu rauhe Klima in Paris fürchtete und deshalb die Winter in Rom verbrachte, hatte in ihrem Salon aus Schriftstellern, Gelehrten, Künstlern einen intimen Kreis gebildet, welcher sich freundschaftlich um die Mutter und die junge Kranke versammelte. »Man fühlte in diesem zarten Mittelpunkt eine ehrfurchtgebietende Anziehungskraft, und auch den beunruhigenden Reiz, der sich in der Nähe von schwächlichen Wesen, für die man immer fürchtet, geltend macht. Man sprach dort von Allem, aber in gedämpftem Ton und gewählter Redeweise, und in Wendungen, welche glückliche Eindrücke hervorbringen.«*) Die Seele dieser Unterhaltungen war ein Mann, welcher heute von dem Publikum ein wenig vergessen ist, aber welcher in der Erinnerung Derjenigen fortlebt, welche ihn näher kennen gelernt haben. Jean Jacques Ampère, welcher damals seine »römische Geschichte in Rom« schrieb. »Das war ein Gelehrter und Poet zugleich, ein Kritiker, welcher, während sein Werk entstand, es zu erschaffen schien; ein unvergleichlicher Gesellschafter; ein Mann von Herz. Er vereinigte in sich die verschiedensten Verdienste, und hatte die erfinderischsten und richtigsten Ideen. Er nahm an, dass man den Poeten nicht verstehen könne, ohne den Himmel zu kennen, der ihm die Eingebung gegeben hat, und eben so wenig die Thatsachen in der Geschichte, ohne den Ort der Handlung dazu gesehen zu haben. Daher seine zahlreichen Reisen; und daher hinwiederum so viele Eindrücke, welche sein Wissen bereicherten, und welche durch eine lebhafte Einbildungskraft gesteigert, seinen Gesprächen eine mächtige, eigenartige Anziehungskraft, einen wahren Zauber verliehen.«**) Zu ihm hatten sich Männer von verschiedensten Verdiensten gesellt: l'Abbé Aulanier, ein

*) Eugen Guillaume, Etude p. 16.

**) Ebenda p. 17.

unermüdlicher Gesellschafter, von seinen Zuhörern das »leidenschaftliche Wörterbuch« benannt, weil er so viel verschiedenes Wissen mit überströmender Freundschaft verband. Bei seiner ersten Begegnung mit Ampère hatte er diesen mit den Worten angesprochen: »Die Campagna ist zwar schön, aber ich liebe die Umgegend von Ninive noch mehr.« Uebrigens war er ein Mann von unbegrenzter Vorstellungsgabe, fähig sich ganz in eine eingebildete Reise zu versenken, und an Stelle der wirklichen Gelehrsamkeit willkürliche Träume zu setzen. Es war ferner dort der gütige und ernste Abbé Perreyve, mit der durchdringenden, salbungsvollen Sprache »so innig und so geheimnissvoll, der Fénelon des Kreises, der liebenswürdige Heilige«, wie Ampère ihn nannte. Dann weniger eifrig, aber dieselbe Atmosphäre von ruhiger Heiterkeit um sich verbreitend, der Abbé Perraud, heute Bischof von Autun; der lebhafte und geistreiche Edmond About; der sinnige Beulé und noch andere mehr. Die Kunst konnte sicher auf gute Aufnahme in einem so gelehrten Kreis rechnen; der feine und geistreiche Direktor der Villa Medicis, Schnetz, und mehrere der Schüler wurden dort aufs Herzlichste empfangen. Hébert, Bénouville, Gumery, Boulanger und Baudry waren Freunde des Hauses, ständige Gäste bei diesen intimen Zusammenkünften. Ampère las einige Kapitel aus seinen Büchern; der Abbé Aulanier überraschte die Zuhörer durch seine anziehende Gelehrsamkeit und »sein beunruhigendes Gedächtniss.« Alle Beide übten auf Baudry einen ernsten und tiefen Einfluss aus. Sie waren seine Führer in der Wahl seiner Lektüre und unterstützten ihn in seiner classischen Ausbildung. Man unterrichtete sich eben so sehr durch die Augen als durch die Unterhaltung und die Bücher; unter der Führung Ampère's, des besonderen Cicerone der Wissbegierigen, durchstreifte man ganz Rom, und hielt sich an den interessanten Stellen auf, an welchen man bewundern oder lernen konnte: »Das war die Zeit der etruskischen Ausflüge, der archäologischen Besuche der Ruinen und der pelasgischen Mauern, die Zeit der Picnics in der römischen Campagna.«*) Oft verliess man auch die Stadt, um in den benachbarten Gebieten auf Abenteuer auszugehen. »Da kam es zu den Ausflügen nach der Villa d'Este, wo man beim Rauschen des Wasserfalls, der in Mitte grosser Cypressen

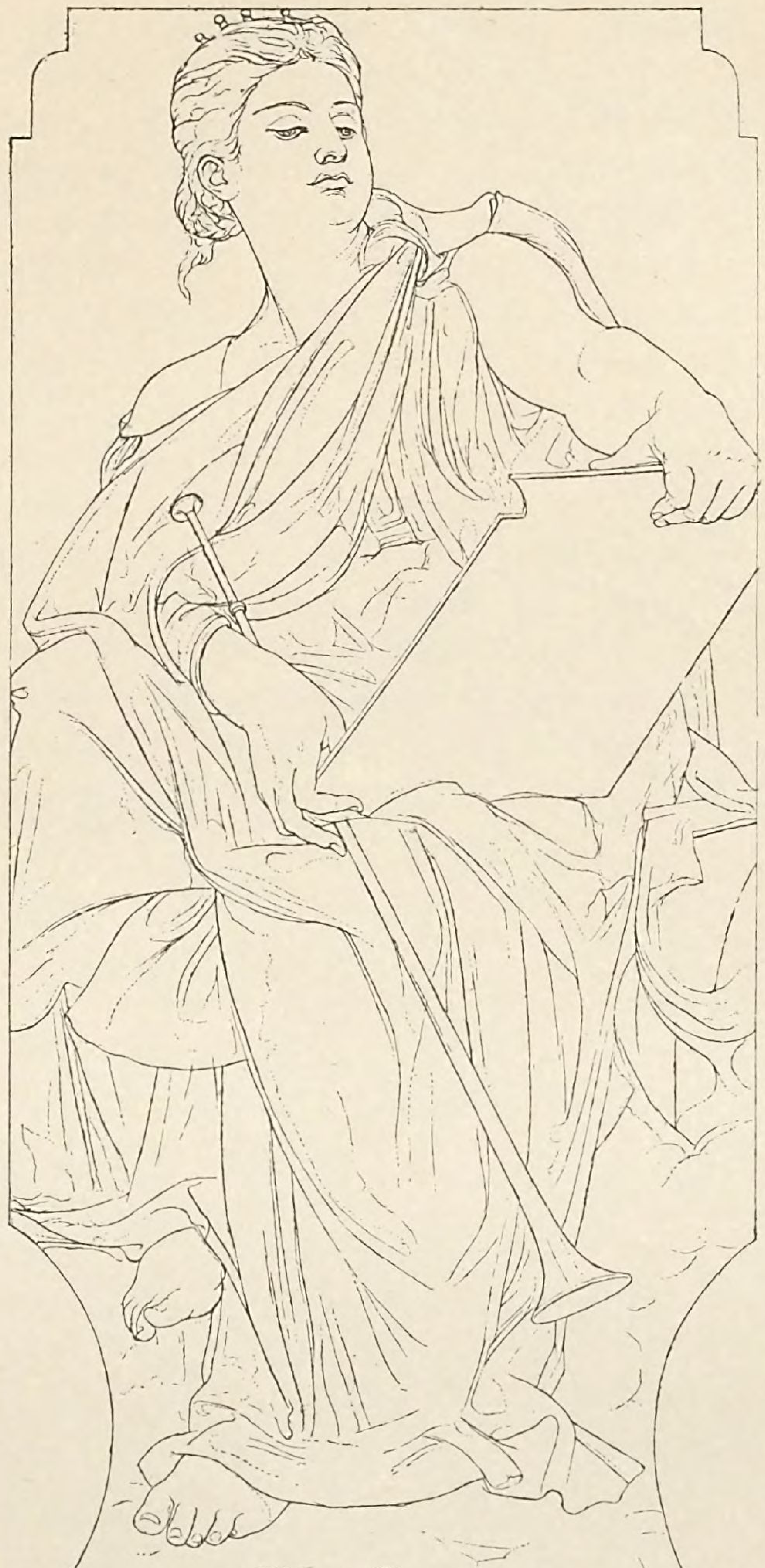
*) André-Marie Ampère et Jean-Jacques Ampère, Correspondance et souvenirs, A. II. p. 238.

herabtost, der Ruhe pflag; zu dem Ausflug nach der Villa Mandragone, dem Albaner-See, nach dem Feste von Grotta Ferrata, und in den schönen Wald von Castel Fusano Wir durchwanderten einen von hohem, blühenden Haidekraut begrenzten Weg. . . . Etwas weiter, am Ende der Allee, über den glänzenden Sand des Strandes sahen wir die untergehende Sonne am Horizont, bevor wir nach Rom zurückkehrten«*) Und im Verlauf der weiteren Wanderungen von der Villa Borghese nach den Akademie-Gärten, in die Villa Ludovisi, dem Belvedere der Rosen, welche alle Ampère mit den Empfindungen eines wahren Landschaftsmalers beschreibt, fügt dieser hinzu: »Hébert und diese Herren folgten uns von Zeit zu Zeit; wir plauderten mit jenem Schwung, welchen die Befriedigung der Seele dem Gedanken verleiht und die Vertraulichkeit so leicht macht . . . Mein Gott, wie süss war das Leben, wie rasch enteilten damals die Stunden! Wie genossen wir ohne weiteres Zuthun diese herrlichen Ansichten, deren Schönheiten uns von allen Seiten einschlossen!«**)

Wenn Ampère, dieser künstlerisch angelegte Gelehrte, ein sicherer Führer für die Pensionäre der Akademie war, so waren auch die übrigen für ihn von nicht geringerer Bedeutung. Er machte sich gern ihre Beobachtungsgabe zu Nutzen: »Es war bei der kleinen Reise von Subiaco auf dem Weg nach Tivoli, dass ich Hébert am Fusse des Wasserfalls die ersten Zeilen der Römischen Geschichte in Rom vorlas; er sagte mir damals unverhehlt, dass mein Bild der römischen Campagna ihn kalt liess. Dieses Urtheil ist mir sehr nützlich gewesen; ohne dasselbe hätte ich nimmermehr den richtigen Ton, so wie er meiner Composition entsprach, gefunden und bei der ganzen Arbeit hätte sich dies bemerkbar gemacht.«†)

Ampère wurde mit seinen jungen Freunden wieder jung. Er nannte sie »die Kameraden.« »Ich fühle mich inniglich zu Baudry, Gumery und Hébert hingezogen . . . alle Drei kamen häufig nach Palazzo Mignatelli zu Mittag zu speisen.††) Die Jugend meiner neuen Freunde gab mir die meinige wieder. Rom war für mich weniger ein Gegenstand des Studiums als der Beschaulichkeit und immer neuer malerischer Entdeckungen. Gumery, der

*) Ebenda II. p. 294.
**) Ebenda II. p. 295.
†) Ebenda II. p. 250.
††) Wo Madame Cheuvreux wohnte.



CLIO
(Foyer de l'Opéra.)

in seiner Jahresarbeit für die Akademie weiter voran war, als Baudry, folgte uns oft bei unsern Ausflügen in die Campagna. Diese Streifzüge waren entzückend.«*) Alle liebten Rom leidenschaftlich; alle liessen sich durch den bestechenden Reiz dieser unvergleichlichen Stadt gewinnen. Dieses Gefühl, welches so zu sagen, mein Leben durchkreuzt hat, welches sich mit allen Entwicklungsstufen meines Geistes verknüpft, mein Vorstellungsvermögen, mein Herz erfüllt hat, diese Liebe für Rom erwachte nun begeisterter denn je . . .«**) »Ach!« schrieb l'Abbé Perreyve an Ampère, »welche mächtige Anziehungskraft besitzt dieses Fleckchen Erde und wie stark ist seine magnetische Kraft auf unsere Seelen!†) Und in der That, Rom war damals, mehr als heute vielleicht, das wahrhaftige, verheissene Land für die grossartig angelegten Geister, man verehrte, man liebte es; man sah es mit den Augen der Mde. de Staël, als sie die »Corinne« schrieb, an; man würde übel angekommen sein, wenn man der grossen Stadt nicht den obligaten Tribut der Bewunderung gezollt hätte, sich nicht vor ihren Ruinen gebeugt oder oberflächlich von gewissen Dingen gesprochen hätte. Dieser Respekt ist weniger geworden. Während Baudry und seine Genossen das Leben der Akademie entzückend

*) André-Marie Ampère et Jean-Jacques Ampère, Correspondence et souvenirs. T. II. pag. 293. — Auch die folgende Begebenheit bezeugt die zarte und rührende Freundschaft Ampère's für Baudry. »Unter den Zöglingen der Akademie herrscht der Gebrauch, den heimkehrenden Kameraden am Abreisetage das Geleite zu geben. Dabei verzehrt man noch gemeinschaftlich geschmorten Schinken in la Storta, der ersten Haltestelle für die Abreisenden, der letzten Station für die Ankömmlinge. Baudry besass nichts, sein Touristengepäck belästigte ihn nicht. Ampère hatte ungeachtet seines arbeitsamen Lebens nicht eben viel zurückgelegt, und kannte um so mehr die Anstrengung und das unablässige Ringen, welche die Anfänge eines Künstler- und Litteratenlebens kosten. Am Ende des Abschiedsmahles drückte Ampère den, von welchem er sich so ungern trennte, an seine Brust, wobei Baudry in der Erwiderung der Umarmung eine flüchtige Bewegung gegen seine Seitentasche fühlte; doch hatte er nicht die Zeit, sich darüber Rechenschaft zu geben: denn schon klingelten die Schellen und der Fuhrmann ruft ihn mit der Geberde der Ungeduld. Nun erhoben sich alle Arme, schwenken die Hände und ertönen die Rufe: »Glückliche Reise, Glück auf den Weg, anf Wiedersehen, recht bald!« Und bald hört man nichts mehr als das Peitschenknallen des Postillons und den regelmässigen Hufschlag der Pferde. Baudry sieht traurig die Campagna di Roma vor seinen Blicken entschwinden, ein Anblick, dessen Erinnerung ihm nunmehr die geraden Pappelalleen und die grünen Landschaften verleiden soll. Die letzten Augenblicke des Abschieds haben ihn bewegt, er sucht nach seinem Taschentuch und reisst es heftig heraus: da fällt eine Tausendfrancsrolle zu seinen Füssen — die List Ampère's war entdeckt. (Revue bleue, 15. October 1886.)

**) Ebenda p. 285.

†) Ebenda p. 277.

und herrlich fanden, während selbst die Skeptiker unter ihnen die Werke antiker Kunst mit frommer Empfindung begrüssten, stehen die heutigen Pensionäre unter einem andern Einfluss. Oft scheint ihnen Rom ein Verbannungsort; sie klagen um Paris, das geräuschvolle Leben dort, seine Unabhängigkeit, sogar seine Kunst. Man geht nur mit Bedauern nach Rom und kehrt so schnell als möglich wieder daraus zurück.

Baudry und seine Briefe haben uns bewiesen, wie sehr er Rom liebte und verehrte. Er sah es mit seinen eigenen und mit den Augen Ampère's; geführt durch den begeisterten Historiker, rief er sich die zweifache Vergangenheit der Königin der Städte zurück, die Erinnerungen der kriegerischen Republik und der christlichen Metropole, der Cäsaren und der Päpste, des Capitols und des Vatikans: »Welch' herrlicher Anblick! Ganz Rom liegt vor uns ausgebreitet, das heidnische Rom zur Rechten, bis zum Capitol, das päpstliche Rom zur Linken. Hier das Colosseum, das Schlachtfeld des Christenthums, das Forum und der römische Senat; dort die moderne Hauptstadt Michel Angelo's, mit seiner Priesterregierung. Es giebt nur in Rom solch' ungeheuere Gegensätze Ich sehe durch eines der Fenster die Sabiner Berge, Tivoli und den von Horaz besungenen Berg Soracte; durch eine offene Thüre bemerke ich den Aventin, das Capitol und das unabsehbare Marsfeld. Es liegt in diesem poetischen Materialismus eine Welt von Eindrücken, die nichts wiedergeben kann.« Die Gelehrsamkeit und die Geschichte übten jedoch wenig Einfluss auf sein Malertemperament aus. Kaum gaben die Erinnerungen an diese wissenschaftlichen Plaudereien ihm die Richtung für einige den Tragödien des alten Roms entnommene Skizzen, wie die »Verschwörung des Sylla«, die »Unterwerfung von Vercingetorix«, der »Tod Cäsars«, die »Ausstellung des Kopfes Cicero's auf den Rostra«, Skizzen, welche nie Bilder geworden sind. Die »Verurtheilung der Vestalin« ist das einzige bedeutende Werk, welches ihm das römische Alterthum eingegeben hat: auch entwarf er diesen klassischen Gegenstand ohne jede Rücksicht auf die gelehrte Wissenschaft, wie der lokalen Farben, mit einer erstaunlichen Unabhängigkeit. »Man hätte von vorneherein glauben können, dass dabei die Archäologie eine grosse Rolle spielen müsste, und dass nach deren strengen Sätzen die Scenerie auszuführen, die Personen wie Statuen zu kleiden gewesen wären. Von all' dem war nichts zu bemerken. Und Ampère, dessen Verstand so weit umfassend war, grollte darob seinem

jungen Freunde nicht. Baudry war bestrebt, sich unterrichten zu lassen, aber der Maler war in ihm vorherrschend. Für die Behandlung seines Gegenstandes hatte er sich naturgemäss bestimmen lassen durch die freie Art, zu welcher ihn die Wahlverwandtschaften hinzogen, welche ihn mit Bellini und Tizian am Anfang ihres Wirkens verbanden. Er empfand und dachte wie sie, er war wirklich von ihrer Art.« *)

*) E. Guillaume, Étude p. 18.

BILDNISSE UND BILDER.

(1857—1864).

RÜCKKEHR NACH PARIS; — DEKORATIVE ARBEITEN; — SALON VON 1857, 1859 UND 1861; — PORTRÄTS; — CHARLOTTE CORDAY; — CYBELE UND AMPHITRITE; — DIE STÄDTE ITALIENS; — DIE WELLE UND DIE PERLE.

Baudry war nach Frankreich zurückgekehrt (2. März 1856), glücklich, sein Vaterland und die Seinigen wieder zu sehen, aber etwas beunruhigt wegen des Schicksals, welches ihm die gefürchtete Meinung des Pariser Publikums noch bereiten sollte. Er war noch nicht von der Wirkung unterrichtet, welche einige seiner römischen Sendungen, »das Glück und das Kind« und der liebliche »Frühling« auf die unabhängigen Richter ausgeübt hatten. Die schroffen Kritiken des Instituts hatten nicht verfehlt, ihm lebhafte Befürchtungen einzuflössen. Die »Hinrichtung einer Vestalin«, die in Rom bereits Gegenstand der Controverse gewesen, war in Paris noch unbekannt. Auch fürchtete der Ex-Pensionär der Villa Medicis wieder jenes Leben voll Prüfungen und Entbehrungen, dessen bittere Erfahrung er schon gemacht hatte, zu beginnen und, wie er selbst schrieb, von Neuem das Pferd beim Schweif aufzuzäumen. »Ich bin von Rom schon seit einiger Zeit eingetroffen; ich habe die Vendée, meine Familie und meine alten Freunde wiedergesehen und das Glück gehabt, sie nahezu alle, wie ich sie verlassen habe, wiederzufinden, meinen Vater ausgenommen, welcher ein wenig an Fieber litt, indess, wie ich hoffe, sich bald wieder vollständig erholt haben wird. Ich habe mit mir gebracht oder erhielt vielmehr zugeschickt mein letztes in Rom ausgeführtes Bild: das »Lebendigbegraben einer Vestalin.« Auf dieses schöne, schuldige Mädchen, welches ich fesselnd wiederzugeben versucht habe, ist meine ganze Zukunft gesetzt. Begräbt man mich mit meiner Vestalin, was meine Richter (Sie wissen welche) vielleicht versuchen werden, so können das Publikum und die Zeitungen daran nichts

ändern, denn das Staatsministerium ist der Käufer der letzten römischen Sendung; das Format derselben ist zu umfangreich, als dass ein einfacher Sterblicher sich einen solchen Spass erlauben könnte.«*)

Die »Vestalin« traf in Paris ein: »M. Délaroche, dem ich die Ehre hatte, durch meinen Freund Hébert vorgestellt zu werden**), wird kommen, sie zu sehen und zu urtheilen; ich habe vor dem definitiven Urtheil Furcht.« Während acht Tagen mit den Werken anderer Pensionäre in der Schule der schönen Künste ausgestellt, erregte sie die lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten. »Einige Freunde, welche sie gesehen haben, sind sehr verschieden in ihren Ansichten: die einen überschätzen, die andern unterschätzen sie, ich bin ungeduldig, zu erfahren, wie das Publikum sie aufnehmen wird; das Institut wird nicht für mich sein, wie ich sehr befürchten muss, aber ich fange an, mich an dieses Unglück zu gewöhnen. Das »Glück« hatte sich der Ehre der akademischen Ablehnung zu erfreuen gehabt, und Sie wissen doch, wie das Publikum und die junge Schule mich getröstet hat; das junge Frankreich ist mir gut, es ist voll Intelligenz, es liebt meine Malerei!«***)

Die Befürchtungen und die Hoffnungen Baudry's rechtfertigten sich in gleichem Masse; der Kampf um das ausgestellte Werk war heftig und bitter: »Ich bemerke mehr als je, lieber Herr Renard, dass ich in die Arena herabgestiegen bin, und bei den Hieben und dem Geschrei, welche es bei den Parisern letzte Woche um meine »Vestalin« abgesetzt hat, sah ich, dass ich mich in Mitte des Gefechts befand, im Kampf um's Leben. Ich bin bewundert und angegriffen, verachtet und überschätzt worden, und die Zeitungen, welche Sie vielleicht gelesen haben, sind nur ein schwaches Echo von dem, was sich in der letzten Zeit in der Künstlerwelt ereignet hat. Im Ganzen bin ich mit dieser kleinen, achttägigen Ausstellung zufrieden und geneigt, auf's Neue wieder anzufangen. Um viele Erfahrungen älter, verlange ich nicht mehr Artigkeiten von der ganzen Welt und weiss sogar, dass gewisse Wunden ehren.»†)

*) Brief an M. Renard, 2. Juli 1856.

**) Brief an M. Gauja, 12. August 1856.

***) An denselben, 23. August 1856.

†) Brief an M. Renard, 8. Oktober 1856.

Die »Vestalin« siegte; sie wurde von dem Staatsministerium angekauft*): »Ja, mein lieber Freund, das Geschäft ist abgeschlossen**), ich besitze sechstausend Francs; wenn ich meine Schulden bezahlt und dem Vater Baudry Einiges geschickt habe, werden mir, glaube ich, zweitausend Francs bleiben. Was werde ich damit anfangen? Ich bin wie der »Schuhflicker« von Lafontaine. Wahrhaftig, in diesem Fall werde ich mir Renten kaufen. Das wird der Anfang meiner ersten Million sein, wie mir einer meiner Freunde, M. Cheuvreux sagt, welcher das Glück hat, in dem Besitz von einigen zu sein.«

Dank seinen Verbindungen mit Rom, hatte er schon für fünf- bis sechstausend Francs Aufträge. Er richtete sich in Rue des beaux-Arts 8 ein und lebte ganz seiner Arbeit. Einige Monate später (Januar 1857) schrieb er an Herrn Renard: »Ich fahre fort, zahlreiche Schöpfungen, Kinder, Frauen und Männer in die Welt zu setzen; sie sind von allen Altersklassen; ich habe sechzehn Kinder, seit wir uns nicht mehr gesehen haben, gemalt, nicht mehr und nicht weniger, zu 500 Francs das Paar. Die reiche Nachkommenschaft, deren ich so rasch als möglich los zu werden trachte (ich will meine eigennützigen Empfindungen durchaus nicht vor Ihnen verbergen), wird mir viertausend Francs eintragen. Welch' glücklicher Vater bin ich!« Diese sechzehn Kinder, welche die vier Jahreszeiten darstellen, waren über vier Thüren vertheilt, welche, nachdem sie den Salon des M. Guillemin, Rue Laferrière, geschmückt hatten, heute im Besitz des Herrn Gustav von Rothschild sind.***) Diese zarten und anmuthigen, allegorischen Figuren sind in der Ausführung noch etwas roh und verglichen mit den dekorativen Malereien, welche alsbald denselben folgten, untergeordnet, zwar nicht hinsichtlich der Eleganz der Composition und des Reizes der Töne, aber in der allgemeinen Auffassung und der Stellung der Personen.

Das waren glückliche und leichte Anfänge, welche den jungen Meister über das Ungewisse der Zukunft beruhigen mussten. Von jetzt an durfte er seinen lang gehegten Traum verwirklichen, den Seinen nützlich sein zu

*) Zuerst im Luxembourg aufgestellt, wurde die »Vestalin« 1859 dem Museum von Lille überwiesen.

**) Brief an M. Renard, 4. November 1856.

***) M. Louvet, Architekt, alter Kamerad Baudry's aus der römischen Zeit, bewahrt sorgfältig die vier kleinen Farbskizzen dieser Surportes.

können. Er hatte seinen geliebten Bruder Ambroise mit nach Paris genommen, dessen künstlerische Ausbildung er auf's Sorgfältigste überwachte: »Ich habe meinen jungen Bruder bei mir, er ist intelligent und hat recht gut gelernt; ich hoffe, Dank meinen architektonischen Freunden, ihn in dieser Carrière zu etwas Ordentlichem zu bringen«*)

»Für eine Viertelstunde trage ich ihn auf meinem Arm; das ist eine etwas schwere Last, aber sie stärkt mich. Sie wissen, dass die Tänzerinnen (ich habe mir das sagen lassen) mit Bleisohlen bei ihren Uebungen tanzen; sie sind tausendmal leichter und viel geschickter, wenn sie sie nicht mehr haben. Ich bin nun in gleichem Falle und das Glück, welches mir wohl will, wird über meine Kühnheit lächeln.«**)

Das Glück war in der That dem Anfänger günstig: einträgliche Arbeiten, hervorragende Freundschaften, offizielle Gönner, alles half zusammen, die Schwierigkeiten zu beseitigen. »Ich treibe auf der Oberfläche des offenen Meeres nutzbringende Unternehmungen und stecke bis an den Hals in ermüdenden, aber recht fruchtbaren Beziehungen. All' Ihre Wünsche sind erfüllt, mein lieber Freund; dieses schöne und unbeugsame römische Wesen, welches Sie kannten, hat sich spiralförmig abgeschliffen; man kann den Fuss auf mich setzen, ich bin jetzt elastisch. Manchmal freilich springt die Feder ab, dann wissen Sie, was folgt, denn Sie kennen die Spannkraft dieses Mechanismus. Ich schleudere wie Apollo die Langweiligen, die Heuchler und die Pedanten in die Ferne (immer akademisch). Nun, abgesehen von diesen Unannehmlichkeiten, können Sie sich meinen grossen Freundeskreis kaum vorstellen, wahre Freunde und freundschaftliche Beziehungen, die ich seit meiner Rückkehr erworben habe. Die »Vestalin« und das »Glück« haben dieses Wunder vollbracht, und ihr guter Einfluss breitet sich über meine Dummheiten (ich mache deren) aus und lässt sie vergessen. Der Staatsminister ist, wie man mir gesagt hat, für meine Malerei eingenommen und hat ganz frei, ohne jeglichen Einfluss, den Ankauf meines letzten Bildes entschieden. Ich spreche immer von der »Vestalin«, denn bis jetzt habe ich nichts Neues für den Staat begonnen; ich warte den günstigen Moment ab, denn ich will nicht jeden Gegenstand, der sich bietet, annehmen. Sobald

*) Brief an M. Renard, 12. Juli 1856.

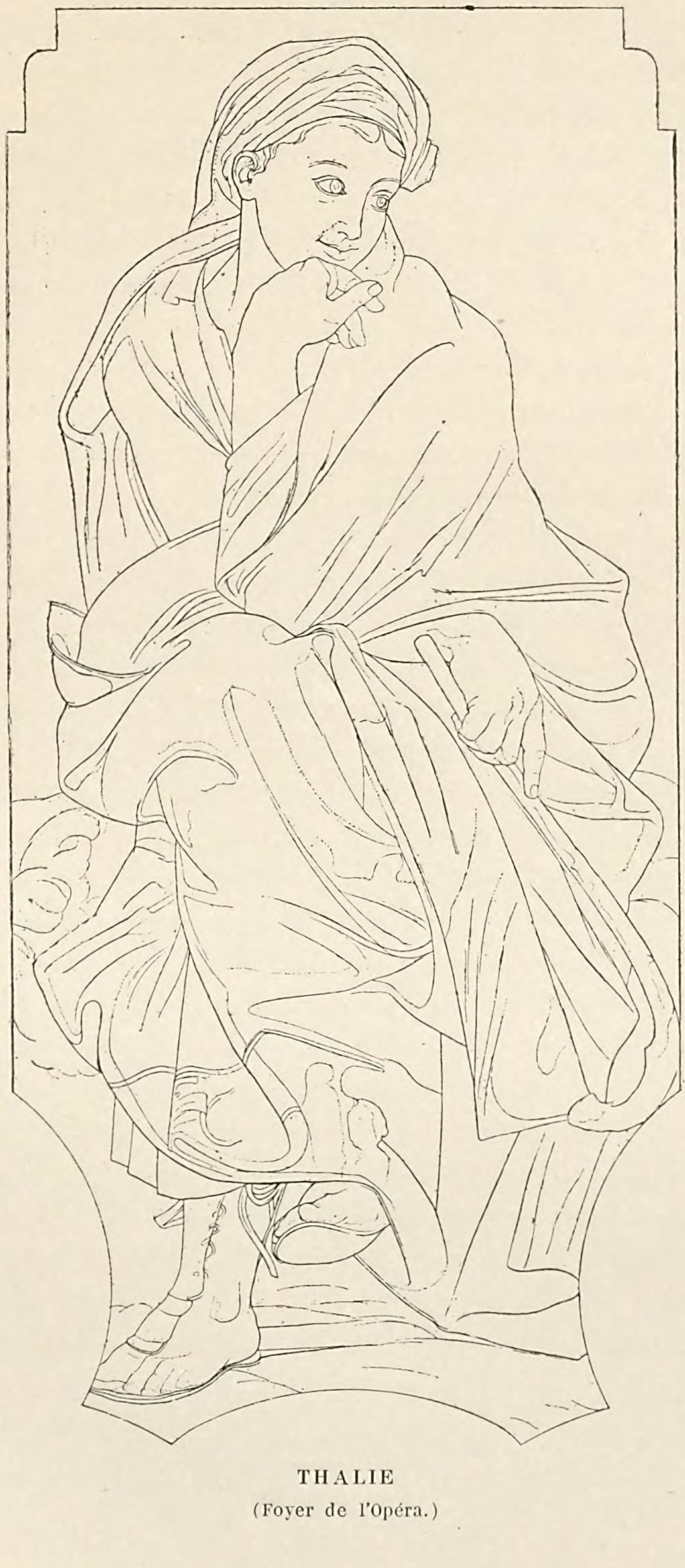
**) An denselben, 8. Oktober 1856.

der Louvre sich wieder öffnen wird, hoffe ich, dass sich ein kleines Winkelchen für die Ausgeburt meiner Einbildungskraft finden wird. So weit also geht Alles gut. Ich habe zwei, drei Porträts zu machen; zwei Bilder auf Bestellung, welche ich eben ausführe und vier Surport-Bilder zu beendigen; damit habe ich mich zunächst abzufinden. Mein kleiner Bruder, den ich, wie Sie wissen, bei mir habe, arbeitet in einer mich hochbefriedigenden Weise, er hat in der Kunstschule in der Architektur concurrirt und ist in Folge seiner Probearbeit aufgenommen worden. Sie sehen, mein lieber Herr Renard, dass mir von allen Seiten das Glück lächelt; machen Sie es vollkommen, indem Sie mich recht lieben und mir Ihre alte und gütige Freundschaft auch ferner erhalten, was ich als eines von jenen Gütern betrachte, welche ich als die höchsten zu schätzen gelernt habe.«*)

Diese Erfolge wurden durch einen unvorhergesehenen Trauerfall getrübt: der alte Lehrer Baudry's, derjenige, welchem er den ersten Unterricht in der Kunst und das Erwecken des ihm angeborenen Talentes verdankte, Sartoris, wurde seinem Freundeskreise entrissen: »Ich bin, wie Sie sich wohl denken können, über diese schreckliche Nachricht tief erschüttert. Der arme Herr Sartoris starb in demselben Augenblick, wo ich mit Ihnen von ihm auf dem Boulevard sprach. Warum habe ich nicht zwei Tage früher die Nachricht von dem Verkaufe meines Bildes erhalten! Das wäre für meinen armen Lehrer eine grosse Freude gewesen; Sie wissen, wie sehr er mich geliebt hat! Er ist sanft verschieden, ohne Kampf, und die Erinnerung an die Schwierigkeiten, welche ich mit meinem Bild zu erdulden hatte, beschäftigte ihn noch in seinen letzten Augenblicken! Ich habe einen seltenen Freund verloren, eine theilnehmende Seele, voll Eingebung und Zuneigung.«**) Seine Dankbarkeit für den bescheidenen Lehrer von Roche-sur-Yon war immer warm und unbegrenzt: »Baudry glaubte in keiner Lage seines Lebens sich der Verpflichtungen entlasten zu können, welche er ihm schuldete. Während der Studienjahre in Paris und selbst in Rom schrieb er ihm und gab ihm Rechenschaft über seine Arbeiten und seine Fortschritte, deren originelle Art er vielleicht allzu dankbar dem Einfluss zuschrieb, den sein alter Meister auf ihn ausgeübt hatte. Später, zu einer

*) Brief an M. Renard, 15. Januar 1857

**) An denselben, 4. November 1856.



THALIE
(Foyer de l'Opéra.)

Zeit, wo er seine bedeutenderen Arbeiten ausführte und schon im vollen Besitz seiner Erfolge war, betitelte er sich noch in den Ausstellungskatalogen »Schüler von Herrn Sartoris« und verband hiemit durch ein rührendes Gefühl der Dankbarkeit diesen unbekannten Namen mit seinem schon berühmt gewordenen.«*)

Endlich nahte das Jahr 1857, das Jahr des Triumphes und des Ruhmes, reich an hervorragenden Werken, das Jahr, welches Baudry den ersten Rang unter den jüngeren Künstlern einräumte. Im Salon desselben Jahres stellte Baudry ausser »dem Glück und dem Kind«**) und der »Hinrichtung der Vestalin« »Johannes den Täufer«, das »Porträt von Beulé« und die »Leda« aus.

Wenn man sich die früheren Rechenschaftsberichte vergegenwärtigt, sieht man, wie viel jedes seiner Werke besprochen wurde, getadelt von Einigen, gelobt von einer grossen Anzahl, gewürdigt von den feinsten Kennern. Viele Kritiker wollten unter allzustarker Betonung des direkten Einflusses Tizians, wie er sich allerdings in »dem Glück und dem Kind« unverkennbar äusserte, in Baudry nur die Eigenschaften eines sehr geschickten Nachahmers anerkennen. Aber Andere, klarer Sehende begriffen die moderne Originalität in diesem ganz von dem Geist der Renaissance durchdrungenen Werke und begrüssten in ihm einen Meister der Zukunft. Das Publikum zollte ihm ohne Rückhalt seinen Beifall; man stritt sich um diese Bilder, kaum dass sie sein Atelier verlassen hatten: »Ich verschmähte diesen Morgen 5000 Francs, die ein belgischer Kaufmann für meinen kleinen hl. Johannes geben wollte, und ich hoffe für die nächste Zeit auf noch bessere Resultate. Die kleine Leda wurde wahrscheinlich wegen der Grössenverhältnisse des Bildes sechsmal von mir verlangt, zuerst durch Herrn Chennevières, welcher mir die Person, die ihn beauftragt hatte, zwar nicht nannte, in der ich jedoch die Prinzessin Mathilde vermuthe; Sie wissen aber, dass diese kleine Leda bereits ihre Bestimmung hat. Sie gehört M. de Villeneuve, welcher sie bei mir bestellt und dafür tausend Francs bezahlt hat. Ein Kaufmann aus Brüssel und ein Herr Nieuwerkerke würden mir 3000 Francs dafür gegeben haben; ich wollte jedoch, obwohl Villeneuve die Liebenswürdigkeit hatte, mir mein Wort zurückzugeben, keinen Vortheil

*) Le Vicomte Delaborde, Notice. Vgl. Belegstück IX.

**) Vom Musée Luxembourg erworben, wo es sich noch jetzt befindet.

daraus ziehen und habe dem Besteller bewiesen, dass ich Worthalten und Freundschaft über das Geld setze. — Der hl. Johannes wird aller Wahrscheinlichkeit nach in das Betzimmer der Kaiserin kommen, denn ich habe die Absicht, mir diese Gunst von ihr zu erbitten. Sie wünscht nämlich, ihr Porträt von mir malen zu lassen und will dasjenige eines alten Freundes, welches ich gegenwärtig mache, ansehen.«*)

Von all' diesen Jugendwerken zeigt die Leda am besten den eleganten Styl, die aristokratische Auffassung und das Zarte und doch Kraftvolle seiner weiblichen Formen. Von dem sammtenen Hintergrund einer schattigen Landschaft von zarten, aber dicht belaubten Bäumen, deren meergrünes, grauliches Blätterwerk nur spärlich von den Sonnenstrahlen durchdrungen wird, hebt sich Leda, auf einem braunrothen, von einem stillen Wässerlein durchrieselten Moosteppich stehend, fein und graziös durch einen geheimnissvollen Halbschatten, welcher den Reiz ihrer Schönheit noch vermehrt, ab. Das edle Oval ihres Kinns stützt sie auf eine Hand mit eingebogenen Fingern, während die andere sich auf die Hüfte stützt und von dem enthüllten Leib eine blaue Draperie zurückhält, welche nach rückwärts herabfallend, die triumphirende Jugend einer bewunderungswürdigen Nacktheit sehen lässt, welche das frische Blut der Jungfräulichkeit gleichsam mit einem Hauche von Scham röthet. Der Körper ruht auf dem rechten Bein, dessen Fuss flach aufsteht, während das linke nur den Boden berührt, und diese Stellung verleiht der Gestalt einen Fluss von Wellenlinien, welcher die entzückende Feinheit der Hüften recht zur Geltung bringt. Die Augen von dem dunklen Blau mit einem unbestimmten und verwirrten Ausdruck, die Anmuth der Mundwinkel, das züchtige und zarte Gesicht, die Farbe der Haare, die in ihren Tonabstufungen bis zu dem Fahlen eines Herbstblattes herabsinkt, der wellige Umriss des Körpers, das in glänzenden Schauern auf der körnigen Haut zitternde Licht, die Arme und Beine in ihrer fliessenden Zeichnung: mit einem Wort, das ganze Wesen ist durchdrungen von einem unbestimmten Verlangen unter der kühnen Liebkosung des Schwanes, dessen silberner Flügel und gebogener Hals sich liebend und sanft an die Beine anschmiegt und ihr bisher unbekannten Genuss erweckt. Sie scheint am Ufer einigen geheimnissvollen Stimmen zu lauschen, vielleicht

*) Brief an M. Renard, 1857.

dem Murmeln des klaren Baches, der ihre Füsse umspült. Das ist das frischeste Aufblühen jungfräulicher Farbe, blond, durchsichtig, wobei die Schatten jede Schwere in dem Zauber des Halbdunkels verlieren und wie vergoldet erscheinen durch die Strahlen einer unsichtbaren Sonne. Es ist eine durchdachte Analyse eines weiblichen Körpers, in einem ganz kleinen Rahmen zwar, aber von einem geduldigen Pinsel in markiger Vollendung dargestellt und in einen Styl gekleidet, dessen Geheimniss trotz der Modernität des Modells dem italienischen Meister entnommen zu sein scheint, und über das blos Hübsche hinausgehend, sich dem Schönen mehr nähert, als es die Wirklichkeit selbst an dem vollkommensten Geschöpfe vermag.

Was den hl. Johannes*) betrifft, so ist er noch ein Kind von vier bis fünf Jahren. Er kauert auf dem Boden und wendet die Beine nach links, während der Körper nach rechts geneigt ist, und lässt das Kinn auf dem Kopfe eines Schäfchens ruhen, welches er in seinen Armen an seine Brust drückt. Ueber dem gelockten, dunkelblonden Haar, welches seine Stirne beschattet, schwebt ein durchsichtiger Heiligenschein; die Mundwinkel sind in die Höhe gezogen; die grossen, graublauen Augen haben einen Ausdruck tiefen Ernstes und feiner Empfindung. Ein hinter ihm befindlicher Strauch mit herbstlichen Blättern wirft auf Kopf und Brust ein silbergraues Halbdunkel, während die Beine, die Arme und die Hände durch das volle Licht wie mit Gold übergossen sind. Diese zarten Farben steigert das energische Blau einer Draperie, auf welchem das heilige Kind sitzt. Ein Kreuz, welches quer über den Knieen des Kindes liegt, trägt dazu bei, die Bewegung der Silhouette zu erhöhen. Gegen die Linke öffnet sich ein Durchblick nach dem bergigen Horizonte und verliert sich in einen grauen von Wolken durchzogenen Himmel; eine kleine Feldflasche, Pflanzen, Grashalme, Moos, eine Distel bilden schöne, von flüchtigem Pinsel hingeworfene Details.

Das Porträt Beulé's, welches die Wohnung des jungen Gelehrten zu schmücken bestimmt war, zeigt den feinen und distinguirten Ernst seines geistreichen und stolzen Gesichtes. Alles das, wie auch der geschlossene Mund, in dessen Falten sich ein angeborener Ehrgeiz kennzeichnet, war mit einer so vollendeten Beobachtungsgabe und einem Glanz der Farben

*) Bei der Einziehung der kaiserlichen Civilliste gelangte Saint Jean in das Musée Luxembourg.

wiedergegeben, welche alle Angriffe vernichteten und den Vergleich zwischen dem Künstler und den grössten Porträtisten der Zeit herausforderten.

Diesem glücklichen Jahre gehören noch mehrere andere Porträts an; dasjenige der Frau Baronin von Berckheim, der Baronin Lareinty, des Töchterchens der letzteren, Guillemette, der Madame V., der Herren Léon und Alex. Gérard, des Herrn Baron von Vilgruy und des Staatsministers Achille Fould. Die Juwelen dieser Periode sind das entzückende Brustbild von Guillemette*), in der Art des Velasquez aufgefasst und nach Anordnung, Costüm und der Farbenwahl dem grossen Spanier klar nachempfunden. Dann die martiale Figur des Herrn Alex. Gérard, dessen starke Körperfülle und breite Zeichnung einen modernen Van Dyk erkennen lässt.

Dieser im Salon errungene Triumph erhielt seine Weihe durch eine Auszeichnung, auf welche sich Baudry nicht wenig einbildete: »Die Jury gab mir die erste Medaille. Einige Mitglieder, besonders der Präsident Herr von Nieuwerkerke, wollten sogar noch weitergehen, aber die französische Garde, welche keine Hindernisse kennt, hat gesiegt. Ich beklage mich nicht darüber, und ich bin glücklich, in meinem kleinen Winkel ungestört zu bleiben, wo ich weniger Wespenstichen ausgesetzt sein werde, und wo ich in Frieden und Seelenruhe werde arbeiten können**). Ich bin noch weiter nichts als ein unbedeutendes Lämpchen, ein flackerndes Nachtlichtchen ohne besonderen Glanz, und was auch Ihre gütige Freundschaft darüber denken mag, ein kleines Licht, welches alle meine guten Freunde, die Kritiker, sich bemühen, auszublasen

Ich bin noch weit vom Ziel; wenn die wenigen Beifallsbezeugungen, welche ich vorübergehend gesammelt habe, mich ermuthigen, betäuben sie mich keineswegs, und hindern mich nicht, das zu sehen, was ich verfolge.«***)

Das was er verfolgte, war die ernste und erhabene Kunst: die leichte Erzeugung, der unmittelbare Gewinn erschreckten ihn. Selbst angesichts des glänzenden Erfolges, den er mit dem Porträt von Beulé hatte, sagte er: »Ich will†) so wenig wie möglich Porträts machen und zwar desshalb, weil dieser Weg, wenn er auch rascher zum Glück führt, doch mit dem

*) Ausgestellt im Salon 1859.

**) Brief an M. Gauja, 9. September 1857.

***) Brief an M. Renard, 17. August 1857.

†) Brief an Madame Gauja, 1857.

Geschäft und der Mittelmässigkeit in Verbindung steht, welche ich um jeden Preis vermeiden will, um jenes noch ferne und glänzende Ziel zu erreichen, das ich, wie Sie wissen, von meiner Kindheit an im Herzen trage.«

»Von da ab erscheint ihm offenbar die monumentale Kunst als das einzige seines Strebens würdige Ziel, von da ab erscheinen ihm alle die andern Arbeiten, mit denen er sich befassen musste, sei es um seinen Ruf zu befestigen, sei es um seine Existenz zu sichern, sei es um seine Hand zu üben, nur als untergeordnete Geschäfte, denen er freiwillig nur den geringsten Theil seines Lebens widmen will, immer bereit, zu seinem Sternenhimmel sich aufzuschwingen und immer bestrebt, seinen Platz an der Seite der grossen Meister der Renaissance einzunehmen.«*)

»Ich arbeite viel«, schrieb er im Juli 1858**). »Zunächst an vierzehn Bildern für den Salon des Ministers, dann an den Porträts von Madame de la Bédoyère und von Madame de Brigode***). Ich habe meine »Magdalena« beendigt und habe die Absicht, zwei andere Bilder für die nächste Ausstellung zu machen. All' dieses lässt mir wenig Mussezeit und weckt mich oft früh vier Uhr. Ich hoffe, Dank diesem unerschöpflichen Eifer, im September vier bis fünf Tage benützen zu können, um Ihnen die Hand zu drücken. Die »Magdalena« gefällt Herrn von Morny, aber wir haben uns noch nicht über die Geldfrage geeinigt!«†)

Die zwölf Bogenwölbungen und die zwei Surport-Bilder für den Salon des Herrn A. Fould bekunden schon eine bedeutende Begabung für die dekorative Malerei. Drei Kinder, welche in jedem schildförmigen Gewölbefeld die zwölf Attribute der zwölf grossen Götter tragen, gaukeln auf einem hellblauen Himmel, der von gelblichen Wolkenstrichen durchzogen ist. Durch ihren neckischen Schwung und ihre unerwarteten Bewegungen, durch die Verschiebung ihrer weichen Glieder, durch die Reflexe ihres runden Fleisches, endlich durch das blühende Leben, welches sich in der Schönheit der Körper, in dem Lächeln ihrer freudigen Gesichter wiederspiegelt, durchströmt das

*) George Lafenestre, Paul Baudry et son Exposition posthume (Gazette de Beaux-Arts. Mai 1886).

**) Brief an M. Gauja.

***) Das Porträt von Madame Brigode wurde noch vor Vollendung wieder zerstört.

†) Die »Magdalena« wurde in der That vom Staat erworben und dem Museum von Nantes überwiesen.

Ganze ein Hauch von Correggio. Dieses aus drei kindlichen Figuren mit mythologischen Attributen gebildete einfache Motiv gewinnt durch die Verschiedenheit der Stellungen und der einer glücklichen Reminiscenz an die Farnesina entsprungenen Typen eine erfreuliche Verjüngung und bekundet eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erfindung des Künstlers. In den Surporten, »geformt wie die Spangen eines Medaillon-Halsbandes«, ruht Diana, ermüdet von der Jagd, neben einem auf einem liegenden Hirsch eingeschlafenen Kind, während anderseits Venus den Amor neckt, welcher neben einem ausgespannten Wagen steht. Das Colorit ist das der Renaissancemajoliken: bläuliches Fleisch, goldblonde Haare, Landschaften in dunkelgrünen Quarztönen. Diese eintönigen Stücke stellen sich in wirksamen Gegensatz gegen die klare, silberige, glanzlose Tonleiter der kleinen Gewölbefelder.

Die freie Bewegung des Pinsels, wie er sie durch die Freiheit der dekorativen Malerei erreichte, und welche dem Erfindungsreichthum unseres Künstlers so günstig war, reizte Paul Baudry mehr als die geduldige Mühe an selbständigen Stücken. Doch bethätigte sich der Staffeleimaler noch in zwei sehr vollendeten »die büssende Magdalena« und »die sich schmückende Venus« darstellenden Gemälden. Beide zeigen ungeachtet ihrer grundverschiedenen Gegenständlichkeit eine gleich elegante, weltliche Empfindung, durch einen Anhauch natürlicher Poesie geadelt. An dem einen erblickt man durch einen Felsenspalt, welcher eine offene Grotte bildet, eine rauhe Gruppe von Bäumen dicht bewachsener Hügel, an deren Fusse ein Gewässer, welches über Gestein rieselt; das Ganze gemalt in einer unausgesprochen matten und stumpfen Farbe, welche der Person ihren vollen Werth lässt. Magdalena kniet, sich auf eine Hand stützend, während sie die andere lässig herabfallen lässt. Nichts mystisches in dieser von Jugend und Schönheit strahlenden Figur; nur der feuchte und nachdenkende Blick und der in tiefem Schmerz zusammengepresste Mund bezeugen das Streben nach der himmlischen Glückseligkeit, und den festen Willen, mit den letzten Banden der Welt zu brechen. Der Unterkörper ist von einer mattblauen Gewandung bedeckt, welche auf die Haut einen blauen Reflex wirft; die grauen, beweglichen Schatten spielen über den nackten Oberkörper, der in einen perlmutterartigen, sie wie in luftigen Gaze einhüllenden Halbschatten getaucht ist. Die milchweisse und die blassrosa Farbe geben in ihrer

matten Durchsichtigkeit dem Fleisch eine ausserordentliche Zartheit, welche in nichts die Stärke und die Kraft des Lebens beeinträchtigt, eine Art von silbernem Aschgrau verbreitet sich über die lokalen Töne, und verschmilzt das ganze Bild in eine bezaubernde Einheit.

Die Liebhaber von damals, an eine bestimmte Manier Heiligentypen darzustellen gewöhnt, fanden diese büssende Magdalena zu wenig strenge, jenes Werk, welches 23 Jahre später in der Rue-de-Sèze Augen bezaubern sollte, welche für den malerischen Reiz der weiblichen Schönheit empfänglicher waren, als für die Rücksicht auf biblische Strenge. Lange Zeit vor Baudry hatte sich Correggio bei demselben Gegenstand mit derselben Unabhängigkeit zum grossen Nutzen der Kunst von den Fesseln jener Ueberlieferung befreit. Die Augen von 1859 fanden ohne Zweifel auch die schlanke Venus zu wenig antik, welche indess schon damals die Urtheile der besseren Richter für sich hatte.

»Die Göttin (schrieb Theophile Gautier), deren Körper auf einem Bein ruht während sich das gebogene Knie des andern auf einen grünen mit einem Stück blauer Draperie bedeckten Mooshügel stützt, zeigt sich von rückwärts, die Hüften eingebogen durch die Bewegung des Armes, welcher die üppige Fülle des Haares hinter dem Kopf zusammenfasst. Die Hand, welche sich in den glänzend braunen Haarwellen vergräbt, ist von einer ganz florentinischen Anmuth, feiner und schlanker, wie die Hand eines Primaticcio, das Gesicht zeigt ein sehr reines und zartes, sehr junges Halbprofil, in welchem sich die Feinheit der Renaissance mit der Strenge der Antike verbindet. Die rechte Hand weich, lässig auf die Hüfte gesenkt, schlingt sich in den runden Arm eines kleinen, lockigen, rosigen Amors, welcher mit seinen kirschrothen Lippen in den Spiegel lacht und sich in einer graziösen, gezierten Stellung wendet. Ein Zelttuch von safrangelber Farbe ist an die Zweige der Bäume, deren spärliches Laubwerk und schlanke Stämme stellenweise das Azur des Himmels und der Ferne durchblicken lassen, befestigt.

. . . . Ueber dem Kopf einer Herme, welcher in seinen weissen Bart lacht, fliegen zwei, sich schnäbelnde und mit den Flügeln schlagende Tauben. Im Grase liegt der Köcher Amors neben einem korinthischen Kapitäl, dem wilde Pflanzen scheinbar neue Akanthusblätter hinzufügen wollen. Dieses Kapitäl, als Rest einer gefallenen Säule von einem verschwundenen Tempel herrührend, macht uns an dieser Stelle nachdenklich: soll etwa ein sym-

bolischer Sinn hier zu suchen sein, wie etwa, dass die schöne Zeit der Griechen zwar vorüber ist, dass aber das »ewig Weibliche« nicht mit dem Kultus der Götter verschwindet? In der That, die Bäume erinnern durchaus nicht an ein Gehölz von Kythere; sie wachsen regellos auf ungleichem Boden, und wilde Kräuter bedecken den von wildem Haber und Hirschzungen durchwucherten Rasen, ja selbst ein Löwenzahn rundet in einer Ecke seine flaumige Kugel. Die Hermensäule hat mehr als eine Verletzung erlitten, und das Moos grünt am Fusse seines Sockels. Sollte es etwa die antike Venus sein, welche aus dem verfallenen Olymp zurückkehrt durch die Macht der Gewohnheit, ihre Toilette zu machen an der Stelle, wo ehemals sich unter den Myrthen und Lorberbäumen ihr bezaubernder Marmortempel erhob?«*)

Ausgestellt im Salon 1859 hatte die »büssende Magdalena und die sich schmückende Venus« nicht den Erfolg der vorhergehenden Werke; man wollte darin einige Nachlässigkeit und Geziertheit sehen; man glaubte an Symptome frühzeitigen Verfalls; man zog die zu reichlich gespendeten Lobeserhebungen von 1857 zurück. Der Salon von 1861 rechtfertigte jedoch Baudry und setzte ihn über jeden Vergleich. Er hatte daselbst eine Anzahl von Bildern ausgestellt, ebenso überraschend durch die Verschiedenheit ihrer Arten, als durch den Werth jedes Einzelnen. Vor allem einen kleinen heiligen Johannes; ein Kind wahrhaft göttlicher Art, aber mit den Zügen des jungen Georg Swyekowski. Das Kind ist stehend und von vorne dargestellt, mit der einen Hand den Kopf berührend, und mit der andern ein Schilfkreuz mit dem üblichen Agnus Dei-Spruchband, und in dem geschürzten Rock aus Ziegenfell, Kirschen und Maulbeeren haltend. Die Umrisse der Arme, des Oberkörpers und der Beine sind von unbestimmter Modellirung, welche sich sehr für die noch unbestimmten Formen des Kindes eignen; die Töne verzichten auf ihren eigenen Werth, um nichts zu bilden, als eine Gesammtheit von neutralen Mischungen, zart wie diejenigen der feinsten Stickerei. Ein Hintergrund von dichtem Laubwerk, mit wenigen Pinselstrichen hingeworfen, hat nahezu den Anschein des ersten Entwurfes.**)

*) Moniteur universel, 30. April 1859. Feuilleton. — Die »Toilette de Venus« wurde, nachdem sie 1862 in Bordeaux ausgestellt gewesen, von dieser Stadt um den Preis von 6000 Francs erworben.

**) Baudry erwog lang und mit sorgsamer Bedachtnahme auf die historische Wahrheit dieses Werk, dem er eine besondere Bedeutsamkeit beimass: »Ich lebe inmitten des Welt-

Hierauf verliess Baudry für einen Augenblick die Regionen des religiösen und mythologischen Ideals und bemächtigte sich einer beinahe gleichzeitigen Begebenheit, nämlich eines blutigen, der Revolution angehörenden Dramas, zu dessen Darstellung er alle Mittel, welche ihm seine gelehrte Kunst, in den Dienst der Realität gestellt, verwendet: Geschicklichkeit der Inscenierung, berechnete Lichtvertheilung, Wirksamkeit des Effekts, richtigen Ausdruck der Gesichter, vortheilhafte Mitwirkung der Nebensachen.

Das Messer tief in der Brust, ist Marat, in kühner Verkürzung perspektivisch vom Scheitelpunkt aus dargestellt. Der kraftlose Kopf fällt über die Schulter nach rückwärts zurück, eine Hand klammert sich krampfhaft an den Rand der von einem bis zur Erde herabfallenden Tuche bedeckten Badewanne, während der rechte Arm nackt, in seiner ganzen Länge heraushängt. Aufrecht, imponirend und gross, gegen die Mauer nahe beim Fenster gedrückt, den rechten Arm nach innen gekehrt und die geschlossene Hand so, als wenn sie noch das Messer hielte, mit der linken Hand das Holzwerk der Wandvertäfelung erfassend, um den starren Körper aufrecht zu halten, hat Charlotte Corday, die Augen weit und starr, ohne Ausdruck geöffnet; die Nasenflügel beben, der Mund ist zusammengepresst, und anstatt die befriedigte Rache auszudrücken, welche sich in ihrem Werke gefällt, scheint sie zu straucheln beim Anblick ihres eigenen Muthes und des Blutes, das sie vergossen hat. Es liegt eine moralische Empfindung darin, eine innige Bewegung, eine Art von Schrecken in der Kühnheit, mit seltenem Verständniss ausgeführt: ungeachtet der Energie und des schon lang überlegten Entschlusses, ungeachtet der Gewissensruhe, deren sich die junge Frau rühmt, ist sie noch Neuling im Morden, vergisst sie das Opfer und denkt nur an den Gemordeten. Der Künstler erinnert sich dabei an die lebendige Erzählung von Michelet: »Sie zog unter ihrem Halstuche das Messer hervor, und stiess es fast ganz bis zum Griff in die Brust Marat's. — »Mir, meine liebe Freundin!« Das ist alles, was er sagen konnte, und dann verschied er. Bei diesem Schrei lief man herbei und man sah nahe beim Fenster Charlotte, stehend und wie versteinert.«

treibens und meiner Arbeiten, wie ein Einsiedler und bereite ein Werk vor, von dem gesprochen werden soll, wenn ich einmal so weit bin, es auszuführen.« (Brief an M. Renard, 21. Mai 1860).

Diese Erstarrung der »versteinerten« Charlotte stellt das Werk weit über die alltägliche Auffassung einer gewöhnlichen Mordscene, und verleiht ihm den einfachen mächtigen Charakter eines historischen Bildes. Das kleine Zimmer erhält durch die Fenstervorhänge her ein intensives und und weisses Licht, von welchem ein Strahl auch die Pavimentplatten streift, und den Akt in seiner ganzen erschreckenden Grossartigkeit, in vollem Licht, ohne die Verheimlichungen des Halbdunkels, zeigt. Selbst die nebensächlichsten Dinge, der umgeworfene Stuhl, der kleine viereckige Tisch mit Tintenfass, Feder und Papier, die alte Karte von Frankreich an der Wand gegenüber, das mit einigen Büchern belegte rohe Regal, der hohe Hut und der Fächer Charlottens am Boden, das Kleid mit seinen schmalen weissen Streifen, und das über der Brust geknüpfte Halstuch, der Hals, nach der damaligen Mode entblösst, diese graue Harmonie ohne jede leuchtende Farbe: alles trägt zu einem gesuchten und gefundenen Effekt bei, gewissermassen genau nach dem Befund. Aber die Befundaufnahme ist erhöht, veredelt, beinahe idealisirt durch die herrliche Haltung der Charlotte Corday.

Man war überrascht, verwirrt und vielleicht auch ein wenig verletzt durch den bewussten Realismus der Inscenirung. Der Künstler hatte diese Verwunderung und dieses Widerstreben vorausgesehen: »Ich glaube, dass die Kritik auch dieses Mal mir günstig sein wird; aber das Publikum, das schreckliche Publikum, so fantastisch, so launisch, was wird es sagen? Ich denke, Euch diesen Sommer zu sehen, und Euch meine Niederlagen oder Lorbeeren mitzubringen. Uebrigens geht das Eine gar nicht ohne das andere: die Soldaten rechnen zu Ehrentiteln ihre Wunden, wie ihre Kreuze.« *)

Baudry wünschte sehnlichst, dass seine Charlotte Corday durch den Staat erworben würde: »Walewski hat sie des Sujets wegen zurückgewiesen; verteufelt! drängt man denn die Politik überall hinein? Ich werde sie also auf die Ausstellung nach Nantes, und alsdann nach England und in die Schweiz, wo sie verlangt wurde, schicken«. **)

Charlotte Corday nahm endlich den Weg nach Nantes. Wenn die Stadt für ihr Museum, unter den Bedingungen, welche ich Ernst Merson

*) Brief an M. Gauja.

**) An denselben. 2. Juli 1861.

gesagt habe, sie kauft, werde ich die erste Gelegenheit, die sich mir darbieten wird, mit Eifer ergreifen, um ihr meine Dankbarkeit zu bezeigen . . . Ich sehe voraus, dass ich den Verrath des Herzogs von Burgund erneuern werde, und dass Charlotte Corday, wie Jeanne d'Arc, England ausgeliefert werden wird. Thun Sie Ihr Möglichstes, Sie und Ihre Freunde, um mir diesen Verrath zu ersparen« *) »Wenn ich sie nicht in Nantes verkaufe, werde ich sie nach London schicken; man hat sie mir auch von St. Petersburg her verlangt, aber bevor ich sie so weit versende, will ich sehen, ob wirklich die historische Malerei in Frankreich begraben ist, und ob das einzige historische Bild, welches im Salon 1861 gewesen ist, den Tartaren an der Newa gehören wird«.**) Das dramatische Bild wurde endlich von dem Museum in Nantes um 12,000 Francs gekauft.

Dieses grosse Historienbild erhielt unter allen Werken Baudry's kein Gegenstück: es drängt ihn, zu seinen Lieblingsmotiven zurückzukehren, zu den heidnischen Göttinnen, oder zur reinen Mythologie, »zu dem Menschen und der Natur, ausgedrückt in Form und Farbe, mit dem Morgenlicht, welches sie verklärt, und dem innern Strahl, welcher wie die verborgene Seele der Wesen und der Dinge ist.«***) Nach einer glänzenden Abschweifung in die dramatische Malerei kehrt er auf sein gewohntes Gebiet zurück. Seine Eigenthümlichkeit zu jener Zeit ist, zu malen um zu malen, eher zu sehen, als zu erfinden, eher zu fühlen, als zu denken. So stellt er schon seiner Charlotte Corday zwei kleine Bilder zur Seite, in welchen abermals ein Doppelproblem gelöst ist, nämlich dasjenige des lächelnden Sonnenstrahls, der ruhig schimmernden Lichteffekte, und dasjenige des sich verschlingenden und gegenseitig ins Gleichgewicht setzenden, sich widerstrebenden und in leichten graziösen Arabesken sich vereinigenden Linienspiels. Diese Verkleinerungen der zwei Thüraufsätze für das Hôtel der Gräfin Nadaillac in Passy, in welchen das Licht in seinen feinsten Modulationen wiedergegeben erscheint, setzen durch eine feine und durchdachte Ausführung in Erstaunen, wie nicht minder durch das Gepräge unendlicher Zartheit, welche sogar noch die Vollkommenheit der Surportgemälde selbst übertrifft. Auf dem einen Bild umarmt Cybele auf einer Draperie von jenem lebhaften

*) Brief an M. de Girardot. 16. Aug. 1861.

**) Brief an M. Gauja. 16. Juli 1861.

***) Paul Mantz.

Türkisenblau, welches an einem besonders freudig begeisterten Tage von ihm entdeckt und gleichsam aus dem azurblauen Gewebe des Himmels selbst herausgerissen zu sein scheint, einen kleinen Genius, neben ihren ausgespannten Löwen, während ein anderer Genius seine Finger in die gelben Mähnen vergräbt. Auf dem andern Bilde ordnet Amphitrite auf derselben blauen Draperie ihr Haar vor einem Spiegel, den ein geflügeltes Kind ihr vorhält, während im Mittelgrunde, nahe dem Kiele einer antiken Galeere ein anderes Kind die Meermuschel bläst. Beide Bilder bieten nichts als zwei schöne ausgestreckte Frauenkörper, deren durchsichtige Haut belebt ist durch ein gelblich goldenes Licht, aber das genügt dem Maler dank der glücklichen Wahl der Umgebung, dem Ungezwungenen der Stellungen, der Eleganz der Zeichnung, der Eigenartigkeit der Farben, um etwas daraus zu machen, was seit dem Beginn des Jahrhunderts noch nicht gelungen war.

Im selben Salon befand sich das strenge und energische Gesicht von M. Guizot,*) der wahre Ausdruck der parlamentarischen Regierung von 1830, nicht aufgefasst, wie in dem Bildnisse des Paul Delaroche, auf der Tribüne, auf dem Schauplatz der erbitterten Kämpfe, in der Stunde der siegreichen Reden mit der gebieterischen, und ein wenig nachdrücklichen Geberde, sondern im Augenblicke der inneren Betrachtung. Der Blick ist in sich gekehrt, glänzend, starr und nachdenkend; die schmalen und durch den Starrsinn eines unbeugsamen Gedankens gebieterisch geschlossenen Lippen; die durch die Intensität der Arbeit und die Gebrechen des Alters pergamentartig gewordene Haut, die Kleidung mit den gut gezeichneten Falten, zeigt den mageren aber kraftvollen sich gerade haltenden Körper, die cruda viridisque senectus. Es ist ein kraftvolles und streng durchgeführtes Kunstwerk, welches in der Ausstellung die erste Stelle mit Flandrins Bildnisse von Napoleon theilte, welchem sie freilich heute mit Recht unendlich überlegen erscheint. Dazu kam der Baron Charles Dupin,**) im Gegensatz zu

*) »Ich habe vor Kurzem das Porträt von M. Guizot gemalt, dem seine 73 Jahre noch nichts von seinem prächtigen Gesichtsausdruck genommen haben. Er hat vielmehr, was Geist betrifft, mit den Jahren noch gewonnen, wenigstens habe ich an dem bewunderungswerthen Manne nichts mehr von der Starrheit und Trockenheit des Ministers von 1848 gefunden.« (Brief an M. Gauja. 1860.)

**) »Ich habe eben das Porträt von M. Dupin vollendet. Ich bin damit zufrieden und glaube, dass meine Ansicht auch von der Familie getheilt wird, was nicht leicht gelingt. Denn die Familie setzt Fragen der Aehnlichkeit und anderer Einzelheiten über Alles und



CALLIOPE
(Foyer de l'Opéra.)

seinem mächtigen Nachbarn ein wenig schläfrig, wie er gewöhnlich war, wenn die Rivalitäten der Protektion und des Freihandels nicht seine eingeschlafene Begeisterung weckten; endlich der Marquis von Caumont La Force und das Bild der Madame Madelaine Brohan, in dem ganzen Umfang ihrer üppigen Schönheit, mit ihrem Lächeln einer Dreissigerin und ihrem blühenden Aussehen.

In Folge des Salons von 1861 wurde Baudry zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.*)

Er führte alsdann für das Hôtel des Grafen von Galliera fünf Surporten aus, welche die Städte Italiens zum Gegenstande hatten. Die Darstellungen sind kaum weniger glücklich als die Cybele und Amphitrite, doch erscheint die Malerei minder vornehm durch das veilchenblaue Colorit, das durch den dekorativen Theil vorgeschrieben war, und welches mehr dem allgemeinen Effekt, als dem Lokalton und den Feinheiten der Färbung zu Gute kommt.

Jede Stadt ist edel durch eine weibliche Figur symbolisirt, eingeschlossen in einen capriciös gezeichneten Rahmen, und begleitet von zwei Palmen Fahnen Wappenschilde und Attribute haltenden Genien. Das genügende Relief der von blauem Himmel sich abhebenden Figuren und die massvolle Modellierung der Vorsprünge und der Halbflächen sind dem Bestimmungsorte des Kunstwerkes, der Einfügung in eine Wand, entsprechend. So ziehen an uns der Reihe nach vorüber das majestätische Rom, das gelehrte Florenz, das wohlhabende Genua, das trauernde Venedig, das üppige Neapel, alle mit dem eigenthümlichen Ausdruck ihrer Physiognomien und einer Verschiedenheit von Attributen, wie sie der historischen und glorreichen Vergangenheit der Städte entsprechen.

»Ich habe soeben die Arbeit für den Herzog von Galliera beendigt und fange jetzt etwas Aehnliches an für einen der Salons im Elysée.

natürlich über Fragen der Kunst, welche für das Publikum die einzig interessanten sind. Auf der nächsten Ausstellung werde ich sehen, ob ich dieses doppelte Ziel erreicht habe.« (Brief an M. Gauja. 1860.)

*) »Habe ich Ihnen schon gesagt, dass mein Bild auf Gratiani an meiner Person dekorirt worden ist? Die treffliche und liebenswürdige Prinzessin »Mathilde hat mir selbst ein prächtiges, kleines Kreuz in Diamanten ans Knopfloch gesteckt.« (Brief an M. Gauja. 16. Juli 1861.)

Die Kaiserin hat mir die Ehre erwiesen, vergangenen Dienstag in mein Atelier zu kommen; ich weiss nicht, ob sie meine Malereien nach ihrem Geschmack gefunden hat, denn man darf die Complimente, welche man bei dergleichen Gelegenheiten erhält, nicht nach dem Wortlaut nehmen. Indess habe ich seitdem Berichte erhalten, welche mich veranlassen könnten, mich der weniger bescheidenen Auffassung hinzugeben. Jedenfalls zeigte sie eine sehr liebenswürdige Beharrlichkeit in ihrem wiederholten Versuch, meine Bilder zu besichtigen; es war das dritte Mal, dass sie sich bei mir ansagen liess, und erst diese Woche habe ich ihr dienen können.« *) Schon würdigte die Kaiserin das Talent Baudry's sehr, und hatte den Wunsch geäussert, ihr Porträt von ihm gemalt zu haben. Gewisse Bedingungen bezüglich der betreffenden Sitzungen**) verhinderten die Verwirklichung dieses Vorhabens. Für das Elysée machte er fünf Panneaux, die fünf Sinne darstellend und in zwei Surports von ovaler Form die vier Jahreszeiten, welche als Vorlagen für Gobelins indirekt bestimmt waren, den Salon der Kaiserin zu schmücken. Jedes Panneau war dargestellt durch eine weibliche Figur, eines der Sinne, umgeben von personifizierenden Gestalten; die Surports enthielten nur einzelne Genien. Die Umrahmungen und die aus Ornamenten, Blumen und Thieren bestehenden Randverzierungen dieser Compositionen wurden den Herren Diéterle, Chabal-Dussurgey et Eugène Lambert übertragen. Die Arbeit an und für sich im Verein mit anderen liess wenig Raum für eine selbstständige Auffassung und eine glänzende Bearbeitung.***)

Eine viel interessantere Arbeit wäre »Jeanne d'Arc auf Stimmen von Oben hörend«, gewesen. Schon seit seiner Kindheit hatte Baudry eine tiefe Sympathie für diese zarte und noble Figur von Dom Remy gefasst. Lange Zeit nachher und selbst bis zu seinen letzten Stunden beschäftigte sich seine Phantasie mit Jeanne d'Arc. »Es scheint, dass er die leidenschaftlichen Gefühle der Bewunderung für die lothringische Jungfrau aus einem Buch geschöpft hat, welches er als Preis in der Schule erhalten. Pietätvoll bewahrte er es seitdem auf, und las es wiederholt, so oft, dass

*) Brief an M. Gauja. 8. März 1862.

**) Die Kaiserin wollte gleichzeitig Baudry und Carpeaux sitzen; da aber der Maler in diesem Arrangement eine gewisse Fessel für seinen Collegen und für sich selbst sah, glaubte er darauf nicht eingehen zu dürfen.

***) Ein einziges dieser Panneaux, den Tastsinn darstellend, und die Surporten entgingen dem Brande der Gobelins im Jahre 1871.

die Seiten heute ganz abgenützt sind.«*) Gegen das Ende des Jahres 1861, war er mit dem gewissenhaftesten, archäologischen Eifer beschäftigt, die zum beabsichtigten Bilde nöthigen Anhaltspunkte zu sammeln. Er schrieb an Herrn von Girardot (Nov. 1861): »Ich danke Ihnen tausendmal für das liebenswürdige Interesse; welches Sie für mein beabsichtigtes Bild der Jeanne d'Arc bezeugen. Die gesammelten Aufschlüsse, welche Sie mir gesandt haben, sind mir schon ausserordentlich werthvoll. Ich bin überzeugt, dass alles, was zur Ausführung dieser Arbeit gehört, von Ihnen kommen wird; die Beziehungen, welche Sie mit Herrn de Viriville eingeleitet haben, sind mir eine sichere Garantie für die archäologische Genauigkeit, die Echtheit unseres zukünftigen Materials. Ich gehe für eine Woche aufs Land, und dort werde ich mit Musse die Broschüren lesen, welche Sie für mich gesammelt haben. Unglücklicher Weise sind darunter nur eine oder zwei für unsere Angelegenheiten brauchbare. Es ist die Geschichte, oder vielmehr die Chronik, welche uns fehlt. Ich werde bei M. Dumoulin die Arbeit von M. de Viriville holen; was Quicherat betrifft, wissen Sie, dass das Latein und ich seit langer Zeit auf gespanntem Fusse stehen; aber es ist nicht von hervorragender Bedeutung, das lateinische Gekritzel der Geschichtsschreiber zu lesen. Die französische Chronik, dann Tapisserien aus der Zeit von 1420—1430 und Waffensammlungen, das sind unsere Elemente; das übrige ist meine Sache, ich werde es auffrischen.« Und einige Tage später (21. Dezember 1861) schreibt er: »Ich bin Ihnen tausendfach verbunden, für die Mühe, der Sie sich für mich unterzogen haben. Bewahren Sie, bitte, die Notizen, welche Sie gesammelt haben, ich werde sie eines Tages selbst an mich nehmen. Ich weiss noch nicht, wann ich mich mit Jeanne werde beschäftigen können; meine Arbeiten für den Grafen Galliera schreiten nicht viel voran, und dann geht mir Cäsar im Kopf herum; vielleicht mache ich einiges aus seinen Kommentarien, und besonders aus seiner Geschichte des gallischen Krieges aus dem Gebiete von Compiègne, wo man, wie Sie wissen, kürzlich seine Lagerbefestigung gegen die Bellovaken aufgefunden hat. Jeanne ist nicht vergessen, aber aufgeschoben. Bewahren Sie mir, ich bitte Sie, in einer Schublade ihres Schreibpultes alle die gesammelten Anhaltspunkte.«

*) M. le Vicomte Delaborde, Notice sur P. Baudry.

Jeanne d'Arc wurde in der That aufgeschoben, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil Bénouville, einer seiner ihm theuersten Kameraden der Villa Medicis, sich desselben Gegenstandes bemächtigt und ihn mit Glück durchgeführt hatte.

Was Cäsar betrifft ging Baudry nicht weiter, als bis zu einer wenig durchgeführten Skizze. Sein Malerinstinkt zog ihn mit unwiderstehlicher Kraft, ungeachtet der Neigung für die Lektüre historischer Gegenstände, zu der heiteren Fabeldichtung, und den nackten Studien. Im Salon 1863 stellt er sein Meisterwerk dieser Art aus: »Die Welle und die Perle.« Die einstimmigen Beifallsbezeugungen, mit welchen es damals aufgenommen wurde wiederholten sich auch zwanzig Jahre später auf einer der Ausstellungen in der Rue de Séze, ohne dass in diesem Falle die manchmal trügerische Begeisterung der ersten Tage der Strenge, und der durchdachten Kritik Platz gemacht hätte. —

Eine hohe Welle, ähnlich einem smaragdenen mit Silber gefranzten Vorhang steigt bis zum Rahmen empor, und verdeckt den Horizont und das Himmelsgewölbe. Sie hat soeben unter Tang, Seegras und opalartig schillernden Muscheln ein ganz junges Weib auf den Sand gelegt, eine lebende Blume des Meeres, das Geschöpf des Schaumes und der Spiegelungen des Meeres, modelliert von den Wogen. Nachlässig hingestreckt, ist sie von rückwärts aufgefasst, ein Bein schlägt sie gebogen unter das andere, die Arme erheben sich wie ein Amphorahenkel über dem Haupte, die blonden Haare hängen, feucht und tropfend, herab. Noch eine Bewegung der Brandungswoge, und diese reizende Erscheinung wird sich von vorne zeigen; aber man könnte glauben, dass die Welle, welche sie bringt, sie verliebt zurückhält, und sich in einer zu zarten Spirale krümmt, wie um die entzückende Nereide zu bewundern. Kein Schleier deckt ihre jugendlichen Formen, von welchen die Luft die letzten Diamanttropfen des Wassers, welche sie schmeichelnd mit ihrem zitternden Wiederschein beleuchten aufsaugt. Neugierig hat sie den Kopf zurückgedreht und zeigt ihre erstaunten, meergrünen Augen und ihre Korallenlippen, auf welchen ein kindliches Lächeln voll Schalkhaftigkeit sprüht. Der ganze Körper hüllt sich in eine harmonische, reine und köstlich rhythmische Linie, welche in ununterbrochenem Zuge wellenförmig von dem jungfräulichen Halse bis zu den kleinen Füssen sich hinzieht, und von der Welle den zarten Umriss des

Oberkörpers, sowie die vollkommene Rundung der Hüften, die Zierlichkeit der Beine, die weichen Biegungen einer dem Leben nachgebildeten Stellung abhebt. Auf der Haut, deren blendende Weisse von dem Meersalz unbeeinträchtigt geblieben, und auf welcher der zitternde Pulsschlag des Lebens sich regt, fühlt man die Frische des Wassers, wie auf den Staubfäden einer bethauten, vom Morgenlicht durchdrungenen Lilie. Ueberall zeigt sich das Schauern des Lebens, bald rosig, bald blauroth, wie die Pfirsichblüthe, oder weiss wie eine aufbrechende Camelienknospe, bald glänzend und atlasartig, an den Lichtstellen perlmutterartig, mit dem Durchschimmern des Blutes unter der Haut, und den unvergleichlichen Feinheiten des Gewebes. Das ist weder das glatte Elfenbein der Anfänger, noch das Bernsteingelb der Venezianer, wohl aber das mattirte Silber »eine wundervolle Studie aus jenem feinen Stoff, aus welchem das Gewand Eva's vor dem Sündenfall gemacht ist.«*) Und die beiden Curvenlinien, diejenige der Welle und die des weiblichen Körpers, getaucht in eine wohl berechnete Unentschiedenheit und frei von jeder ungehörigen Kante, scheinen sich hier in üppiger Ehe zu vermählen, während die hellen Töne der Haut, sich von dem smaragdgrünen Blau des Meeres abhebend, dem Colorit eine Sattigkeit und eine Vollkommenheit ohne Gleichen verleihen. Die Arbeit verbirgt sich, das Resultat allein ist sichtbar. Ist es ein Gobelin oder ein Bild? Weder pastoser Auftrag noch Glättung, noch Verreibung, keine Spur von mühsamen grossen oder kleinen Pinselstrichen; kein Anspruch an Virtuosität; die Arbeit geht auf in dem Eindruck von Form und Farbe.**)

Der Maler hatte seinem Bild als Titel den Namen gegeben: Die Welle und die Perle, eine persische Sage. Dieser orientalische Ursprung erweckte die Neugierde der Forscher; Baudry belehrt uns in einem Brief an Herrn Olivier Merson (Mai 1863), dass die persische Fabel seine Erfindung wäre: »Wie man Fabeln schreibt, so kann man auch solche malen, und sollte ich Dich auch damit entrüsten, für Dich habe ich kein Geheimniss, ich bin mein eigener Autor Um es Dir aufrichtig zu sagen, hatte ich mir als Titel »die Welle« gedacht, d. h. die Bewegung der wellenförmigen Biegung, die momentane und reine Frische des Schaumes. All' dieses wäre

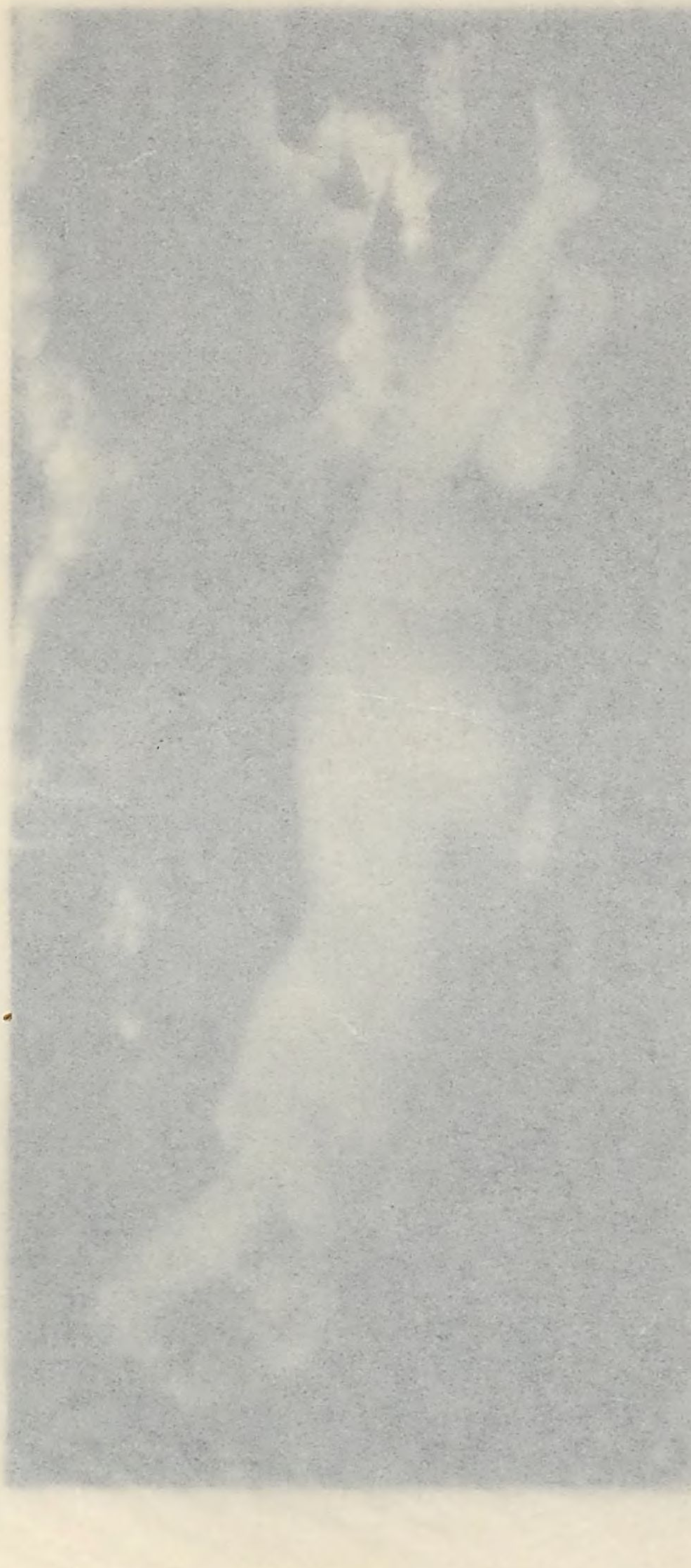
*) Théophile Gautier, Les Beaux-Arts en Europe I. p. 24.

**) Das Bild wurde von Napoléon III. im Salon 1863 gekauft, es befindet sich jetzt in der Galerie von M. Stewart.

nun allerdings sehr weiblich. Aber doch ist die Versetzung der Vorstellung vom Wasser auf ein lebendes Wesen ein etwas zu grosser Gedankensprung. Es schien mir einfacher, die Welle zum Schmuckkästchen zu machen, und aus der Figur die Perle. Die Perle hebt sich im Licht von dem azurblauen Schmuckkästchen der Welle ab. Venus Aphrodite hat denselben Ursprung. Da ich ferner vor allem die jungfräuliche Grazie ausdrücken wollte, die Frische des Lebens, ein wenig warm angehaucht, die keusche, bebende Gelenkigkeit, so konnte meinen Gedanken nichts besser erklären, als die Perle, welche (wie Michelet so gut in dem besten, was je über das Meer geschrieben worden ist, sagt) selbst eine lebende Sache ist. Für das Publikum, welches immer wie M. Jourdain will, dass man es durch überzeugende Beweisgründe belehre, habe ich diese Bezeichnung hinzugefügt. Kümmere Dich nicht darum, da die persische Sage nicht besteht, musste man sie erfinden. Aber lassen wir das; Du weisst, wie ich, dass die Malerei und die Musik sich in vielen Punkten berühren. Es giebt daran nichts zu erklären: es ist eine Melodie, mit welcher die Phantasie ihre Träumereien umrahmt«

So fest entschlossen Baudry auch war, nur selten Porträts zu machen, nahm er doch zu dieser Zeit, der vielseitigen, dringenden Aufforderung entsprechend, eine ziemlich grosse Anzahl davon an. Einige von diesen zählen zu den Besten, die er gemacht hat. So das Bildniss von M. Eugène Giraud, ein Meisterwerk von lebendiger, typischer Malerei; oder jenes des Ambroise Baudry, des Bruders des Meisters, das von einem hellgrünen Hintergrund die feine Blässe des melancholischen Kopfes durch gesättigte und zarte Farbe wirksam abgehoben zeigt, ferner das des M. Crescent senior, mit Falten von weicher und feiner Modellierung und Haaren von seidenähnlicher Weichheit; des M. Guillaume Guizot;*) des Grafen Balleroy; der Familie Mahler; des M. Charles Garnier; der Gräfinen Labédoyère und Nadaillac; der Mmlles. Céline Montaland und J. Essler, mit ihrem fremdartigen und auffallenden Reiz; der Entwurf eines Selbstporträts, mit der zu

*) »Ich male eben das Porträt eines liebenswürdigen und sehr edlen Mannes, des Guillaume Guizot. Sein Vater besuchte mich gestern und hat mich ebenso entzückt, wie der Sohn. Sie sehen, dass ich auf die alten Minister zurückkomme, die andern — nämlich die der Gegenwart behandeln mich eben nicht allzu gnädig. Ich habe M. Achille Fould seit drei oder vier Monaten nicht mehr gesehen, und ich konnte mich alle Tage überzeugen, dass ich entschieden nicht besitze, was man zum Hofmann braucht.« (Brief an M. Gauja. 14. October 1859).



[illegible] Aber doch ist die Versetzung der Vorstellung [illegible] ein etwas zu grosser Gedankensprung. [illegible] Schmuckkästchen zu machen, und [illegible] die Perle. Die Perle hebt sich im Licht von dem azurblauen [illegible] ab. Venus Aphrodite hat denselben Ursprung. [illegible] Grazie ausdrücken wollte, die [illegible] angehaucht, die keusche, bebende Ge[illegible] nichts besser erklären, als die Perle, [illegible] was je über das Meer geschrieben [illegible] Sache ist. Für das Publikum, welches [illegible] es durch überzeugende Beweisgründe [illegible] hinzugefügt. Kümmere Dich nicht [illegible] besteht, musste man sie erfinden. Aber [illegible] dass die Malerei und die Musik sich in [illegible] Es giebt daran nichts zu erklären: es ist eine Melodie, mit welcher die Phantasie ihre Träumereien umrahmt«

So fest entschlossen Baudry auch war, nur selten Porträts zu machen, nahm er doch zu dieser Zeit, der vielseitigen, dringenden Aufforderung entsprechend, eine ziemlich grosse Anzahl davon an. Einige von diesen zählen zu den Besten, die er gemacht hat. So das Bildniss von M. Eugène Giraud, ein Meisterwerk von lebendiger, typischer Malerei; oder jenes des [illegible] des Meisters, das von einem hellgrünen [illegible] des melancholischen Kopfes durch gesättigte [illegible] zeigt, ferner das des M. Crescent senior, [illegible] feiner Modellierung und Haaren von seiden[illegible] Guizot;*) des Grafen Balleroy; der [illegible] der Gräfinen Labédoyère und Na[illegible] und J. Essler, mit ihrem fremd[illegible] Entwurf eines Selbstporträts, mit der zu

*) [illegible] und sehr edlen Mannes, des [illegible] hat mich ebenso entzückt, wie [illegible] die [illegible] komme, die andern — nämlich [illegible] Ich habe M. Achille Fould [illegible] nicht mehr [illegible] mich alle Tage überzeugen, [illegible] besitze, was [illegible] braucht.« (Brief an M. Gauja. [illegible])



Peint par Paul Baudry

Photogravre Boussod, Valadon & C^ie

LA VAGUE ET LA PERLE

(Collection de M.^r Stewart)

LIBRAIRIE D'ART.

LUDOVIC BASCHET, ÉDITEUR_PARIS.

strengen Notiz auf der Rückseite des Bildes: »Dieses unförmliche Ding ist von mir um 1861 in einer Stunde gemacht und dann während zwanzig Jahren vergessen worden, wesshalb ich es nicht mehr weiter führen konnte«: dann das Doppelbildniss des Vaters und der Mutter Baudry's, welche in ihrer alltäglichen Kleidung und ohne jede Verläugnung ihres bescheidenen Standes Typen von Energie und Wahrhaftigkeit sind. »Die zwei Köpfe der Landbewohner, ernst, ehrlich mit dem offenen Blick und den zusammengepressten Lippen, welchen ein langes, eheliches Leben eine Art physischer und moralischer Aehnlichkeit gegeben hat, sind ausgezeichnet durch die feine Regelmässigkeit der Züge, und jene angeborne Vornehmheit des Ausdrucks, wie man sie häufig bei den Bretonen der reinen Rasse bemerkt, sei es in der Gegend von Finisterre, sei es in den Wäldern der Vendée. Bei diesen ehrlichen Leuten von rauhen Sitten, den an Mühen und Stillschweigen gewöhnten Matrosen, Hirten und Handwerkern, ist die Fähigkeit des Träumens noch nicht erstickt von den rohen Redensarten der gemeinsamen Erziehung und der industriellen Concurrenz«.*) Alle diese Bildnisse und noch viele andere**) enthüllen eine eigenartige Aesthetik. Baudry sucht vor allem, und darin liegt seine grosse Ueberlieferung, den Geist, den Charakter, den herrschenden Gedanken seiner Persönlichkeit zu erfassen, indem er lieber die episodische Seite opfert, um den Zügen ihren ganzen Gedankeninhalt zu lassen. Als Porträtist drängt er seine dekorativen Eingebungen zurück und giebt sich ganz der menschlichen Erscheinung hin, um sie in ihrer wahren Bedeutung zu zeigen, einfach, natürlich, nüchtern und ohne zu nebensächlichen Reizmitteln seine Zuflucht zu nehmen, wie zu aufdringlichen Draperien, und lärmenden Färbungen. Die Natur ist in unmittelbarer Nähe gefasst, die er gründlich ausgeforscht und gezwungen hat, sich zu ergeben; alles mit einer Unpersönlichkeit, für die man ihm nicht immer Dank gewusst hat. Der Darsteller tritt zurück hinter seinen Modellen, zwingt diesen nicht eine conventionelle, immer gleiche, unveränderliche und monotone Formel auf, sondern er ordnet sich selbst ihnen unter und lässt sich durch sie beherrschen — um sie dafür desto besser wiedergeben zu können.

*) Georges Lafenestre, Paul Baudry et son Exposition posthume. Gazette des Beaux-Arts, Mai 1886.

**) Wir kommen auf die Benennung der Porträts zurück in dem am Schlusse dieses Buches angefügten vollständigen Verzeichniss der Werke Baudrys.

DAS FOYER DER OPER IN PARIS.

(VORBEREITENDE ARBEITEN. — REISEN NACH ROM, LONDON UND MADRID. — PLAFOND IM HAUSE DES GRAFEN HENCKEL-DONNERSMARCK. — COPIEN NACH MICHEL-ANGELO UND RAFFAEL. — DER KRIEG 1870-71. — BILDNISSE. — DAS FOYER DER OPER.)

Dank freundschaftlicher Mittheilungen schon im Jahre 1864 voraussehend, dass er beauftragt werden würde, das Foyer der Oper auszuschmücken, hielt es Baudry für seine Pflicht, an der Quelle der grossen dekorativen Kunst, in Rom selbst sein Wissen zu bereichern und dort die nöthige Anregung für ein Kunstwerk von so hoher Bedeutung zu holen. Wo hätte er in der That ein besseres Vorbild dekorativen Gewölbeschmucks finden können, als in der Sixtinischen Kapelle! Baudry reiste also im Monat Mai nach Rom. Sein Freund Charles Garnier, der ihn als sehr zerstreuten Reisenden kannte, hatte ihm einen Reiseplan vorgezeichnet, den Baudry auf das Genaueste befolgte. Er legte seinem abwesenden Führer über die Eindrücke und Zwischenfälle der Reise Rechenschaft ab: »Dein Reiseplan war mit Meisterhand entworfen;*) ich habe ihn zwanzigmal in der Stunde mit der Grazie eines seine Sonnette lesenden Oronte entfaltet, und ihn als Gesetz und Prophet für mich betrachtet. Du weisst, denke ich, dass ich meinen Weg am alten Rhein entlang genommen habe«. »Ich war auch nicht glücklicher als Heinrich Heine gewesen, welcher ihm, wie er sagt, seine Visitenkarte zugeworfen hat; er ist wie ich immer in der Kajüte gesessen, mit seiner französischen Grammatik beschäftigt. Von da hat uns der Schnellzug bis nach Basel gebracht. Ich war nahezu weg von den Holbeins der eben genannten Stadt. O diese Sachen! Die Zeichnungen sind jedoch sehr schön und ebenso alle jene Dürer's und noch eines anderen Teutonen, dessen Name mir entfallen ist.**) Dort ist auch das Porträt, wie man sagt, von Hans Holbeins Frau, welche mir das eigene Hauswesen verleiden könnte.

*) Brief an Charles Garnier, Rom 17. Mai 1865.

**) Höchst wahrscheinlich Baldung Grien.

»Den Weg von Basel nach Luzern haben wir in einem Satz zurückgelegt. Wir kamen in tiefer Nacht in einem Hôtel gegenüber des Sees an Welch' ein Erwachen, welche Freunde, und wie war Holbein vergessen! Um vier Uhr öffne ich die Läden und wahrhaftig ich habe einen Schrei ausgestossen! Stelle Dir dieses leuchtende Himmelszelt vor: es ist blau, violett, milchweiss, amethystartig, klar, strahlend, bedeckt mit funkelnden Sternen und dazu die grosse Scheibe des Mondes, weiss wie der Schnee dieser Berge. Und diese Wiederspiegelung des Himmels auf den Wassern; all das aber versteinert, unbeweglich! Siehst Du, beim Anblick dieses herrlichen Landes habe ich begriffen, dass die Malerei nichts mehr, als ein niederes Handwerk ist; es bleibt nichts übrig, als seine Cigarre anzuzünden und zu schweigen. Nach Verlauf von einigen Minuten brachte man uns auf das Verdeck des Schiffes herab, welches noch zu schlafen schien, aber alsbald seinen hässlichen Rauch auf diesen Hermelin auswarf.

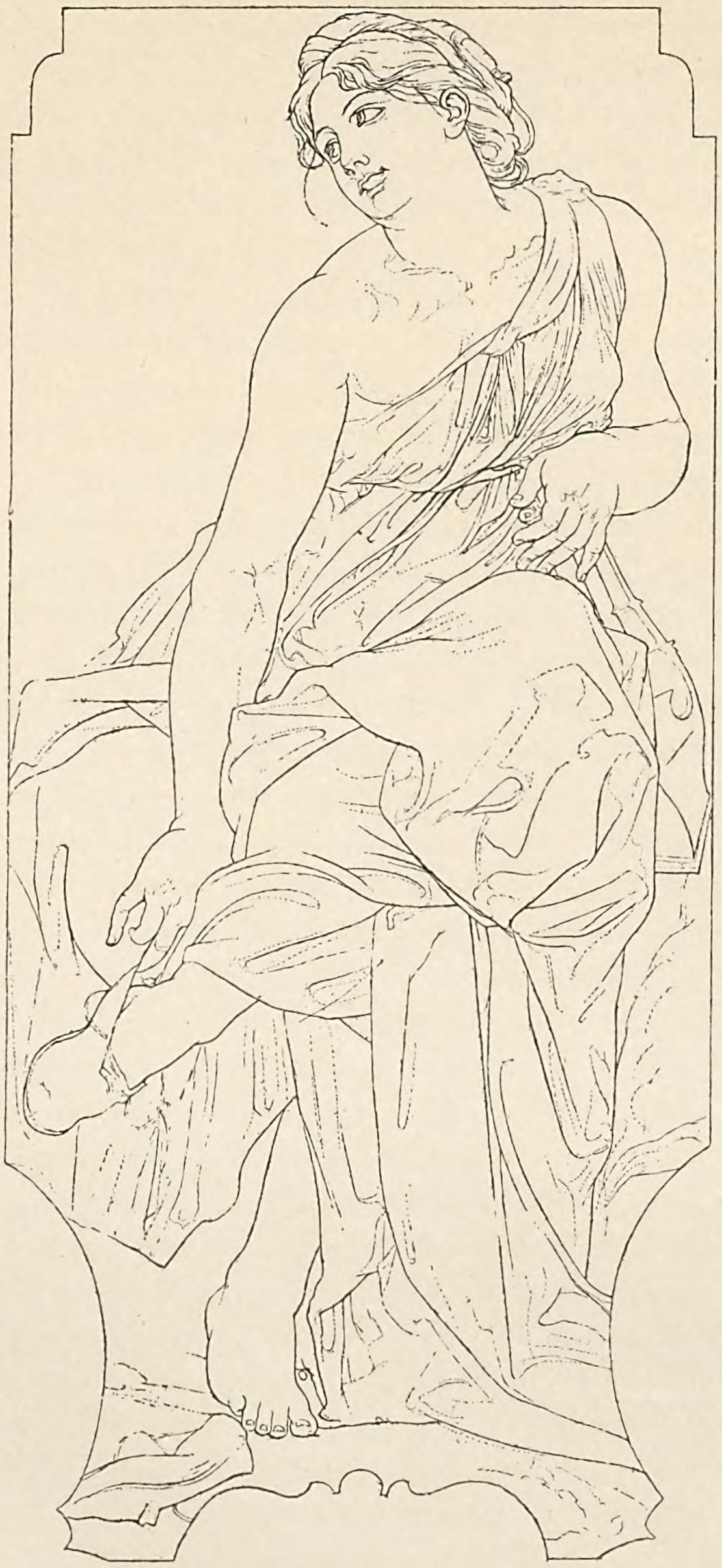
» Ich erinnere mich, dass Du mir auftrugst, Dir über den Weg des St. Gotthard, über Bellinzona etc. etc. zu berichten. Nun denn: Der St. Gotthard ist auch abgesehen von seiner weissen Schönheit der schönste Bergpass, aber er war auf seinen Höhen gegen die sogenannte Teufelsbrücke kalt und zugig. Ich wollte selbst meinen Hannibal machen, und mir selbst meinen kleinen Weg im Schnee bahnen. Diese Uebung versetzte mich in Transpiration und bei der Frühstücksrast unterhalb des Klosters zog ich mir einen Schnupfen zu, der weder auf der Karte noch auf Deinem Reiseplan verzeichnet ist. Unsere Schlittenfahrt vollzog sich in hässlichen, kleinen gelben Kästen, der Schnee lag 25 Fuss tief auf der Strasse, und wir machten ziemlich traurige Gesichter

»Wir erlebten keine Lawinen; so sehr ich gewünscht, eine »von ferne« zu sehen, um sie Dir beschreiben zu können, sah ich doch nur eine alte, welche keinen rechten Chic hatte. Notizen für Deinen zukünftigen Reiseplan: 1. Man überschreite den St. Gotthard im Mai; im gegenwärtigen Monat könnte man Gefahr laufen, eingeschneit zu werden. 2. Man versehe sich mit einem grünen Schleier oder einer blauen Brille. Ich hätte meine armen Augen einbüssen können. — In Airolo belebten Käse- und Fenchelgeruch mich wieder: das ist der italienische Hauch, den ich schon fühle. Die Nacht war hereingebrochen, ich schloss in Wahrheit die Augen, und als ich wieder erwachte, hörte ich: Bellinzona, Signori! und schon hatte ich

einige Flöhe! Italia! Italia! Der Monte Cenere wurde schon nächsten Tages überschritten, eine ungeachtet des düsteren Namens sehr schöne Stelle. Lugano öffnete uns seine Pforten. Das Frühstück und der See interessierten uns im höchsten Grad; da ich Alles sehen wollte, besuchte ich in der Station Camerlata ein Monument unbedeutender Architektur, woselbst ich die bemerkenswerthe Inschrift las: »Garibaldi ist ein Gott; er allein kann den Hochmuth der Franzosen besiegen und in den Staub werfen.« Was die Worte »Roma o morte« betrifft, so waren diese mittels einer Patrone und irgend welchem Farbestoff auf allen Felsblöcken Piemonts geschrieben zu lesen, während sich auf der anderen Seite der Grenze auf allen Mauern »Papa Re« breit macht. Wir waren übrigens besonders aufgeregt über das grosssprecherische Wesen der Herren Piemontesen. Endlich sind wir in Mailand, in Deinem Falcone: langer Aufenthalt vor dem Bilde von Raffael; ich liebe dort nichts als dieses. Es giebt nur ein Paris; ich kann die Nachahmungen nicht leiden. Die Eisenbahn brachte uns folgenden Tages nach Parma, und an Melegnano vorüber dachte ich an unsere armen Truppen, welche hier in diesen Reisfeldern stehen; das ist traurig! Liebes Frankreich, wie man es liebt, sobald man ferne davon ist! Ich begreife jetzt die Begeisterung von Louvet für die Soldaten von Viterbo, und vergöttere diese rothen Hosen. Wenn Du sehen würdest, welchen guten, ehrlichen, braven und einfachen Eindruck sie überall machen!

»Dass wir bei unserer Ankunft in Piacenza mit unserem Zuge stecken geblieben, das fehlte noch zu den Annehmlichkeiten in tiefer Nacht. Man sah nichts als die Sterne, und hörte nur die Frösche; es blieb nichts übrig, als zu bösem Spiel gute Miene zu machen, und während unseres zweistündigen Aufenthaltes auf der Station unsere Cigarre zu rauchen und zuzusehen, wie man die Trümmer von zwei aufeinander gestossenen Güterzügen, welche die Schienen bedeckten, hinwegräumte.

»In Parma, meine lieben Freunde, habe ich die Augen aufgesperrt! Welch' glückliche Stunden verbrachte ich auf den Holzbänken der Kirche! Ich hatte die Begeisterungen des Franz mit den blauen Strümpfen, und war wie traumverloren in den Zauber dieser göttlichen Kuppelmalereien. Auf allen Vieren würde ich dahin zurückkehren. In Bologna ist sonst nichts; aber Alles in der hl. Cäcilia vereint. Diese Kaminsetzer von Regeneratoren Italiens schicken nicht einmal die Glaser, um das Dach des



TERPSICHORE
(Foyer de l'Opéra.)

Museums wieder herzustellen; es regnete in den Saal der Cäcilia, dass ich hätte vor Wuth schreien können. In Florenz habe ich die Luna wiedergesehen, abgesehen von den zahllosen Sternen, Uffizien, Palazzo Pitti, San Miniato, Annunziata u. s. w. Das kannte ich übrigens Alles sehr gut. Neu war mir auf dieser Reise Orvieto. Der Weg ist gewiss nicht angenehm, aber der grosse Luca Signorelli ist da«

Endlich erreicht er das Ziel seiner Reise: »Nun bin ich in Rom, wo ich vor acht Tagen eingetroffen bin; nichts hat sich verändert. Auf einer der Fensterscheiben des türkischen Zimmers bemerkte ich einen Streifen Papier, welchen ich vor zehn Jahren auf einen Sprung geklebt habe; ich habe beinahe geweint, als ich ihn sah, und dennoch habe ich hier nichts als die Erinnerung an die schönste Gelbsucht meiner Jugend! Mein Charles, Du kannst Dir die Freude nicht vorstellen, die ich beim Wiedersehen der Baumreihen, der Ateliers, wie der Diener der Akademie gehabt habe. Ich hätte beinahe Carlo, den Cigarrenhändler, und den Invaliden vom Pincio umarmt; sie sind mir alle unsterblich. Aber ich bin beinahe böse auf die mir unbekannten Pensionäre, welche Dein Zimmer, wie dasjenige von Louvet und mein Atelier in Beschlag genommen haben. Was wollen die hier machen? Was aber meinen eigenen Strohsack betrifft, so habe ich mich in den ersten Tagen im Hôtel d'Angleterre niedergelassen und dann eine kleine Wohnung für einen Monat gemiethet. Meine definitive Wohnung werde ich morgen beziehen: es ist ein Atelier und ein kleines Zimmer in der Via Felice nahe der Piazza Barberini (in der fünften Etage), von wo aus ich eine herrliche Aussicht über den Quirinal und die ganze Stadt habe. Wenn ich die Absicht, den ganzen Sommer in Rom zu bleiben, ausführe, werde ich bis zum Eintreffen der Fremden über die ganze Etage des Hauses mit ihren Balkons verfügen. Ich durchwandere wieder die Campagna in Gesellschaft meines alten Freundes, des Abbé Aulanier. Auch den Vater Schnetz habe ich, wie die Fensterscheibe im türkischen Zimmer, unverändert wiedergefunden. Doch suche ich es noch etwas zu verzögern, mich in die Arme des Sekretärs zu werfen, indem ich so viel wie möglich die Einladungen zu den Diners und zu der französischen Soirée vermeide, was mir immerhin vorläufig zu schaffen macht.« *)

*) Brief an Charles Garnier, Rom 17. Mai 1864.

Baudry blieb nicht lange in der Via Felice; die Gastfreundschaft der Akademie wurde ihm zu seiner grossen Freude alsbald angeboten. »Ich habe Dir gesagt,*) glaube ich, dass Vater Schnetz, nachdem er mich in der Via Felice in meine Etage einziehen liess, mir das türkische Zimmer und ein Atelier angeboten hat. Wieder in diese liebe Villa zurückkehren zu können, ist eine meiner grössten Lebensfreuden, und ich weiss jetzt, was wir in Rom lieben, sie ist es. Seitdem ich hier bin, berauscht mich der Duft der Lorberen, das Zirpen der Grillen; die Glocken regen meine Empfindungen an; selbst der Geruch des Salons, welcher im Grunde genommen nichts als derjenige alter Cigarren für anderthalb Bajocco ist, steigt mir wie ein schwindelerzeugender Duft in den Kopf. Mit einem Wort: ich bin glücklich oder nahezu glücklich!«

Baudry hatte von dem berühmten türkischen Zimmer, das Horace Vernet umgestaltet und eingerichtet, Besitz genommen: »Dieses kleine Zimmer,**) von gefirnissen Fayenceplatten bekleidet, aber arabisch besonders durch die Einfachheit der Einrichtung, hat den Vorzug, die Stadt zu beherrschen und den weiten Horizont von Rom zu umfassen. Der Name allein erweckt hier schon die Erinnerung an unsere Studien- und vergangene Jugendzeit. Wer von Euch hätte nicht mit einer wahren Begeisterung von hier aus den weiss- und azurblauen Himmel, die Ruinen der sieben Hügel, die 50 Meilen der blauen oder schneeigen Berge, welche den weiten Kreis der Ebene umschliessen, betrachtet! Die gütige Gastfreundschaft von Schnetz, welcher mir den Genuss dieses schönen Lokales bot, ruft mir sozusagen meine Jugend zurück.«

Und Baudry fühlte sich wirklich in die glücklichen Jahre seiner Schulzeit zurückversetzt: »Ich lebe mein früheres Leben;***) und ich träume den Traum des Pythagoras, welcher glaubte, bei der Belagerung von Troja unter dem Namen Euphorbos mit dem goldenen Bein gewesen zu sein. Nur das Publikum, d. h. die Pensionäre, nennen mich leider Môssieu Baudry, was mich in meiner Seelenwanderung stört. Sie sind übrigens liebenswürdig, diese Pensionäre, von welchen einige in meinem Alter stehen. Ich habe mein Bild angefangen, und es geht, trotzdem es sechs Fuss zu

*) Brief an Charles Garnier, Rom 19. August 1864.

**) Paul Baudry, Notice sur M. Schnetz.

***) Brief an Charles Garnier, Rom 19. August 1864.

vier misst, vorwärts; auch um eine Madonna habe ich mich umgesehen; bis Ende dieses Jahres werde ich damit fertig sein und kehre dann mit einem entsetzlichen Bart, einem dicken Bauch und diesen beiden Bildern (deren Eigenschaftswörter wir uns noch vorbehalten wollen) zurück.«

Obwohl mit jenem sechs Fuss hohen und vier Fuss breiten Bilde, »Diana, den Amor verjagend«, und mit Copien nach Michel-Angelo beschäftigt, dachte Baudry doch vor allem an seine Malereien der Opera: » Ich habe mein Bild nahezu vollendet,*) und glaube, dass ich nichts mehr als dieses machen werde, denn für meine Madonna habe ich weder eine Frau noch ein Kind gefunden und kann wohl mit Raffael im Land der Schönheit klagen über die Seltenheit von schönen Frauen. Dann denke ich zu oft an unsere zukünftigen Dekorationen, als dass mich meine Gedanken allzusehr an die Staffeleibilder fesseln könnten. Ich möchte so schnell als möglich, um die wenigen Monate, welche ich noch hier verweilen werde, dazu ausnützen zu können, eine Pause oder Zeichnung der Architektur des Foyers haben, denn ich kann meine Bilder, ohne diesen Behelf vor Augen zu haben, nicht zusammenstellen; die Verhältnisse und die Umrahmungen sind mir vor allem für diese Arbeit nöthig. Schicke sie mir doch durch Vater Schnetz oder durch die Post.

»Ich liebe Rom immer und bin von meinem Aufenthalt entzückt; und doch — und doch empfinde ich schmerzlich die weite Entfernung von Paris. Abends spaziere ich allein auf dem Corso und auf der Piazza di Venezia, manchmal um Stenterello zu hören. Ueberall aber hört man italienisch sprechen, und das ist für Ohr und Herz ein Hauptmangel. Man mag sagen was man will: das Vaterland ist viel werth; es ist wie die Seele, wie sie strahlend und unsichtbar. Es wird gegen Januar oder Februar Zeit sein zurückzukehren. Ich hoffe wohl, dass ich alle unsere Dekorationen für die Opera mitbringen werde. Uebrigens welch' ein entzückender und verführerischer Aufenthalt für die Arbeit ist Rom! Wenn Ihr wüsstet, wie gut die Lorbeeren nach einem Regen riechen! Welches Glück, das bewegte Pariser Leben vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu sehen in der Ruhe der Villa Medicis! Ich baue mir täglich mit der Vergangenheit eine Welt von Träumen; alle die einsamen Alleen des Gartens gehören mir; den

*) Brief an Charles Garnier, Rom 20. Oktober 1864.

Rauch meiner Cigarre schicke ich durch das schillernde Smaragdgrün des Laubwerkes; ich sehe ihn auf einmal wie einen blauen Pfeil in einem Sonnenstrahl; die fliehenden Amseln werfen mir Thautropfen zu, und in dieser Begeisterung begebe ich mich in das Foyer der zukünftigen Opera, wo sich eine Menge reizender Frauen und schöner junger Leute in dem Azur bewegen, spielend und singend. O, welch entzückender und köstlicher Aufenthalt!«

Baudry bereitete jetzt in der That seine Compositionen für die Opera vor, und zeichnete nach Photographien alter Meister und aus dem Gedächtniss. »Je treuer und gewissenhafter er in seiner Tagesarbeit war, indem er in bemerkenswerther Selbstentäusserung sich bemühte, Michel-Angelo wie in einem Spiegel wiederzugeben, umsomehr kehrte er des Abends zu seiner vollen künstlerischen Freiheit zurück; dann überliess er sich ganz sich selbst, legte in die Figuren, welche er mit Schwung entwarf, seine eigene Empfindung und seinen eigenen Geschmack, und prägte ihnen so seinen persönlichen Stempel auf. Er zeichnete und verbesserte ohne Unterlass, und bediente sich dabei der Feder als eines Instrumentes von schärferer Bestimmtheit, in der Erwartung, dass diese Methode dem Ergebnisse seiner Studien eine Form gebe, welche so recht seine eigene wäre. Auf diesem eigenartigen Wege ersetzte er durch den beharrlichen Fleiss eine lange Praxis, und gewann er jene elegante und meisterliche Manier, mit welcher er seine Darstellungen flüssig zu machen und gleichsam hinzuschreiben vermochte. Findet sich diese Art schon in seinen Studien, so besonders wieder in deren Uebertragung. Dabei verrannen oft lange Stunden, und wenn es spät ward und sich die Müdigkeit fühlbar machte, wanderten nicht selten alle Entwürfe derselben in das Feuer: manchmal ganze Haufen.« *)

Die Tage verbrachte er gänzlich in der Sixtinischen Kapelle: »Auf einem hohen Gerüst, ausgestattet mit starken Operngläsern, studierte er die Fresken des Meisters, wie ein Astronom den Himmel studiert, und analysirte deren Schönheit, wie jener das Licht der Himmelsgestirne.« **)

» Ich mache meine Klassen wieder durch, wie ich dies mit zwanzig Jahren thun musste. Ich schlafe beinahe mit den Sibyllen,

*) Eugène Guillaume, Etude sur Paul Baudry, p. 22.

**) Ebenda p. 21.



EUTERPE
(Foyer de l'Opéra.)

aber hüte mich wohl, sie zu berühren; denn dabei könnte man sich verbrennen. Dasselbe könnte ich von den Propheten und dem letzten Gericht sagen. Insbesondere aber ist das Deckengemälde der Gegenstand meiner Bewunderung, und Sie werden eines Tages Ihre Lieblinge in Paris auf grosser Leinwand sehen«*)

»Ich bin eben an meiner neunten Copie.**) Welche Freude werde ich haben, diese schönen Dinge in Paris zu zeigen! Sie können dann ohne Doppelglas die »Schöpfung des Weibes« und die »Trunkenheit Noes« betrachten (diese beiden Bilder sind vollendet), ferner die Bruchstücke der »Schöpfung des Mannes« (Adam), des »irdischen Paradieses« (Eva), dann »Judith und ihre Dienerin«, welche ich in acht Tagen anfangen werde, dann endlich eine der schönsten sitzenden Figuren in einem der Dreiecke über den Fenstern, und fünf oder sechs grosse Karyatiden. Die zwei letzten von diesen sind noch zu machen, ich werde im nächsten Monat dazukommen. Ich bezweifle, ob sechs Maler zusammen in zwei Jahren das fertig brächten, was ich hoffentlich in einem Zeitraume von sechs Monaten gut zu Ende führen werde. Vergessen Sie nicht, dass Alles dies von der Grösse des Originals ist, und dass ich es umsonst mache.

» Ich habe immer noch mein schönes Atelier der Sixtinischen Kapelle,***) welches ich zwar ein wenig dem Papst für die Weihnachtsfeste und gestern noch für den Dreikönigstag geliehen habe, von welchem ich aber jetzt wieder bis Ostern Besitz ergreife. Sie haben nur einen unvollkommenen Versuch von dem, was ich zu machen im Begriff bin, gesehen, denn schon stehen fünf grosse Leinwandbilder fertig, welche sich sehen lassen können. Die Diana habe ich beendet. In vier Monaten werde ich abreisen. Der Gedanke an meine Rückkehr ist nicht ohne Freude, wenn es auch nicht ohne Heimweh nach Rom abgehen wird.«

» Ich habe jetzt angesichts des herannahenden Karnevals mehr Noth,†) mich aller Aufforderungen und Einladungen zu erwehren, hoffe jedoch, alle Begegnungen zu vermeiden und meine glückliche Zurückgezogenheit zu bewahren. Ich arbeite immer wie ein Verrückter, hoffend,

*) Brief an M. J. Texier, Rom 31. Dezember 1864.

**) An denselben, Rom 17. Februar 1865.

***) Brief an Charles Garnier, Rom 7. Januar 1865.

†) Brief an Mme. Charles Garnier, 10. Februar 1865.

eines Tages es so weit zu bringen, dass ich male und zeichne wie die Vögel singen, ohne Anstrengung. Im Mai werde ich den Lärm des Pariser Lebens wieder finden, sowie die in Frankreich schon alte Krankheit, welche Rabelais die Geldnoth nennt. Es ist dringend nothwendig, dass Charles bis dahin die Entscheidung unter seiner Mütze hat, weil ich sonst, wenn die Minister uns beständig den Schnabel in das Wasser halten, sehr leicht genöthigt sein könnte, für die ersten Unkosten der oben genannten Krankheit Porträts und andere Aufträge, welche man mir bei meiner Rückkehr anträgt, anzunehmen. Indess von jetzt bis zum Monat Mai wird vielleicht das officielle Wort erfolgen.«

Gegen das Ende seines freiwilligen Exils trachtete Baudry nach einer schnellen Rückkehr, denn Paris lag ihm am Herzen. »Ich werde bald kommen, liebe Freunde.*) Die grosse Einsamkeit, welche ich mir selbst geschaffen habe, fängt an mir peinlich zu werden. Ich frage mich, ob ich auch Recht gethan habe, mit Paris und den Sachen unserer Laufbahn so schroff zu brechen. Ich empfinde fast dieselbe Verlegenheit und nahezu dieselbe Schüchternheit wie bei meiner ersten Rückkehr von Rom.«

Es bedurfte in der That einer seltenen Uneigennützigkeit und einer nicht weniger seltenen Bescheidenheit, um auf die einträglichen Erfolge in Paris wie auf die Vorrechte eines solid begründeten Rufes zu verzichten und wieder als Pensionär in die Villa Medicis zurückzukehren. Aber wenn auch die materiellen Interessen durch diese Rückkehr gelitten hatten, so fand doch die Kunst des Malers ihre Rechnung. In engeren Verkehr mit den alten Meistern getreten, gelangte Baudry nun zum vollen Verständniss Michel-Angelo's, dessen überwältigende Grösse er Anfangs nicht erfasst hatte. Er führte elf Copien des grossen Florentiners aus. »Es giebt keine Kunstwerke, welche so oft nachgebildet worden wären, als diejenigen Michel-Angelo's, aber es gibt auch keine, welche dabei so sehr misshandelt worden wären. Buonarotti genoss zu allen Zeiten des Rufes eines Gelehrten, und man gefiel sich darin, von seinem Wissen eine ungeheuerliche Vorstellung zu verbreiten; Jeder machte es sich zur Aufgabe, ihm irgend eine falsche Auffassung unterzuschieben. Wenn man aber Baudry's Copien betrachtet, wird man einen Begriff von der Grossartigkeit der Malereien

*) Brief an Mme. Charles Garnier, Rom 15. März 1865.

der Sixtina gewinnen: man kann sie beurtheilen, und zwar zum ersten Male.«*)

Durch diesen innigen Verkehr mit Michel-Angelo wurde er jedoch seinem theuren Correggio nicht untreu, dessen üppige Danaë er copierte. Unter dem Correggianischen Einfluss malte er seine »überraschte Diana«, jene Gestalt mit den beweglichen Umrissen und dem warmen Fleisch, welche mit der schönen Geberde einer beleidigten Jungfrau den unbescheidenen Amor verjagt.**) Der alte Schnetz kam, diese Diana zu sehen, und gab sein Urtheil ab. Wir kennen es aus Baudry's pikantem Bericht über diese Unterredung an seine Collegen des Instituts: Er begann anerkennend; »aber die Figur ist zu einfach, der Gesammteindruck zu einförmig, und dann — dabei sah er mich mit seinem Ihnen so wohlbekannten Lächeln so von der Seite an — zu meiner Zeit waren die Brüste ein wenig rosiger, und die Knie auch ein bischen, mit den Extremitäten leicht gefärbt. Dieses Wenige bekundet die Lebenswärme. Sie haben, wie mir scheint, die Lebenswärme vernachlässigt.« Ich antwortete in dem Tone, den er liebte: »Wir haben dieses alles, wie Sganarelle, abgestreift; jetzt verfolgen wir ein grösseres Prinzip: die Einheit!«

»Was?« sagte Schnetz mit jenem den Schwerhörigen eigenen Ton. Ich wiederholte lauter: »Die Einheit!«

»Ich höre, ich höre ganz gut: die Einheit! Ja, ich weiss. Ja, es giebt viel Einheiten heutzutage, es giebt deren sogar eine grosse Zahl; Sie wissen, die Einheit der Völker, welche ihnen aber keine Erleichterung gewährt; die Einheit der Steuern, welche sie aber nicht vermindert; und die schlimmste von allen, die Einheit des Handels, diese trockene, gemeine, alles verschlingende, die Rom und die schöne römische Campagna verderben wird. Doch ich lasse mich nicht auf das ein, worüber zu sprechen mir nicht erlaubt ist. Was wollen Sie? Ich bin von der alten Zeit, denken Sie darüber was Sie wollen.« Und die Hand gegen die Göttin ausstreckend: »aber lassen Sie mich wenigstens hier festhalten an dem Bunde der Veilchen und der Rosen.«

*) Eugène Guillaume, Etude p. 22.

**) Das Bild ist im Besitz von Mr. L. Gérard. Baudry malte mehrere verkleinerte Wiederholungen mit nennenswerthen Aenderungen, von welchen sich eine (1877) bei Mme. Cheuvreux, eine zweite bei M. G. Duruflé, eine dritte bei Mme. de Cassin befindet.

Schnetz hielt auch über Baudry's Copien nach Michel-Angelo seinen Spott nicht zurück. »Ich erinnere mich,*) dass er einmal in die Sixtinische Kapelle kam, meine Studien zu sehen. Der Tag war trüb und die göttlichen Figuren verloren sich im Halbdunkel des Gewölbes. »Wie das hoch ist!« sagte er, indem er seine hohe Gestalt aufrichtete. Dann sah er abwechselnd den Copisten und die Copien an. »Giebt es wirklich etwas wie diese da?« sagte er spöttisch. »Sehen Sie, Sie sind ein offenherziger Mann: Schwören Sie mir, ob es hier oben wirklich etwas giebt. Es sind nun vierzig Jahre, dass ich mich bemühe, dazu zu gelangen, und ich habe es niemals begriffen, und dennoch bin ich ein Mann vom Fach.« — »Ja, mein Herr, sie ist dort in Wirklichkeit; sie heisst Eva; dem irdischen Paradiese, das sie bewohnt, fehlen Bäume und Blumen, aber ich versichere Sie, ihre Schönheit ersetzt das Fehlende.« — »Gut,« sagte er, »und um so besser; ich bin entzückt davon und ich glaube Ihnen auf's Wort.« Schnetz bewunderte diese grossen Meister der Vergangenheit, aber ohne sich anzumassen, irgend einem gleichzukommen. Er sagte mir sehr oft, dass er nach seinem Geschmack und nicht aus Prinzip sich auf das Streben nach erreichbarer Wahrheit beschränkt habe, so wie sie ihm zufällig unter die Hände kam, und dass er in diesem Punkte wie in vielen andern Dingen der Philosophie des trefflichen Chrysale gefolgt sei. Er verglich die bedeutendsten Künstler, Michel-Angelo, Mozart, Raffael, Beethoven mit dem blendenden Schnee des Sorakte, den wir oft zusammen in der römischen Campagna betrachteten. »Sehen Sie,« sagte er, indem er seine derbe Hand gegen ihn ausstreckte, »er nimmt sich gut in der Landschaft aus. Aber, wie all' die grossen Dinge, muss man auch ihn aus der Entfernung bewundern. Ich habe nie ein Bedürfniss gefühlt, das in der Nähe aufzusuchen; es hätte mir vielleicht auch der Athem dazu gefehlt.« Dann nahm er bald wieder den spöttischen Ton, der ihm so eigen war, an und fügte hinzu: »Wie viel gute Leute (ich spreche nicht von Malern, die verstehen das alle sehr gut), wie viel gute Leute erklettern solche Höhen, schreien wie die Amseln, ohne was davon zu verstehen, und werden dann lästig mit ihrem Pack von erkünstelter Bewunderung! — In Wahrheit,« setzte er hinzu, »diese Leute fordern mich zum Spott auf.«

*) Paul Baudry, Notice sur M. Schnetz.

Trotz der Spöttereien eines Schnetz aber erstieg Baudry diese Höhen und er that gut daran; er hatte dazu den Athem.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Paris erfährt Baudry (August 1865), dass er definitiv mit den Malereien des Foyers des Opernhauses beauftragt sei. Bevor er sich gänzlich dieser grossen Arbeit widmete, bereitete er sich dazu vor durch die Dekoration eines Gewölbespiegels in dem luxuriösen Hôtel des Grafen Henckel-Donnersmarck in den Champs-Elysées. Dort sind die vier Tageszeiten durch mythologische Gottheiten dargestellt: Apollo seinen Bogen spannend, Hekate mit ihrem silbernen Halbmond, im Begriff ihre gewaltige Nacktheit in ihren Sternenmantel zu hüllen; Aurora, noch halb schlafend auf ihrer rosigen Wolke, und Hesperus, melancholisch und nachdenklich; alle diese Figuren streben in dem Mittelpunkte des ovalen Gewölbspiegels zusammen, und sind unter sich durch Geniengruppen, welche die Stunden bildlich vergegenwärtigen, verbunden. In den Gewölbezwickeln erscheinen dann weiterhin die verschiedenen Stadien des Tages, hier mit badenden Nymphen in der Mittagshitze, dort mit Ulysses und Diomedes, während der dunklen Nacht sich in den Hinterhalt legend; hier mit der neugierigen Psyche, die verhängnissvolle Lampe in der Hand, bei den ersten Morgenstrahlen den Amor betrachtend, dort mit den Weckrufen der das noch schlafende Feld belebenden Diana; hier mit den ersten Spenden eines ländlichen Hirtenmahles und endlich dort mit der herbeigesehnten Stunde der Liebesbegegnung. Die vier Haupttöne, welche die Decke beherrschen: Gelb, Violett, Orange und Blau, bilden eine vibrirende Harmonie, deren energische Wirkung durch das Azurblau der Luft, sowie durch die gebrochenen Töne der Genien und ihrer Attribute gemildert wird, während überall die Frische und der Reichthum der Farben mit der Würde des Styls im Einklang stehen. Neben den ausgesprochensten Farben, welche im Gewölbespiegel den Anschein geben, als öffne sich der Himmel, scheinen die weichen, zarten Töne in den Gewölbezwickeln die ruhige Gediegenheit der Architektur zu respektiren, als fürchteten sie die zarten Linien zu durchkreuzen; und indem sie die Kurven der Gewölbeansätze nach Art der Tempera-Gemälde der alten Meister bekleiden, erwecken sie den Eindruck einer unendlichen Entfernung, in welche sich die Erscheinungen einer idealen Welt flüchten.

Von dem Augenblick an aber denkt Baudry nur mehr an die Opera, und kann sich, um den Bedürfnissen des täglichen Lebens zu genügen, nur zur Noth entschliessen, ein paar Bildnisse zu entwerfen. So dasjenige des Herrn Donon (1865), ausgezeichnet durch seine grauen, feinen und heiteren Töne, doch gehoben durch die dunkelblaue Farbe des Sophas, auf dem das Modell sitzt, übrigens aber durch das kraft- und ausdrucksvolle Gesicht. Dann dasjenige des Grafen Henckel-Donnersmarck, ein Bild von wahrhaft grosser Haltung in seiner vornehmen Nachlässigkeit. Ein drittes Bildniss fast ein Familienbildniss zu nennen, widmete er einer alten und brüder-, lichen Freundschaft.*) Indem er die Züge von Charles Garnier wiedergab, stellte er den Baukünstler in ungeschminkter Wahrheit dar, so wie er sich im Atelier gab, unbekümmert um alle Eleganz, inmitten seiner Werkzeuge während der grossen Arbeit an der Opera. Der in seinem harten Ausdruck etwas bizarre Kopf, mit der ganzen Derbheit seines Knochenbaues, seiner braunen Hautfarbe und der ungeordneten schwarzen Haare, überraschte trotz der Milderung und Verklärung durch den zarten Glanz der schönen, klaren Augen doch die Kritiker des Salons 1869 nicht wenig. Auf der einen Seite schrie man über unausbleiblichen Verfall; auf der andern nannte man seinen Namen mit den grössten Meistern. Volle Gerechtigkeit liess Theophile Gautier diesem kühnen und unabhängigen Gemälde widerfahren, welches eine von einem Rembrandt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts wiedergegebene Florentiner Figur darzustellen schien. »M. Baudry hat seine Wirkung nicht in Farbengegensätzen gesucht. Er hat für das Porträt seines Freundes eine Scala von braunen, warmen Tönen zu einer durchschlagenden Harmonie verbunden, welche das Fleisch bewunderungswürdig zur Geltung bringt, und ohne im Geringsten auf die Patina der alten Gemälde abzuzielen, zu einer so gediegenen und ernsten Färbung gelangt, welche das Bild schon jetzt würdig erscheinen lässt, in einem Museum zwischen einem Bronzino und einem Paris Bordone seinen Platz einzunehmen.«**)

*) Um dieses Porträt handelt es sich, wenn Baudry ddo. Napoléon-Vendée 16. September 1868 an Mme. Charles Garnier schreibt: »Es ist jetzt Zeit, mich wieder ein bischen nach Frau Malerei umzusehen, welche mich sonst, wie ich fürchte, ganz und gar vergisst. Und doch ist es gerade jetzt von Wichtigkeit, dass sie mir ein gutes Gesicht macht, denn ich muss jetzt mit jenem Gegenstand beginnen, der Ihnen das meiste Vergnügen machen und das Lieblingswerk unter allen meinen Arbeiten sein wird, nämlich mit dem Porträt Ihres Charles.«

**) Journal officiel, 23 Juin. Salon de 1869.

Die Jahre 1867 und 1869 wurden durch eine doppelte Trauer getrübt: »Ein trauriges Familienereigniss hat mich nach der Vendée gerufen: ich habe den 15. Mai meinen armen Vater verloren und kehrte erst diesen Morgen nach Paris zurück. Bemüht, die Anderen zu trösten, trug ich doch selbst den tiefsten Kummer im Herzen.« *)

Zwei Jahre später verlor Baudry seine Mutter: »Ich habe mit dem Entschluss gezögert, in Ihnen auf's Neue schmerzliche Erinnerungen zu wecken; aber Ihr liebevolles Interesse für mich und die Meinen legt mir die Pflicht auf, Sie von dem schmerzlichen Verlust, der mich betroffen hat, in Kenntniss zu setzen. Ich habe meine arme Mutter verloren, und es fesselt mich nun nichts mehr an die Vendée, als traurige Erinnerungen. Ich flüchte mich zu der Arbeit, Gott wird mir die Gnade erweisen, in ihr Ruhe und Fassung zu finden.« **)

Konnten doch diese traurigen Ereignisse durch den Gedanken gemildert werden, dass er diesen geliebten Wesen ein glückliches Alter gesichert hatte, dass es ihnen vergönnt war, seine ersten Triumphe miterleben und, ihn segnend, zu sterben.

Die Arbeiten der Opera bildeten seinen grössten Trost: »ich bin jetzt durch meine Opera ganz und gar in Anspruch genommen.***) Die Mühe wächst in dem Maasse, wie ich vorschreite: nach den Gewölbzwickeln sind es jetzt die Deckenbilder selbst, die ich malen werde, und das ohne jegliche Sicherung des klingenden Erfolges. Denn es sind noch keine Mittel bewilligt, und es hält schwer, etwas dieser Art von dem Ministerium für die Opera herauszubringen, die nicht gerade besonders begünstigt wird.«

».... Ich fange eben drei gewaltige Deckenbilder an,†) die mir zwar nicht bestellt sind, die mir aber, um das Werk, das ich begonnen habe, richtig zu vollenden, sehr am Herzen liegen; das vermehrt freilich meine Arbeit sehr, aber, je nun! ich werde nur einmal in meinem Leben Gelegenheit haben, ein Werk zu schaffen, was dem Volk gehört, und ich rechne damit ich werde mein Bestes thun, um es zu befriedigen.«

*) Brief an M. Gauja, 27. Mai 1867.

**) Brief an M. Renard, 6. Mai 1869.

***) Brief an M. Gauja, 14. August 1869.

†) An denselben, Februar 1869.

Diese hartnäckige und uneigennützige Arbeit wurde nur durch drei Reisen unterbrochen, die er alle im Interesse der Opera selbst machte. Nachdem er die Winterabende von 1867 und 1868 damit zugebracht, mit peinlicher Sorgfalt und Geduld nach den grossen Photographien von Gambard die im Kensington-Museum aufbewahrten Cartons Raphaels durchzuzeichnen, ging Baudry im Sommer 1868 nach London selbst, um sich gänzlich dieser schwierigen Arbeit zu widmen, schloss sich täglich elf bis zwölf Stunden im Museum ein, und lebte inmitten der volkreichen Stadt wie ein Einsiedler. ».... Sie fragen mich, wann ich zurückkehre:*) Sie vergessen, dass ich nicht Lust habe, diesen schrecklichen Kanal nochmal zurückzulegen, und dass ich alle meine Cartons nöthig habe, um abreisen zu können. Ich bin erst beim dritten angelangt; wir haben also noch viel vor uns, wie Sie sehen. Wenn Sie nach London kommen, thun Sie es nicht bis zur letzten Woche vor meiner Abreise, bis ich meine Studien vollendet habe und ich mir einige Tage gönnen kann, um die Stadt und ihre Gallerien, von denen ich bis jetzt noch nichts, absolut nichts, selbst nicht das British-Museum gesehen habe, zu besichtigen.

»..... Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, wie sehr mich diese Copien beschäftigen; es ist ein herrliches Vergnügen, so vollkommen dass es mir über alle Langweile in London, über das Leben, das ich führe über die Abwesenheit von Frankreich, über Alles endlich hinweghilft.«

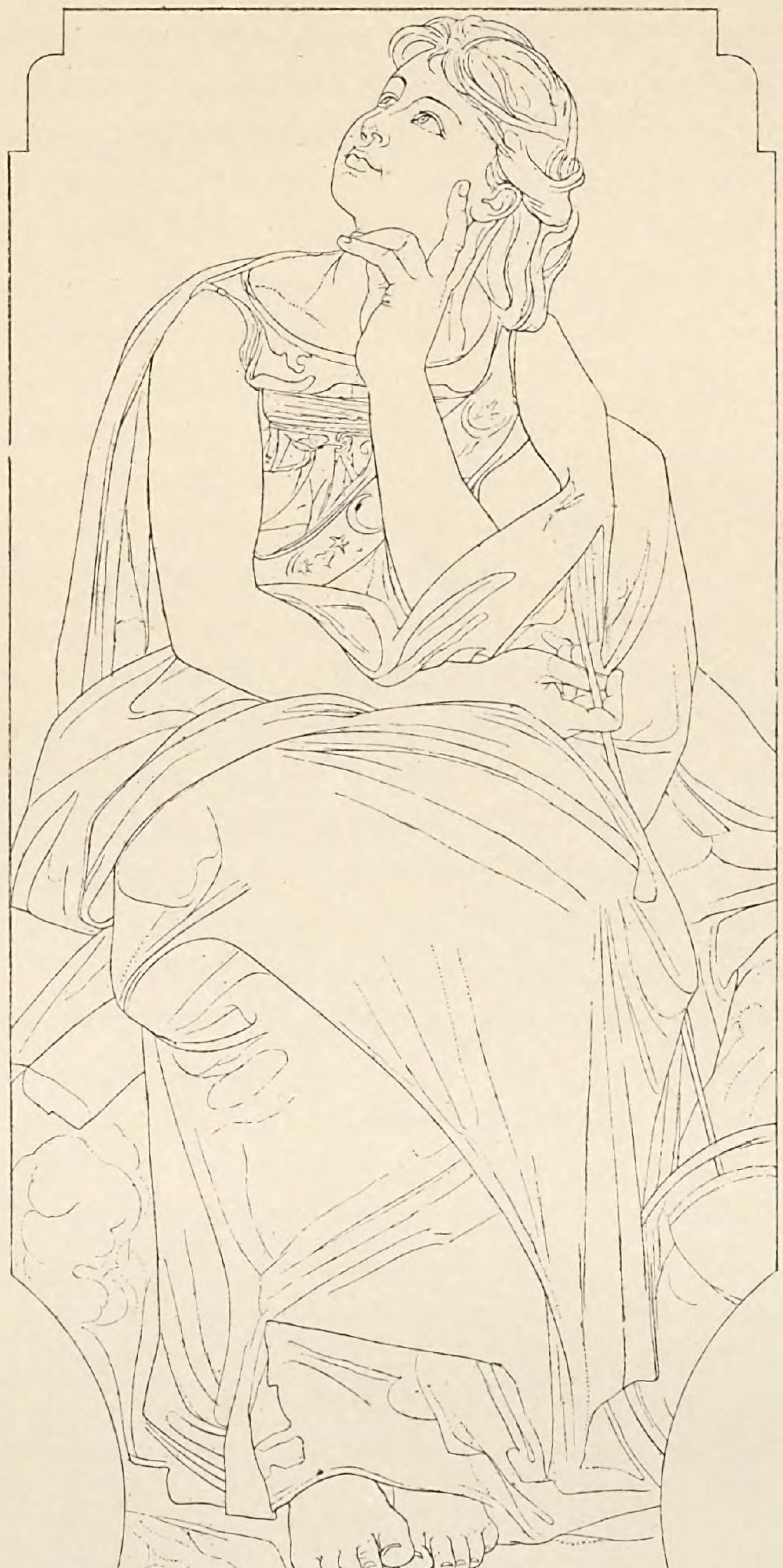
»..... Hier handelte es sich nicht mehr, wie in der Sixtinischen Kapelle, um Bruchstücke und Einzelfiguren. Hier waren es Compositionen und Farbenzusammenstellungen, in deren Harmonie er eindringen wollte.«**)

Baudry kehrte von Kensington mit sieben verkleinerten Copien zurück. Der wunderbare Fischfang, die Berufung des hl. Petrus, die Heilung des Lahmen, der Tod des Ananias, der mit Blindheit geschlagene Elymas, das Opfer von Lystra, der hl. Paulus vor dem Areopag; alle diese Copien bekunden wie diejenigen nach Michel-Angelo ein seltenes Erfassen der Originale, und sind mit einer Sorge ausgeführt, welche in der zarten Vorliebe des treuen Copisten für Sanzio ihre Erklärung findet.***)

*) Brief an Mme. Charles Garnier, London 30. Januar 1868.

**) Eugène Guillaume, Étude, p. 23.

***) Diese köstlichen Copien sind Eigenthum der Kinder Baudry's und aufbewahrt in der École des Beaux-Arts. Baudry hatte sie 1871 in einer Anwandlung von patriotischem



URANIE
(Foyer de l'Opéra.)

Von einer Reise nach Spanien (Oktober 1868) brachte Baudry nur Erinnerungen und eine lebhafte Begeisterung für die Werke des Velasquez mit. Er war davon tief gerührt und überrascht. Aber trotz seiner Bewunderung für die aussergewöhnliche Eigenart des grossen Malers, der Alles nur sich selbst dankte, nahm er nichts von ihm an. Es war seine Art zu verschieden von jener der italienischen Meister, mit denen er so lange im Verkehr gestanden hatte, eine Kunst, die dem Werke, das er sich vorgesetzt hatte, zu ferne stand. Das Talent Baudry's war in die zweite Phase eingetreten: er war schon fertig gebildet.*) Abgesehen von seiner Bewunderung des Velasquez, berührt ihn Spanien überhaupt wenig: »Ich bin begeistert von dem Museum in Madrid, angeeckelt von den Stiergefechten, und voll Sehnsucht, die Palette wieder zur Hand nehmen zu können.«**)

Bei seiner Rückkehr hielt er sich in Bordeaux auf und sah seine »Toilette der Venus« nothdürftig in einer Bretterbude untergebracht, welche damals als provisorisches Museum von Bordeaux diente. In einem intimen Brief beklagt er sich mit einiger Bitterkeit über diese Respektlosigkeit für die Künste: »Ist etwa auch«, so schliesst er sein Schreiben, »das grosse Bassin des herrlichen Platzes, welcher sich gegen den Fluss hin öffnet, ein Provisorium? Ich habe hier geträumt, dass ich Nachts ganz nahe am Hôtel de Londres vorbeiginge, und dass ich da eine colossale Fontaine, von einer Bronzestatue von der Art jener des Ammanato auf der Piazza del Granduca zu Florenz, erblickte, und dass zehn grosse Marmorstatuen in einer Folge

Edelmuth M. Thiers geschenkt, nachdem die Commune dessen Haus zerstört hatte: »Ich ging nach Versailles, um Thiers zu besuchen; er befindet sich wohl, ist munter und bezaubernd, wie Sie ihn kennen mussten...... Welch guter göttlicher Geist, welcher wahre Patriotismus spricht aus seinen gestrigen Gesprächen! Es ist mir eine grosse Freude, Gelegenheit gehabt zu haben, ihm angenehm zu sein. Ich glaubte einen kleinen Theil der Erkenntlichkeit abzutragen, welche ihm ganz Frankreich schuldet, indem ich ihm meine raphaelischen Gemälde gab, welche er, wie ich hoffe, gerne immerdar bewahren wird, wenn er sie auch nur mit einer sehr zartfühlenden Delikatesse annahm.« (Brief an M. Gauja, 24. Juli 1871.) — Es war das keineswegs ein werthloses Geschenk. Baudry selbst schätzte diese Copien auf nicht weniger als 150,000 Frcs. M. Thiers, der sie für zu wenig durchgeführt hielt, schenkte ihnen kein besseres gastfreundliches Asyl, als einen dunklen Gang. Es wurden daher durch Vermittlung gemeinschaftlicher Freunde die Copien ihrem Urheber zurückgegeben.

*) Eugène Guillaume, Étude p. 23.

**) Brief an Mme. Charles Garnier, ddo. Napoléon-Vendée 12. November 1868.

bis zu den beiden Rostralsäulen aufgereiht waren, welche kamen, um die armen Standbilder eines Montaignes und Montesquieu zu trösten« Und er erklärte sich bereit, seinen Traum zu zeichnen, und aus der Esplanade des Quinconces den schönsten Platz von Europa zu machen. *)

1869 war die Akademie der Künste beauftragt worden, den Kaiserpreis (100,000 Frcs.) zu verleihen, der als Anerkennung der bedeutendsten Kunstleistung der letzten zehn Jahre ausgesetzt war. Jede der Abtheilungen der Akademie bezeichnete drei Kandidaten, Baudry kam im ersten Wahlgang unter die drei auserwählten Maler. Der Preis aber wurde dem Architekten des Justizpalastes M. Duc gegeben. Der Schöpfer der Deckenmalereien des Hôtels des Grafen Henckel-Donnersmarck dagegen wurde mit dem Offizierskreuz der Ehrenlegion entschädigt. **)

Da Baudry in Paris nicht mehr die Sammlung und die geistige Freiheit, welche die Vollendung seiner grossen Arbeit forderte, fand, beschloss er, sich wieder nach Italien zurückzuziehen. Dieses Mal betrat er die Halbinsel am Golf von Genua: »Ich habe Genua und insbesondere den alten Palast Doria mit grossem Vergnügen besichtigt Darauf wiederholte ich in Parma meinen Besuch bei dem bewunderungswürdigen Correggio, den

*) Ernest Toulouze, Paul Baudry, notes intimes. Bordeaux 1886. — Es scheint, dass der Traum Baudry's nun doch zu theilweiser Verwirklichung gelangt: Die Stadt Bordeaux hat den Monumentalbrunnen der Visconti erworben, um ihn auf den Quinconces aufzustellen.

**) Bezüglich dieser Dekorirung und des Kaiserpreises schrieb Baudry an M. Renard am 16. August 1869: »Ich habe an Sie gedacht, als ich das Offizierskreuz erhielt; denn Sie und die Herren Merland, Gauja und Moreau waren die Freunde meiner Kindheit, und ich dachte an die Freude, die Ihnen die Auszeichnung machen wird. Wenn der arme Papa Baudry am Leben wäre, würde meine Freude noch viel grösser gewesen sein. Ich bedaure, dass die Rede des Marschall Vaillant über die Bewerbung um den Kaiserpreis, von welcher Sie mir sprachen, so knapp war. Uebrigens war der Preis selbst ziemlich belastet und es wird M. Duc, der ihn bekommen, fast nichts davon übrig bleiben. Die Ehre war nicht öffentlich genug und was die materiellen Vortheile betrifft, so verzichtete er darauf freiwillig, indem er 20,000 Frcs. einem seiner Mitarbeiter und die Summe von 40,000 Frcs. der Akademie zur Gründung irgend eines Preises überwies, was ja nur zu billigen ist. Es wäre aber für alle seine Rivalen und für ihn selbst sehr ehrenvoll gewesen, wenn die verschiedenen Arbeiten und Stimmen der Commission publiciert worden wären. Ich bin, glaube ich, unter meinen Collegen der Jury der einzige, welcher aus der Concurrenz einigen Nutzen gezogen hat. Ich war nämlich im ersten Wahlgang unter den drei dem Kaiser zu präsentirenden Malern, was mir auch, wie ich glaube, das Offizierskreuz eingetragen hat. Zwar bin ich darüber vollkommen glücklich, aber ich schätze doch immer wirklichen Ruhm höher. Seine Sache gut machen und immer vorwärts schreiten, das ist das richtige Ziel. Ich danke Ihnen, theurer Freund, für Ihre liebenswürdige und unwandelbare Zuneigung,

kein Maler unserer Zeit genügend kennt« *) Ueber Venedig, Bologna, Florenz, Perugia und Assisi, wo er zumeist die theuren Erinnerungen an sein Pensionärleben auffrischte, langte er endlich in Rom an, wo sein Freund Hébert, Direktor der Villa Medicis, ihm gastfreundlich das so lieb gewordene türkische Zimmer anbot. Aber statt die erhoffte Ruhe zu finden, sah er sich zu einem bewegten Gesellschaftsleben verurtheilt, welches ihn von seinen Erwägungen und Studien abzog: »Ich sah mich ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes auf einer Partie nach Tivoli an eine Schaar von Freunden gebunden, mit welcher ich die grosse Tour zu den Fällen machte, aber das für mich bedeutendste, die Villa Adriana, versäumte. Dafür habe ich gesehen was Niemand, ausgenommen vielleicht Hébert, bemerkte, nämlich Bauern auf ihren Mänteln schlafend, gewisse Ochsengespanne und ein bewunderungswürdiges kleines elfjähriges Mädchen, welches, ein Reisigbündel auf dem Kopfe, unserem Wagen nachlief. Das in dem Staube laufende und von diesem wie in einer Wolke eingehüllte Dingelchen wog ganz allein alle Mühen des Tages auf.« **)

». . . Ich befinde mich wohl in der Akademie, ***) in meiner lieben kleinen Wohnung von ehemals; Hébert ist der liebenswürdigste Freund; aber ich muss mich vor etwas in Acht nehmen: ich sehe nämlich zu viel Leute, und, allmählich ganz zum Gesellschaftsmenschen geworden, finde ich meine Träume von Zurückgezogenheit und arbeitsamer Ruhe durchaus nicht verwirklicht. Ich habe viel weniger Freiheit als zur Zeit von Vater Schnetz, und hoffe nur, dass der Sommer alle die Pflastertreter aus Rom vertreibt und dass die langen Tage im Juni und Juli erfolgreich für meine Opera-

und bitte Sie, zu glauben, dass auch die meine für Sie und die Ihrigen keine Aenderung erfahren hat und so lange dauern wird, wie ich selbst.« — Gleichzeitig schrieb er an F. M. Moreau folgende Zeilen: »Ich wurde eben zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Sie gehören zu den Freunden, deren Andenken mein Herz treu bewahrt, und ich denke, dass es Ihnen angenehm, zu sehen, wie Ihr früherer Stipendiat der Stadt die Verheissungen hält, für welche Sie einst eingestanden sind. Mein erster Gedanke bei diesem Anlasse war an Sie und an die Herren Merland und Gauja, welche mich mit ihrer Freundschaft geehrt haben. Wenn mein armer Vater dagewesen wäre, würde meine Freude vollständig gewesen sein. Es ist immer Bitterkeit am Boden aller menschlichen Dinge; ich habe übrigens schon so viel Kummer erfahren, dass ich Resignation gelernt habe.«

*) Brief an Mme. Charles Garnier, Rom, 27. April 1866.

**) In dem vorstehend citirten Briefe.

***) An dieselbe, Rom, 17. Mai 1870.

deckenbilder werden! . . .« Aber schmerzliche Rücksichten bemächtigten sich seiner und hielten ihn von seiner Arbeit ab: einer seiner früheren Kameraden der Villa Medicis, der Bildhauer Gumery, traf, von einer schon sehr vorgeschrittenen Brustkrankheit befallen, in Rom ein! — Baudry theilte mit der Frau des Kranken die schmerzliche Aufgabe, die Schmerzen zu lindern und ihm sein nahes Ende vergessen zu machen: »Ich fühle mich schmerzlich von dem armen Gumery berührt. Zwar glaube ich, ihm nützlich zu sein, aber wie traurig ist es! . . . Er befindet sich weder besser noch schlechter; aber er schwindet dahin.« *) Gumery wollte nach Venedig, und der ergebene Freund begleitete ihn: »Sein Zustand ist immer derselbe, d. h. hoffnungslos; trotz des eingetretenen Stillstandes, der mich von Zeit zu Zeit seine Rückkehr nach Paris hoffen lässt. Ich bringe meine Zeit zwischen ihm und seiner armen Frau zu; ich hoffe, morgen früh mit ihnen nach Turin abreisen zu können.« **) Gumery entschloss sich, nach Frankreich zurückzukehren, Baudry, unermüdlich in seiner Ergebenheit, begleitete ihn bis zur Grenze: »Ich komme soeben von einer Art von letztem Gang, indem ich den armen Gumery wenigstens bis zur Pforte Frankreichs begleitete. Hinter mir liegen sechs traurige Wochen fortgesetzter Angst, welche ich mit der grössten Mühe Gumery und ebenso seiner Frau verbergen musste. Die arme Frau hat in Rom von dem Arzte eine schreckliche Mittheilung erhalten; ihr Gatte glaubte nicht daran, und ich musste ihm auch die Wahrheit verbergen und ihn zu überzeugen suchen, dass der Arzt ein Ignorant sei. Nun endlich ist meine Freundespflicht erfüllt . . . Der gütige Gott hatte die Gnade, mir das schmerzliche Ereigniss, das ich voraussah, zu ersparen. Gumery ist in besserem Befinden, als man hoffen konnte, abgereist. Vielleicht lebt er noch einige Monate; vielleicht wird die Natur ein Wunder für ihn wirken; wer weiss? Er hat wie ein Kind geweint, als er mich umarmte; ich habe mich so rasch als möglich von diesem schmerzlichen Lebewohl zurückgezogen, muss aber, hierher zurückgekehrt, täglich an ihn denken. Indess habe ich die Beruhigung, mir sagen zu können, dass ich Alles, was Freundschaft bieten kann, ihm entgegengebracht habe: meine Zeit und alle meine Gedanken von dem Augenblicke an, da er mich in Rom fand.«

*) Brief an Mme. Charles Garnier, Rom, 17. Mai 1870

**) An dieselbe, Venedig, 8. Juni 1870.

Zwei glückliche Ereignisse wogen diese schreckliche Prüfung ein wenig auf; sein Bruder Ambroise erlangte im Salon 1870 eine der zehn ersten Medaillen in der Abtheilung der Architektur, und er selbst wurde zum Mitglied des Instituts erwählt. Und zwar während seiner Abwesenheit, ohne sich darum beworben und irgend einen der gewöhnlichen Schritte gethan zu haben: »Ich bin sehr zufrieden, wie Sie sich denken können, mit Ambroise's Medaille und meiner Wahl. Das wirft einen Lichtstrahl in die Dunkelheit meines Daseins und all der Dinge, die ich seit meiner unglücklichen römischen Reise erlebt habe.« *) Und indem er die freudige Nachricht Herrn Gauja mittheilte bemerkte er: »Ich habe mich nicht beworben, **) ja ich war hier sogar ganz ohne Kenntniss bezüglich der für die Wahlen bestimmten Zeit, als ich ein Telegramm erhielt, welches mir die amtliche Candidatur mittheilte. Ich habe dieselbe angenommen und bin nun in der neuen Garde ohne Ansuchen, Bemühungen und Besuche

Ich denke manchmal — in meinen eitlen Tagen — an den so edlen und würdigen Empfang bei Ihnen, welchen Sie dem kleinen Baudry und seiner Mutter bereiteten, damals als ich kam, Ihnen meine Absichten zu unterbreiten. Heute ist es das Mitglied des Instituts, welches dem Herrn Präfekten und meinem lieben Freund M. Gauja dankt!« Auch an seinen alten Freund Merson schrieb er: »Du weisst, dass ich meine Bestrebungen nicht in den Erfolg um des Erfolges willen gesetzt habe, sondern in die Wirklichkeit der Dinge. Das ist der Grund, warum ich niemals geblendet war von thörichten Einbildungen. Die Ehre, welche man mir erzeigt hat, hat mich nicht geändert. Wenn es wahr ist, dass ich es verdient habe, muss ich bestrebt sein, mit Aufgebot all meiner Kräfte noch mehr zu erreichen. Das werde ich anstreben soweit nur meine Mittel dazu ausreichen.« ***)

*) Brief an Mme. Charles Garnier, Rom 27. April 1870.

**) Brief an M. Gauja, Rom 27. Mai 1870.

***) M. Luc-Olivier Merson, damals Pensionär der Academie, erzählt seinem Vater die Ankunft dieser Botschaft folgendermassen: Es war gegen 9½ Uhr, als ihm die Nachricht durch drei Depeschen gleichzeitig zukam, von welchen eine von seinem Bruder, die zweite von M. Pils, die dritte von M. Maurice Richard herrührte. Schon das Zusammentreffen der drei Botschaften war von guter Vorbedeutung und jeder hielt schon vor der Kenntnissnahme ihres Inhaltes das Ergebniss für gesichert. Es waren gerade unser fünf oder sechs bei dem glücklichen und glorreichen Meister, ruhig von verschiedenen Dingen plaudernd. Da erschienen die Depeschen. Ohne sichtbare Bewegung erbrach Baudry eine davon und las sie

Nachdem Baudry seine Aufgabe als Krankenwärter bis auf's Aeusserste erfüllt, konnte er endlich wieder anfangen zu malen*): »Ich komme nach und nach zu meinen Arbeitsideen zurück. Selbst wie ein Auferstandener sehe ich erst seit heute wieder mit Wonne alle die schönen Dinge von Venedig, besonders die göttliche Natur, welche mein Auge entzückt. Wie wohl werde ich mich hier befinden, um all' die grossen Dinge, die ich geträumt habe, zur Ausführung zu bringen! Ich habe hier einen Venetianischen Maler gefunden, der sich meiner annimmt; wir werden morgen irgend eine Unterkunft suchen, wo ich wohnen und malen kann. Ich kann Dir versichern, diesen Sommer werde ich die verlorene Zeit wieder einbringen, so dass es keine Verzögerung in unserem grossen Werk geben wird.«

». . . . Ich habe zu arbeiten angefangen;**) hier bin ich in dem Land meiner Träume. Wenn ich nicht wüsste, wie spöttisch Sie sind, würde ich mich in einer sehr poetischen Beschreibung ergehen, in welcher Opalblau, Marmorweiss und Sommermorgen auf den Lagunen eine Rolle spielen«

Baudry hatte sich als Arbeit während seines Aufenthalts in Italien die Vollendung der in Paris angefangenen Gemälde vorgenommen. »Ich bin hieher gekommen,***) um das begonnene Werk (der Oper) zu vollenden. Ich mache auf eigene Kosten, ohne Subvention des Staates, drei grosse Deckengemälde, worunter eines dreizehn Meter misst, und acht grosse Kolossalfiguren der Musen, welche in die Gewölbefelder zwischen den Hauptgemälden zu stehen kommen« Er hatte den festen Willen, nicht ohne die sämmtlich fertiggestellten und zur Ausstellung bereiten Sachen zurückzukehren.†) Die tragischen Ereignisse von 1870 bestimmten es jedoch anders.

Seit der Kriegserklärung loderte die feurige Vaterlandsliebe Baudry's in hellen Flammen: »Heute bitte ich Sie vor Allem,††) mir sofort die Zeitung zu schicken, die nach Ihrer Ansicht die bestunterrichtete bezüglich

uns mit sehr fester und ruhiger Stimme vor. Wir umarmten ihn alle, ich zweimal: einmal für Dich. Ich versichere Dich übrigens, er war innerlich gehörig gerührt, wenn er es auch nicht scheinen wollte.

*) Brief an Charles Garnier, 10. Iuni 1870.

**) Brief an Mme. Charles Garnier, Venedig 8. Juli 1870.

***) Brief an M. Marionneau, Venedig 11. Juni 1870.

†) Brief an Mme. Charles Garnier, Rom 23. Mai 1870.

††) An dieselbe, Venedig 19. Juli 1870.

jener Ereignisse ist, welche sich eben vorbereiten, und für welche ich den lebhaftesten Antheil als guter Franzose im innersten Herzen trage, obwohl ich den Krieg und seine Lorbeeren verabscheue. Die Philosophie ist unglücklicherweise nur ein ideales Ding, da wir mit wilden Thieren leben, müssen wir uns vertheidigen, das ist das erste aller Naturgesetze.«

Bei der ersten Unglücksbotschaft verliess er Venedig, die angefangenen Arbeiten und seine Kunstträume und kehrte nach Paris zurück, um an den nationalen Schicksalen Theil zu nehmen.

Als Freiwilliger in den Felddienst eingereiht und bald bei den Vorposten von Créteil, bald auf dem Montrouge verwendet, versah er seinen Dienst bescheiden und ruhig,*) unterzog sich mit Fassung den Entbehrungen und Gefahren, indem er ohne jeden Hintergedanken seiner selbst ganz vergass und nur an das allgemeine Unglück dachte. Mehrere seiner mit Recht besorgten Freunde, Meissonier vor allen, fürchteten, dass eine dumme Kugel, wie diejenige, welche Regnault tödtete, der Oper seinen auserlesenen Maler rauben könnte und wollten ihn der drohenden Gefahr entziehen. Baudry aber that seine Pflicht bis zum Schluss.

*) Einige Briefe an M. Charles Garnier zeigen, mit welch schlichter Hingebung Baudry die herben Prüfungen seines Soldatenlebens hinnahm. »Vorposten von Créteil, 6. Dezember 1870 — Dienstag Mittag: — Ich habe die schrecklichste Nacht verbracht, bin müde wie ein Hund, und esse nun trockenes Brod. Ich habe die Zeit todtgeschlagen, indem ich die Nebel der Seine durch die Schiessscharten eines Gartens, der sich 500 Meter weit von den Preussen befindet, beobachtete. Ach, die Schufte! Ich bin bis aufs Mark durchfroren und das ist noch nichts; fünf oder sechs Alarmrufe, und das Pfeifen der Granaten zur Zerstreuung. Ich befinde mich übrigens gut, aber ich bin sehr verstört, gar keine Nachricht über den Sachbestand in Paris zu haben. Jeden Morgen und Abend circulieren die fantastischsten Gerüchte. Schreiben Sie mir Nachrichten über Ambroise, wenn Sie deren haben. — 3. Bataillon, 1. Compagnie, Créteil«. — »Vorposten von Créteil, 6. Dezember 1870. — Montag, 8 Uhr. — Wir sind gestern Morgens um 10 Uhr abmarschiert und haben wenigstens drei Meilen, mit dem Gepäck auf dem Rücken zurückgelegt. Ruhige Nacht. Die Preussen sind vor Mesly vor uns. Reis und Pferdewürste, nichts weiter. Ich bin sehr wohl. Ich habe mein Gepäck selbst getragen, um mich an die kleinen Unannehmlichkeiten zu gewöhnen. — Grüsse an die Freunde Badin und Guizot, die wahrscheinlich Charles in der Oper besuchen werden. Es hat nicht den Anschein, als ob man sich von dieser Seite die Nase wollte abbeissen lassen. Man wird sehen. — Paul Baudry, 3. Bataillon, 1. Compagnie«. — Donnerstag, 8. Dezember 1870. — 1 Uhr. — Es haben sich hier aussergewöhnliche Dinge ereignet, von denen die Zeitungen Sie schon vor meiner Mittheilung benachrichtigt haben werden. Verhaftung von Flourens, Entwaffnung eines Bataillons von Belleville etc. etc. — Ich habe von all' dem nichts gesehen. Man hatte uns in der ersten Nacht die Weisung ertheilt, an gewissen Zeichen die Tirailleurs von Belleville zu erkennen, keiner passierte unsere Front; sie ziehen weitaus die Keller von Créteil vor, obwohl dort nicht viel zu gewinnen ist. —

Sogleich nach dem Waffenstillstand†) liess er sich durch einige besorgte Freunde aus Paris bringen, da er selbst nicht im Stande gewesen wäre, diesen erspriesslichen Entschluss zu fassen, indem die Trübsal der Belagerung und die Schmerzen der endlichen Lösung seine kräftige Natur ganz gebrochen hatten. »Ich danke Ihnen, unser gedacht zu haben; wir haben das unglückliche Paris verlassen, nachdem wir alle die Entbehrungen dort erlitten und die physischen und moralischen Leiden, die Ihnen bekannt sind, ertragen haben. Mein Bruder ist nicht verwundet worden, wir sind beide mit Bronchitis und Rheumatismus davon gekommen. Ambroise hat sich nach Aegypten gewendet und dürfte jetzt in Cairo sein. Was mich betrifft, bin ich wie ein Körper ohne Seele. Ich denke ohne Unterlass an diesen schrecklichen Krieg, an unsern Muth, an unsere Thorheit, an unsere verschleuderte Aufopferung, an die infame Raubsucht dieser verhassten Deutschen und habe Kopf und Herz voll der schlechtesten und gewaltthätigsten Gedanken. Sie wissen ja, welche Verluste das arme Frankreich erlitten. In Paris waren es gerade die Tapfersten und Intelligentesten, welche gefallen sind. Sie

Ach! meine theure Louise, man muss den Krieg in der Nähe sehen; es ist traurig! von unserer Seite war noch kein Gefecht, wohl aber sahen wie alle zwei Tage Parlamentäre. — Das Schlachtfeld von Mesly war noch nicht gesäubert worden! Wenn ich an die lackirten Stiefel und die eleganten Wagen unserer Krankenwärter denke, an die ganze Ausstellung von theoretischer Nächstenliebe, so ist es empörend! Ich hätte es lieber, und die armen Soldaten sicher auch, wenn wir Leute mit Herz und wahre Aerzte hätten; unsere sind die reinsten Possenreisser.

Meine Korporalschaft ist aus netten jungen Leuten, die Herz haben, zusammengesetzt; es sind die Herren de Ménard, Delabord, der Ingenieur Berger, de Mésgrigny, Albert Delpit etc. Da wir etwas Geld haben, habe ich mich auf den Weg gemacht, und das Gold und die Offiziersrosette bewirken gutes Resultat; aber wir erregen die Eifersucht; man heisst uns Herzoge und Grafen. Es war wenig Gefecht in den letzten Tagen. Ich glaube nicht, dass es Verwundete giebt, doch habe ich mich tüchtig erkältet. Ich weiss nicht, wann man zurückkehren wird. Wir rücken morgen aus.« — »Montrouge, Januar 1871. — Freitag Morgens. Ich weiss nicht, wann wir zurückkehren werden. Wir führen immer das gleiche Leben. Diese grässliche Kälte thut mir sehr wehe; aber ich gedulde mich. Man hat mich für die kommende Nacht frei gemacht. Ich bin 5—6 mal von der Brustwehr in den Graben gefallen. Wie schwarz war es da! Welch' ein Reif! Wir glaubten vorgestern Abend mit einem Haufen Preussen ins Gefecht zu kommen, aber die Bomben von Montrouge haben sich des Vaterlandes angenommen. Ich habe schwarze Nägel, ein unreines Gesicht und überall platzen mir die Nähte. Immer aber muss ich an meinen armen Ambroise denken. Wo ist er? In dieser Ungewissheit liegt das Peinlichste im Kriege«. »Auf dem Marsche nach Orleans, bei Montrouge. Januar, Mittwoch 11 Uhr. Es geht mir etwas besser. Welche schwere Strapatzen! Wir sind hart bedrängt«.

†) Brief an M. Tessier, Zeichnenlehrer in Fontenay-le-Comte, 17. März 1871.



FRANCE



ITALIE

Foyer de l'Opéra.)

haben von dem Tode Heinrich Regnault's gehört; ich habe deren sieben bis acht gekannt, welche auf unsern unglückseligen Schlachtfeldern um Paris blieben Es ist ein glücklicher Zufall, dass mein Bruder noch auf der Welt ist. Er war bei zehn Schlachten betheiligt. Sein tapferes und unerschrockenes Herz hat bei Gott den alten, guten Ruf der Vendéer nicht verläugnet. Was mich betrifft, so war meine Rolle eine der bescheidensten, aber ich verbrachte zwei Monate dieses entsetzlichen Winters in den Laufgräben, zwei Kilometer von den verhassten Preussen entfernt. Ich habe wahrlich gewünscht, damals zu bleiben, so verzweifelt und unglücklich war ich. Gott wird mir vielleicht die Gnade erweisen, an der Rache Antheil zu nehmen, bei der ich eine thätigere Rolle zu spielen gedenke. Diese Hoffnung wird mir zu leben und den gegenwärtigen Schmerz, der mir das Herz zerreisst, ertragen helfen. Ich drücke Ihnen innigst die Hand. Schreiben Sie mir ein Wort nach Roche-sur-Yon, wohin ich gehen werde, wenn ich Bordeaux verlasse. Ich bin hier mit Edmond About«.

». . . . Ich bin sehr traurig*) und weiss kaum, wie ich mich zurechtfinde vor Niedergeschlagenheit. Wir gehen morgen nach Vierzon, wahrscheinlich um halb zwölf Uhr, mit About, seiner Frau, der Familie Toulmonche und Ambroise«

Endlich fand er einige Erholung für Körper und Geist in Arromanches. »Ich bin hier**) seitdem ich Sie verlassen habe, in der sehr liebenswürdigen Ihnen bekannten Gesellschaft sitzen geblieben, athme hier Salzluft und trachte das verheerende Belagerungspferd zu vergessen.' Auf unglaublichen Umwegen und nach siebentägigem Herumziehen gelangten wir in diesen kleinen Winkel. Und zwar auf folgendem Wege: Orleans, Vierzon, Poitiers, La Possonnière bei Angers, Nantes, Rennes, Dol, von Dol nach Avranches et St. Lô fuhren wir mit dem Postwagen, von St. Lô nach Bayeux mit der Bahn; von Bayeux nach Arromanches mit einem gewöhnlichen Fuhrwerk; dank diesem Umweg haben wir nur sehr wenig Preussen gesehen

»Welche Trauer! Die Spuren des Kampfes um Orleans sind noch sichtbar und fühlbar; die Dörfer sind durch Kanonen zerstört, an den Strassen sieht man Laufgräben und Reste von Barrikaden, an den Grenz-

*) Brief an Mme. Charles Garnier, 5. Februar 1871.

**) An dieselbe. 25. Februar 1871.

hecken des Bahnkörpers hängen noch die Papierfetzen der Patronen; dann, von Zeit zu Zeit starrten mächtige Leichenhügel; bei und über diesen Gräbern kreisen ganze Schaaren von Raben. Das ist in Kürze das Bild des Krieges, den Rest werden wir mündlich besprechen Das Verlangen nach der Malerei und der Arbeit ist noch nicht wiedergekehrt. Aber man muss über nichts verzweifeln, selbst nicht über das arme Frankreich!« . . .

Bald, immer von About begleitet, langte Baudry zu Bordeaux in dem Augenblicke an, als die erste Nationalversammlung daselbst tagte. »Man kann keinen Schritt machen, ohne auf Jemand zu stossen, wobei ich einer der wenigen Pariser bin, die ohne politische Zwecke hieher gekommen sind. Haben Sie Paris verlassen? Ich wünschte, Sie wären in Mentone; der arme Carlo wird ein wenig Erholung bedürfen, und Sie auch, liebe Louise, der Sie sich als eine so tapfere und ächte Französin erwiesen haben. Ich schwimme ganz im Ungewissen, ohne Wunsch, ohne Hoffnung, und warte auf Arbeit, wie auf einen Rettungsbalken, um mich daran anzuklammern und so aus diesem Sturm zu retten.

»Ich sah auch Beulé und viele andere Deputierte aus meinem Bekanntenkreis. Uebrigens denke ich, dass die Versammlung bald wieder in Paris tagen wird. Ich verstehe hier die Nothwendigkeit dieser Uebertragung besser. Paris war ja sehr widerwärtig und gemein durch die Haltung des Volkes; aber aus der Ferne versteht man seine Grösse *) und liebt sie. Frankreich kann nur dort leben und wiederaufblühen†)«

Der Aufstand vom 18. März bricht aus; Baudry gehört zu jenen, welche ihn nie entschuldigt haben. Diese Pöbelerhebung im Angesicht des

*) Baudry kommt oft auf den Gegensatz zwischen der guten Bevölkerung und dem Abschaum von Paris zurück. »Ich spreche nun nicht mehr über die Belagerung von Paris mit Ihnen; das ist ein Thema voll Bitterkeit und Schmerz für mich. Dieser Kampf von fünf Monaten gegen die Bevölkerung und die Preussen war eine Hölle gewesen. Wir werden von diesen traurigen Begebenheiten sprechen, wenn wir uns wiedersehen. Verdammen Sie Paris nicht zu sehr, es hat seine Pflicht gethan; man kann darüber nie Gutes und Schlechtes genug sagen. Mein armer Bruder ist sehr Vielem ausgesetzt gewesen diesen Winter, er hat tapfer seine Pflicht erfüllt, wie ein echter Vendéer, und es war überhaupt ein Trost für mich, gerade unsere östlichen Provinzen sich so wahrhaft französisch zeigen zu sehen. Welche Niederlagen allerwärts. Mir blutet noch das Herz über all' unser Unglück. Meine Arbeiten und gewohnten Studien liegen jetzt weit ab von mir. Ich weiss nicht, an was ich mich halten soll.« (Brief an M. Merland. Bordeaux, 11. März 1871).

**) Brief an Mme. Charles Garnier. Bordeaux, 6. März 1871.

siegreichen Feindes empörte seine Vaterlandsliebe; die Brandstiftungen und Plünderungen der geheiligtesten Monumente trafen sein Künstlerherz.

». . . . Für Paris habe ich nur noch Abscheu und die tiefste Verachtung für die niederträchtige und feige Bevölkerung, so wie ich sie diesen Winter kennen lernen musste« *) Selbst den Krieg und all' den Hass, welchen er erzeugt hat, habe ich vergessen und denke nur mehr an diese Banditen, diese Räuber und Mörder von Paris. Ach Gott! Welch schreckliche Zeit, und welch ein Unglück, jetzt geboren zu sein! Ich will nicht weiter davon sprechen, ich würde nur meinen Brief mit den Gedanken von Zorn und Hass füllen, die Ihnen doch ferne liegen**)

Ich erwarte, wie Sie, den Moment, wo ich nach dem traurigen Paris zurückkehren kann, für welches ich nicht Ihre Zuneigung theile. Die Kanaille steht dort noch immer in voller Blüthe, und Sie sind die einzigen Gerechten dort (wie in der untergegangenen Stadt), durch welche sie Gnade finden könnte. Indess auch diese niederträchtige Plünderung wird eines Tages ihr Ende sehen, und ich werde meine Arbeit wieder aufnehmen. Ich werde sie den Communarden zum Trotz zu Ende führen Ich wäre übrigens nicht zu beklagen, wenn ich diesen Krebsschaden von Paris, welcher mir das Herz zusammenschnürt und empört, nicht kennen gelernt hätte«.***)

». . . . Welch schreckliche Scheusale und welche Schandmenschen sind diese falschen Republikaner. Es hat wenig gefehlt, dass die Schöpfung unseres Charles, †) und dass alle Intelligenz und der Reichthum des Landes in wenigen Minuten von ihnen vernichtet worden wären. Ungeachtet der Unermesslichkeit unseres Unglücks, dürfen wir Gott noch danken, uns wenigstens davor bewahrt zu haben. Aber ich bin ausser mir, niedergeschmettert über die Bosheit und besonders über die ruchlose Brutalität dieser Brandstifter, dieser Räuber und Mörder. O diese Elenden!« ††)

Persönlich hatte Baudry wenig gelitten; die Arbeiten, welche er in Paris zurückgelassen hatte, wurden nicht beschädigt, ausgenommen vier Cartons aus der Serie der fünf Sinne, welche der Brand der Gobelins ver-

*) An dieselbe. Nantes, 2. April 1871.

**) An dieselbe. 22. April 1871.

***) An dieselbe. 18. Mai 1871.

†) Garnier, der Architekt der Opera.

††) An dieselbe. 3. Juni 1871.

zehrte. »Ich empfinde immer tiefen Schmerz bei dem Gedanken an Paris, an das Unglück unseres Landes und die Nachricht, welche sie mir von Curzon erstatteten, vermehrt noch meinen Kummer. Armer Curzon! so viel Arbeit, so viel hochbedeutende Entwürfe, alles verloren! Das ist entsetzlich! Ich schätze mich glücklich, diesen miserablen Brandstiftern entgangen zu sein. Sie werden sich erinnern, dass ich mit dem Entschluss zögerte, meine Malereien zu verstecken. Ich hatte bei Herrn Ravaisson um einen Platz im Louvre, dann bei Vater Badin um einen solchen in der Gobelinssammlung gebeten. Ich wäre ganz verloren gewesen, und weiss nicht, ob ich den Kummer hätte überleben können, wenn ich die Arbeiten für die Oper und meine Copien nicht erhalten wüsste. Glücklicherweise waren sie bei Desforges-Carpentier, rue Auber, aufbewahrt, sowie auch die Diana und alle andern Skizzen zu den Deckengemälden Ich kann dem Geschick nicht dankbar genug sein, dass es mich nur in meinen Werken bei den Gobelins betroffen hat, wo wie ich glaube, Malereien und Teppiche ganz zerstört sind«*)

In Bordeaux und Nantes, wo er während der Tage der Trauer Unterkunft und Gelegenheit zu einigen Arbeiten fand,**) malte er mehrere Bildnisse, zunächst Edmond About im Reiseanzug, den mit einer Pelzmütze bedeckten Kopf vortheilhaft von dem jaspisblauen Hintergrund abhebend, voll von Entschlossenheit und Sicherheit, aber auch von der boshaften Schneide des geistvollen Schriftstellers, ein kleines Porträt, von der Art jenes des Ambroise Baudry, zu dem es ein köstliches Gegenstück bildet.***) Dann Frau Louis Cézard von Nantes, die reizende Blondine in schwarzem Sammetkleide, in einem gelben Fauteuil sitzend, über welchen ein indischer Cachemirshawl geworfen ist, dessen Falten in der besten Art eines Ingres drapiert sind: eine bezaubernde Erscheinung in ihrer fast ländlichen einfachen Haltung, mit ihrer zarten Hautfarbe, ihren hellen, eine edle Seele spiegelnden tiefempfindungsvollen kindlichen und träumerischen Augen, und mit dem lächelnden

*) Brief an Mme. Charles Garnier. Nantes, 6. Juni 1871.

**) »Ich reise diesen Morgen nach Nantes (schrieb er an M. Renard, la Roche-sur-Yon, 29. März 1871), wo ich vielleicht einige Porträts male, wenn ich anders mein Handwerk noch kann, das ich seit dem traurigen August 1870 vergessen habe.«

***) Dieses Porträt, auf einen Cigarrenkistchendeckel gemalt, entstand im März 1871 zu Bordeaux in einem zum Atelier improvisirten Winkel der Loge eines Portiers.



GRANDE-BRETAGNE



GRÈCE

(Foyer de l'Opéra.)

Mund, durch den wassergrünen, von leichtem Lichtschein durchdrungenen Hintergrund zu den wirksamsten Schöpfungen des Künstlers zählend. In Nantes entstanden ferner noch: M. Massion, an die schönen vlämischen Bilder von Rubens erinnernd, dann Mme. Massion und endlich Mme. Chéssé, ein Bildniss von sehr lebhaftem und charakteristischem Ausdruck, im Ton warm und goldig.

Alle diese Bildnisse, sowie diejenigen von Garnier, vom Grafen Henckel-Donnersmarck, von Herrn Badin und andere, welche in der Zeit der Ausführung der Foyerdeckenbilder der Opera entstanden sind, bekunden eine breitere Art, in welcher der Pinsel des Dekorationsmalers denjenigen des Staffeleimalers verdrängt.

Nach seiner Rückkehr nach Paris*) installierte er sich im Opernhaus selbst über zwölf Treppen, unter dem Dach; auf welche Art er die Ausgaben für ein eigenes Atelier, die seiner erschöpften Börse unerschwinglich gewesen wären, vermied. »Ich nehme wieder meine alten Arbeiten auf, von welchen mir noch ein bedeutendes Stück obliegt. Fast möchte ich befürchten, dass mich die Sache ganz an ihr Triebrad fesselt, aber ich werde auf jeden Fall bemüht sein, mich im September frei zu machen, um ein wenig das Land um Nantes und die Vendée zu durchstreifen.**) Diese freiwillige Abgeschlossenheit, dieses »geizige Leben«, wie er es selbst nennt, dauerte drei volle Jahre. »In einem Atelier in der rue Boissy d'Anglas begonnen,***) ward das Werk in der Oper selbst, in den Räumen, die heute das Foyer der Künstler bilden, fortgesetzt und in einem grossen jetzt das »Lüstrezimmer« genannten Raume fertig gestellt. Dort sind diese grossen Kunstwerke vollendet worden. Wer schildert das Leben des Künstlers auf diesem seinem Höhepunkt! Sobald er einmal sein improvisiertes Atelier betreten, welches sich ganz oben im Gebäude befand, stieg er den Tag über nicht mehr herab. Umgeben von seinen Gemälden beschäftigte er sich allerdings zumeist mit den Hauptbildern, überging sie aber alle wiederholt. Jeden Tag

*) Am 6. Juni 1871 schrieb er aus Nantes an Mme. Charles Garnier: »Ich werde nun doch nach Paris gehen, sobald mein Porträt vollendet ist und mein Atelier verlassen, um mich in der Opera niederzulassen, wo mir Charles wohl Unterkunft schaffen wird. Ich bin gewillt, meine grossen Arbeiten wieder aufzunehmen, und kann das nur in Paris thun; es wird Ihnen aber nicht gelingen, mich diese verfluchte Stadt wieder lieben zu machen.«

**) Brief an M. Gauja, 24. Juli 1871.

***) Eugéne Guillaume, Etude p. 25.

fügte er etwas hinzu und übertrug mit dem gesteigerten idealen Leben einen grossen Theil von sich selbst in seine Schöpfung. Nur für wenige Augenblicke verliess er seine Arbeit; das Atelier hatte einen Ausgang nach dem Giebel, so dass ein paar Schritte ihn auf den höchsten Punkt des Baues brachten. Von da aus, wo er einen weiten Horizont überschaute, erfrischte er seine Augen an der Helle, athmete die freie, unendliche Luft und kehrte nach diesem stummen Genuss zu seiner Arbeit zurück. Ohne sich während dieser Zeit durch irgend etwas, selbst nicht durch zerstreuende Gedanken in seinem grossen Werke stören zu lassen,*) ohne sich auch nur die geringste Erholung zu gönnen, ohne Jemand, selbst seine nächsten Freunde, zu sehen arbeitete er von früh bis spät, manchmal sogar in der Nacht. Vergebens bietet man ihm einträgliche Arbeiten an: »Ich könnte sie vor zwei Jahren nicht annehmen, und auch dann wären sie nicht die ersten, denn ich schiebe alle Anträge, die man mir jede Woche macht, auf diese ungewisse Zeit hinaus. Inzwischen widme ich mich mit Genuss meinen Malereien für die Oper für 383 Francs den Meter.«**)

Der Brand in dem Saal der rue Le Peletier vermehrte die Schwierigkeiten. Von allen Seiten drängte man den Architekten und seine Mitarbeiter zu einem raschen Schluss. Baudry musste eine übermenschliche Thätigkeit entfalten, um seine Arbeit zu der ihm festgesetzten Stunde zu vollenden. »Ich hielt die Sache für unmöglich; habe mich aber gefügt und selbst meine Gesundheit dabei geopfert. Du machst Dir keine Vorstellung von diesen Qualen und von den verzweifelten Schmerzen, welche mir dieses unbeschreibliche Uebermass von Arbeit machte; zweimal glaubte ich, dass ich es nicht zu Stande bringen könnte; aber ich habe doch fertig gebracht, was Du unmöglich nanntest.«***)

Bevor die Gemälde im Opernfoyer angebracht wurden, wurden die Malereien während der Monate August und September 1874 in der Akademie

*) Er machte nur zwei oder drei in wenigen Sitzungen ausgeführte Porträts für seine Freunde. So vergrösserte er 1872 das Porträt des jungen M. Jules Badin, von welchem er Gesicht und Brust schon 1869 gemalt hatte, bis aufs Knie, wodurch es ein schönes und stolzes Bildniss, in der Art der Venetianer der besten Epoche, wurde. Dann malte er den kleinen, einjährigen Nino Garnier, die ebenso alte Suzanna About, und Charles Beulé, mit seinem schönen Blondin-Incarnat.

**) Brief an M. Girardot. Paris 1873.

***) Brief an Charles Garnier. Paris 17. August 1874.

der Künste ausgestellt.*) Der Erfolg war durchschlagend, die französische Schule zählte einen grossen Meister mehr.

Die Ausschmückung des Opernfoyers ist in der That ein grossartiges Kunstwerk, wie man es seit der Renaissance kaum ähnlich gesehen. Es handelte sich darum eine Fläche von nahezu 500 Quadratmetern zu bedecken, bestehend aus drei grossen Deckenfeldern, zwölf Gewölbezwickeln, zehn Surporten und acht Zwischenfüllungen. Es war keine leichte Aufgabe, diese grossen Flächen mit Compositionen auszufüllen, entsprechend der Bestimmung des Raumes, mannigfaltig in ihrer Einheit, getragen durch einen gemeinsamen Gedanken und unter sich verbunden ohne Künstelei und Zwang.

Baudry hütete sich wohl dabei, das Malen selbst anzufangen, bevor er nicht einen vollständigen und massgebenden Plan über alle Einzelnheiten ausgearbeitet hatte. »Er hatte dabei einen Weg eingeschlagen,**) welcher befremdlich erscheinen konnte. Vorerst hatte er ein Programm seines Werkes im Ganzen entworfen; aber sich nicht auf dieses Allgemeine beschränkt, denn nun begann er für jeden Einzelgegenstand für sich selbst eine schriftliche Auseinandersetzung zu machen. Er bezeichnete sich dabei den Platz

*) Meine Ausstellung wird von dem Comité des Künstlerunterstützungsvereins zu dessen Gunsten veranstaltet, mit einem Drittelantheil der an der École des Beaux-Arts errrichteten Freiwilligen-Kasse zu Gunsten der würdigsten und ärmsten Schüler. Diese Ausstellung wird im Laufe der ersten Hälfte des August eröffnet werden, und, so viel ich hoffe, zwei Monate dauern. Bis zum 15. Oktober werde ich den Vorhang fallen lassen About soll den Catalog machen« Baudry überwachte sorgfältigst diese Ausstellung: »Ich bin immer in der Schule und dränge, dränge mit aller Macht; Montag werden wir eröffnen können. Die Photographen arbeiten zu gleicher Zeit, und ich bin dabei, wie Du Dir denken kannst, wie ein Mann bei seiner kranken Frau. Ich wimmere und seufze.« (Brief an Charles Garnier, Mittwoch, 17. August 1874.) Eine wichtige Frage war das Firnissen dieser ungeheuren Leinwandflächen. Baudry wurde Chemiker, versuchte alle Arten Firniss, indem er Fachmänner darüber befragte. Von verschiedenen Seiten, sogar von höchster, kamen ihm Rathschläge zu: »Die gute Königin von England, von Mitleid bei dem Gedanken an das Schicksal meiner unglücklichen Malereien gerührt, schickt mir einen geheimen Vegetabilfirniss, der ihr vom Prinzen Albert, der die Künste verehrte, anvertraut worden war.« (Brief an Frau Garnier, la Roche-sur-Yon, 29. September 1874.) Am Tage der Eröffnung entzieht er sich dem Triumph und flieht nach Roche-sur-Yon, von wo er erst zurückkehrt, um die Montierung seiner Gemälde in der Oper zu leiten: »Ich habe selbst bereitwilligst Hand ans Werk gelegt und die ganze Nacht bis drei Uhr auf meinem Gerüste in der Oper arbeiten müssen, 18 Meter vom Boden entfernt. Ich bin ganz erschöpft.« (Brief an M. Renard, Paris, 21. Nov. 1874.) Der Reinertrag der Ausstellung belief sich auf 34,120 Francs; nahezu 11,000 Francs fielen der Kasse der Freiwilligen der Schule zu; 2000 Francs wurden dem Wohlthätigkeitsbureau in Roche-sur-Yon zugewiesen, das Uebrige der Genossenschaft der lebenden Künstler.

**) Eugène Guillaume, Étude p. 24.

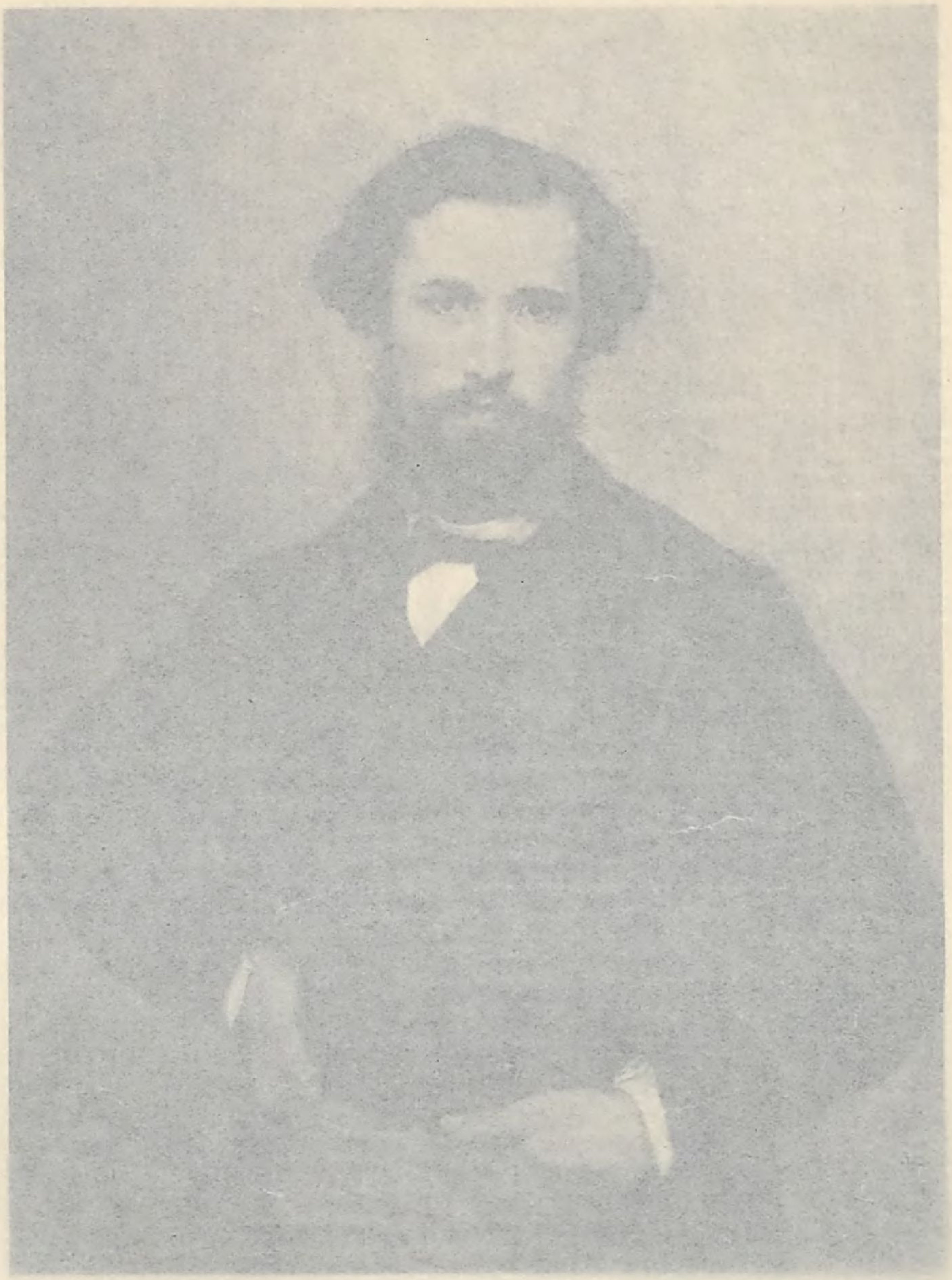
der Personen und der Gruppen und bestimmte deren Aktion, Ausdruck und Charakter. Manchmal zeichnete er den Umriss des Rahmens einer Composition und füllte den Innenraum nicht mit Figuren, sondern mit Notizen aus, welche das geistige Skelett von dem enthielten, was das Bild vorstellen sollte. Es schien ihm, dass die doppelte Fähigkeit, welche dem Künstler eigen ist, nämlich zu schaffen und gleichzeitig zu beurtheilen, sich so mit mehr Sicherheit übe. Hatte er sich dann mit sich selbst auseinandergesetzt und seine Idee sich vollkommen klar gemacht, übertrug er sie ins Bild. Das erinnerte an Racine, der seine Tragödien zuerst in Prosa schrieb. Was Baudry im Grunde betrifft, so ging er ganz logisch zu Werke, es handelte sich um Allegorien, und Allegorien sind ein Spiel der Vernunft. Auch zog er aus dieser Art vorzugehen, grossen Vortheil; nachdem er seine Idee vollständig zu Faden geschlagen, hatte er mit dem Pinsel nicht mehr zu tasten und herumzuändern.«

»Nach dem Beispiel von Michel-Angelo*) gestaltete Baudry seine Dichtung wie ein einziges Gemälde, welches seine naturgemässen Glieder hat, die alle von einem gemeinsamen Mittelpunkt beherrscht werden.«

»Wenn auf der einen Seite Architektur und Bildhauerkunst den materiellen und ruhenden Theil dieses luxuriösen Gebäudes harmonisch zu durchdringen haben, fällt der Malerei die Aufgabe zu, in den Bau das hineinzubringen, was erst sein Lebens- und Bewegungselement ist: Poesie, Musik und Tanz. Aber diese drei Künste gehen von einem gemeinsamen Mittelpunkte aus, dem Idealen. Um dies zum Ausdruck zu bringen, hat sich der Maler nicht gescheut, das irdische Gebiet zu verlassen und sich stracks zu den ätherischen Sphären zu erheben, von wo die mächtigsten Regungen des menschlichen Gedankens ausgehen.

»Von azurblauem, Licht und Glanz strahlendem Himmel hebt sich eine ringsumlaufende Balustrade ab, auf welcher korinthische Säulen mit vergoldeten Kapitälen die Gewölbe stützend ruhen. Obelisken erheben sich in den Himmel, dessen Mittel den Sehpunkt dieser schönen Deckenper-

*) Wir entnehmen die Beschreibung des Cyklus einer zu wenig bekannt gewordenen Arbeit: Etude sur les peintures de Paul Baudry au foyer du nouvel Opéra de Paris par Camille Renard, professeur d'histoire de l'art à l'Académie des Beaux-Arts de Liège. Anvers 1874. Von allen analytischen Beschreibungen seines Werkes hat Baudry selbst diese für die genaueste, vollständigste und für diejenige erklärt, welche am lebhaftesten von der Empfindung des Künstlers selbst durchdrungen sei.



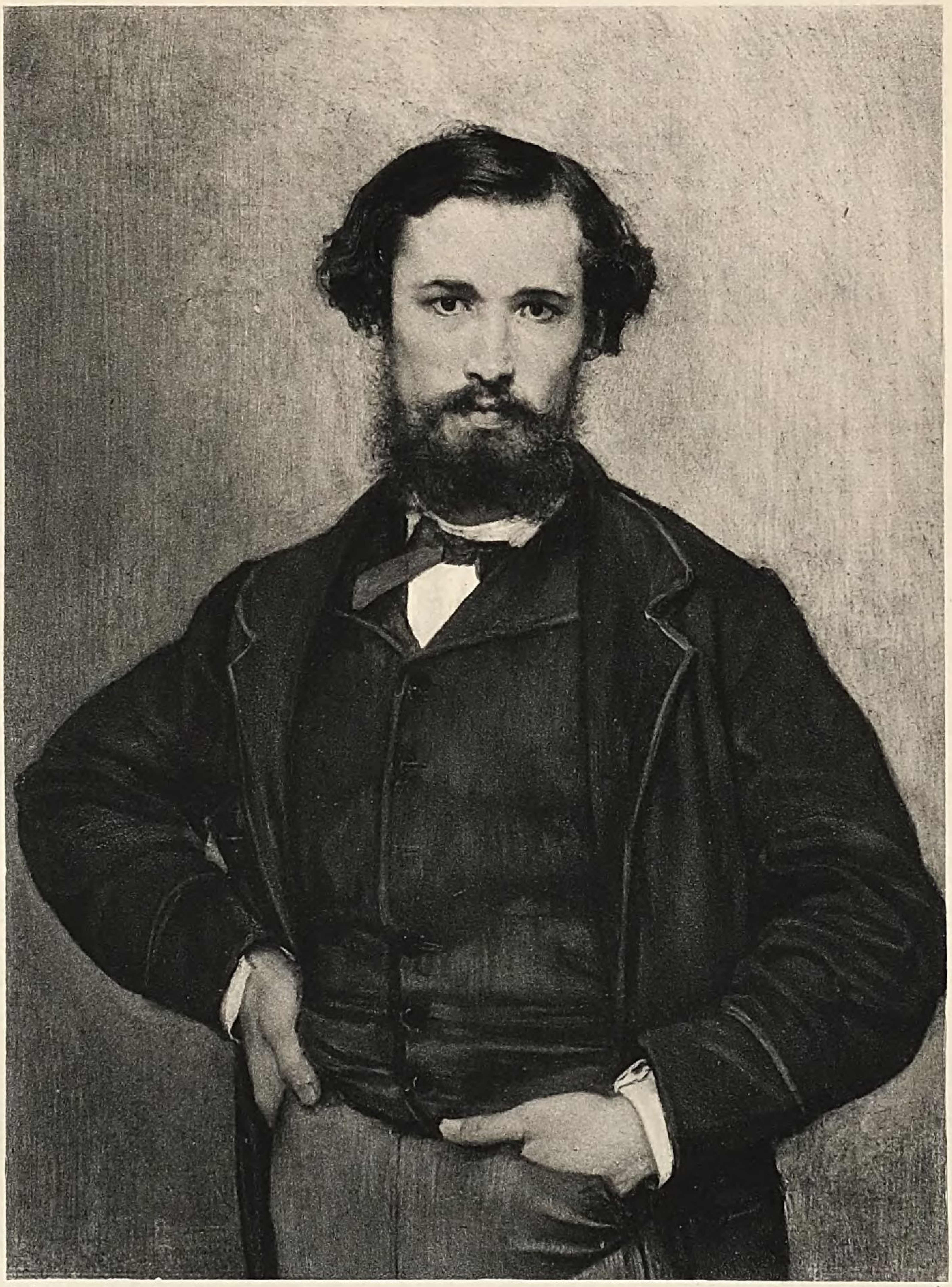
der Figuren und der Gruppen und bestimmte deren Aktion, Ausdruck und Charakter. Hierdurch umschuf er den Umriss des Rahmens einer Composition und füllte den Bauraum nicht mit Figuren, sondern mit Ideen aus, welche eine geistige Einheit von dem enthielten, was das Bild darstellen sollte. Er übte also die doppelte Fähigkeit, welche dem Künstler eigen ist, zugleich zu schaffen und gleichzeitig zu beurtheilen, [illegible]. Hatte er sich dann mit sich selbst auseinandergesetzt und seine Idee sich vollkommen klar gemacht, übertrug er sie auf das Bild. Nach dem Beispiel von Racine, der seine Tragödien zuerst in Prosa schrieb, [illegible], so ging er ganz logisch zu Werke, er betrachtete [illegible] als ein Spiel der Vernunft. Dann zog er [illegible] grossen Vortheil, nachdem er seine Idee vollständig in Prosa geschrieben, hatte er mit dem Pinsel nicht mehr zu suchen und herumzutasten.«

»Nach dem Beispiel von Michel Angelo*), gestaltete Baudry seine Zeichnung wie ein [illegible] Gerippe, welches seine naturgemässen Glieder hat, die alle von einem gemeinsamen Mittelpunkt beherrscht werden.«

»Wenn nun hier einerseits Architektur und Bildhauerkunst den materiellen und sichtbaren Theil dieses herrlichen Gebäudes harmonisch zu durchdringen haben, fällt der Malerei die Aufgabe zu, in den Bau das hineinzubringen, was [illegible] Lebens- und Bewegungselement ist: Poesie, Musik und Tanz. Aber diese drei Künste gehen von einem gemeinsamen Mittelpunkte aus: dem Herzen. Um dies zum Ausdruck zu bringen, hat sich der Maler [illegible], das irdische Gebiet zu verlassen und sich [illegible] zu den himmlischen Sphären zu erheben, von wo die mächtigsten Regungen des menschlichen Gemüthes ausgehen.

Von [illegible] Licht und Glanz strahlendem Himmel hebt sich eine [illegible] Balustrade ab, auf welcher korinthische Säulen mit vergoldeten Kapitälen, das Gewölbe stützend ruhen. Obelisken erheben sich in den [illegible] Mittel den Sehpunkt dieser schönen Deckenper-

*) Wir entnehmen die Beschreibung des [illegible] einer zu wenig bekannt gewordenen Schrift: »Étude sur les peintures de Paul Baudry au foyer du nouvel Opéra de Paris par [illegible] d'histoire de l'art à l'Académie des Beaux-Arts de Liège. An[illegible] Von allen analytischen Beschreibungen seines Werkes hat Baudry selbst diese für die [illegible] vollständigste und für diejenige erklärt, welche am lebhaftesten von der Empfindung des Künstlers selbst durchdrungen sei.



Peint par Paul Baudry. *Photogravure Boussod, Valadon & Cie.*

M. AMBROISE BAUDRY

LIBRAIRIE D'ART. LUDOVIC BASCHET EDITEUR_PARIS.

spektive bildet. In dieser klaren Atmosphäre erheben sich zwei Schwestern, die Harmonie und die Melodie, jene ihre Gefährtin stützend, gegen die himmlischen Regionen, geleitet von der auf dem feurigen Pegasus emporsteigenden Poesie. Diese von der Gluth der menschlichen Seele durchdrungene Gruppe wird auf ihrer luftigen Bahn von der Ruhmesgottheit empfangen, welche ihnen majestätisch die Krone der Macht reicht, und im Begriff steht, mit der Posaune des Weltrufes die Triumphe des Geistes über den Stoff feierlich zu verkünden.

»Diese majestätische Fanfare ertönt in Mitte eines Chorus der Bewunderung, angestimmt von einer Schaar von Genien, welche auf der ringsum laufenden Balustrade gelagert sind und von Blumen umgeben den festlichen Vollzug dieser göttlichen Verbindung betrachten.

»Dieses mittlere Deckenbild, welches in klarer und bildgemässer Symbolisirung die göttliche Begeisterung des menschlichen Gedankens darstellt, vervollständigt sich in seinem Inhalt durch die folgenden Deckengemälde, welche die unentbehrlichen Ergänzungen dazu bilden.

»Das eine stellt die Tragödie, das andere die Comödie dar. Angesichts dieser ist es am Platze, die strenge Logik hervorzuheben, mit welcher Baudry die drei Arten von absoluter Schönheit, wie sie die Griechen so vorzüglich sich zu vergegenwärtigen wussten, zu charakterisiren vermochte. Zunächst die ruhige und heitere Schönheit, welche aus der Verbindung und aus dem Gleichgewicht von Melodie und Harmonie entspringt, dann die ernste, manchmal düstere und wilde Schönheit, welche den tragischen Vorgängen innewohnt, endlich die fröhliche, ablehnende oder lüsterne Schönheit, wie sie die Comödie wiederspiegelt.

»Die Tragödie sitzt auf dem geheiligten Dreifuss der Pythia, das Schwert in der Hand, herzlos und wild dem dramatischen Ausbruch der Leidenschaft, welche sie entzündet hat, beiwohnend. Ueber der Scene, wo sich der Schrecken, die Wuth und das Mitleid zugleich zeigen, breitet der Adler, dieser blutdürstige Vogel, seine düsteren Fittige aus. Bei seiner Annäherung schwingt sich die Wuth, das Haupt von wirrem Haar umflattert und in der einen Hand einen Dolch, mit der andern Hand eine brennende Fackel haltend, in die Lüfte und streut Wahnsinn und Tod aus. In ihrem wüthenden Ansturm scheint sie eine lebende Verkörperung des zürnenden Himmels zu sein, dessen düstere Wolken ein Blitz durchfurcht. Die Gestalt

des Schreckens zieht sich schaudernd zurück und sucht mit einer Geberde voll von Vornehmheit und ausdrucksvoller Wahrheit die sie bedrohende Gefahr durch eine jener Bewegungen zu bannen, in welchen sich bewunderungswürdig die Erregtheit aller moralischen und physischen Fähigkeiten kund giebt. Ihr gegenüber als Gegensatz streckt das Mitleid im Trauerkleid, bis ins Innerste erschüttert durch Schmerz und Leid, die Arme aus und ruft die Theilnahme an. Diese bemerkenswerthe Figur ist wie eine sympathische und ergreifende Note eines Tonstückes, in dem sonst Alles Wuth und Schrecken athmet. — Die Comödie bietet ein Bild ganz anderen Eindruckes dar. Einige Reiser in der einen Hand schwingend, entlarvt Thalia mit der andern einen grotesken Faun, indem sie ihm die Löwenhaut, mit der er bedeckt ist, abzieht. Zur Seite der Muse schiesst ein mit einem Bogen bewaffneter Genius, dessen kleine auf dem Haupte züngelnde Flamme sein geistiges Wesen kennzeichnet, einen Pfeil auf den unkeuschen Schalk ab, während Amor mit einem Flügelschlag ins Unendliche zurückkehrt.

»Die drei Deckengemälde versetzen also den Beschauer in die wesentlich metaphysische Welt des Ideals. Durch den Platz, den sie einnehmen, beherrschen sie das Gesammtwerk, und bilden so den Mittelpunkt, aus welchem sich die irdischen Darstellungen so entwickeln, um das Ganze vervollständigen zu können; denn es genügt nicht, die himmlischen Harmonien zu symbolisiren, man muss auch zeigen, dass sie die Verbindungsglieder sind und auch immer waren, welche den Menschen mit dem Schöpfer verknüpfen.

»Die oberste Partie des Gesammtwerkes sollte also vor Allem die Sprache der Götter sprechen und zu dem göttlichen Ursprung aller Dinge zurückführen. Aber so wie die Sonne uns ihre belebende Wärme sendet und uns, sowie Alles, was uns umgiebt, mit Leben und Beseelung durchdringt, so verbreiten auch die göttlichen Musen, gruppiert um den Altar der Poesie, unter die Sterblichen das belebende Manna der edlen Bestrebungen, und der edelmüthigen Hingebung.

»Von dem Mittelschmuck des Saales geht das Auge der leichten Biegung des Gewölbes folgend zu zwei grossen Darstellungen über, in welchen der Maler die legendarische Geschichte der Poesie und der Musik entwickelt. Indem er uns vom Himmel zur Erde herabführt, bringt er uns an die reinen Quellen der Geschichte und Legende. Von den zwei Compositionen stellt die eine den Parnass, die andere die bildungverbreitenden Dichter dar.

»Im Mittelpunkt des heiligen Berges erscheint der König der Dichter, Apollo. Er steigt aus seinem leuchtenden Wagen, nachdem er seine Aufgabe erfüllt und die Lüfte mit seinem glänzenden Licht durchzogen hat. Die Horen spannen die Pferde aus, während der majestätische Reigen der Grazien und Musen sich zu ihrem unsterblichen Herrn wendet.

»Apollo, hell strahlend von Glanz als Sonnengott wird von Eros, dem schöpferischen Hauch, begleitet. Sein Erscheinen lässt die Bewohner des Parnasses ahnen, dass der Gott der Poesie sich beeilt, von Leidenschaft und Liebe zu singen. Die Grazien, eng verschlungen, bieten ihm desshalb die Lyra und das elfenbeinene Plektrum an, während Clio die heroische Posaune trägt, und die grossen Meister der modernen Musik einlädt, dem göttlichen Sänger zu lauschen. In diesem Augenblick schweigt alles; Euterpe bedeutet Urania, dass der Gott anwesend; Thalia nähert sich ihm, um ihn besser zu hören, Calliope lehnt den Kopf innig auf die Schulter ihrer älteren Schwester, und während die sitzende Terpsichore, halb umgewendet, die ersten Laute zu erhaschen sucht, vertieft sich die sinnende Polymnia unter einem Lorbeerstrauch in schweigendes Hören.

»Merkur, der Führer der Schatten, führt dem göttlich poetischen Concert die berühmtesten Componisten zu: Mayerbeer, Rossini, Hérold, Auber, Boïeldieu, Méhul und unter ihnen Mozart, welcher sich mit Erato, der liebenden Muse, unterhält. In der äussersten rechten Ecke des Bildes hält der Künstler es für seine Pflicht, sich selbst zu verewigen und zwar in Begleitung von Garnier, seinem Mitarbeiter an der grossen Schöpfung der Opera und von Ambroise Baudry, seinem eigenen Bruder.

»Die zweite Darstellung, jene der die Bildung verbreitenden Dichter, ist der ersten gegenüber: es ist das Morgenroth der Geschichte, welches für uns mit diesem männlichen und mächtigen Dreigestirn, Homer, Orpheus und Hesiod aufgeht. Der dämmernde Tag bricht an, die menschliche Bildung beginnt.

»Auf den Stufen eines dorischen Tempels sitzend überschaut der alte Homer die Geschicke der Welt. Unter den Einflüsterungen der Poesie, welche mit blauen Flügeln und mit der goldenen Lyra charakterisiert ist, besingt er den Ruhm der Götter. Jeder Vers, von den ihn umgebenden Dichtern gesammelt, wird bald die Philosophie, die Architektur, die Bildhauerkunst und die Malerei mit passenden Bildern bereichern. Orpheus,

dessen Töne die wilden Thiere besänftigen, lehrt den Urmenschen die Gesetze der Moral; wie Christus predigt er ihnen die Nächstenliebe. Hesiod endlich preist die Arbeit, diesen mächtigen Hebel des Geistes, dieses sichere Unterpfand des menschlichen Friedens und des nationalen Glücks.

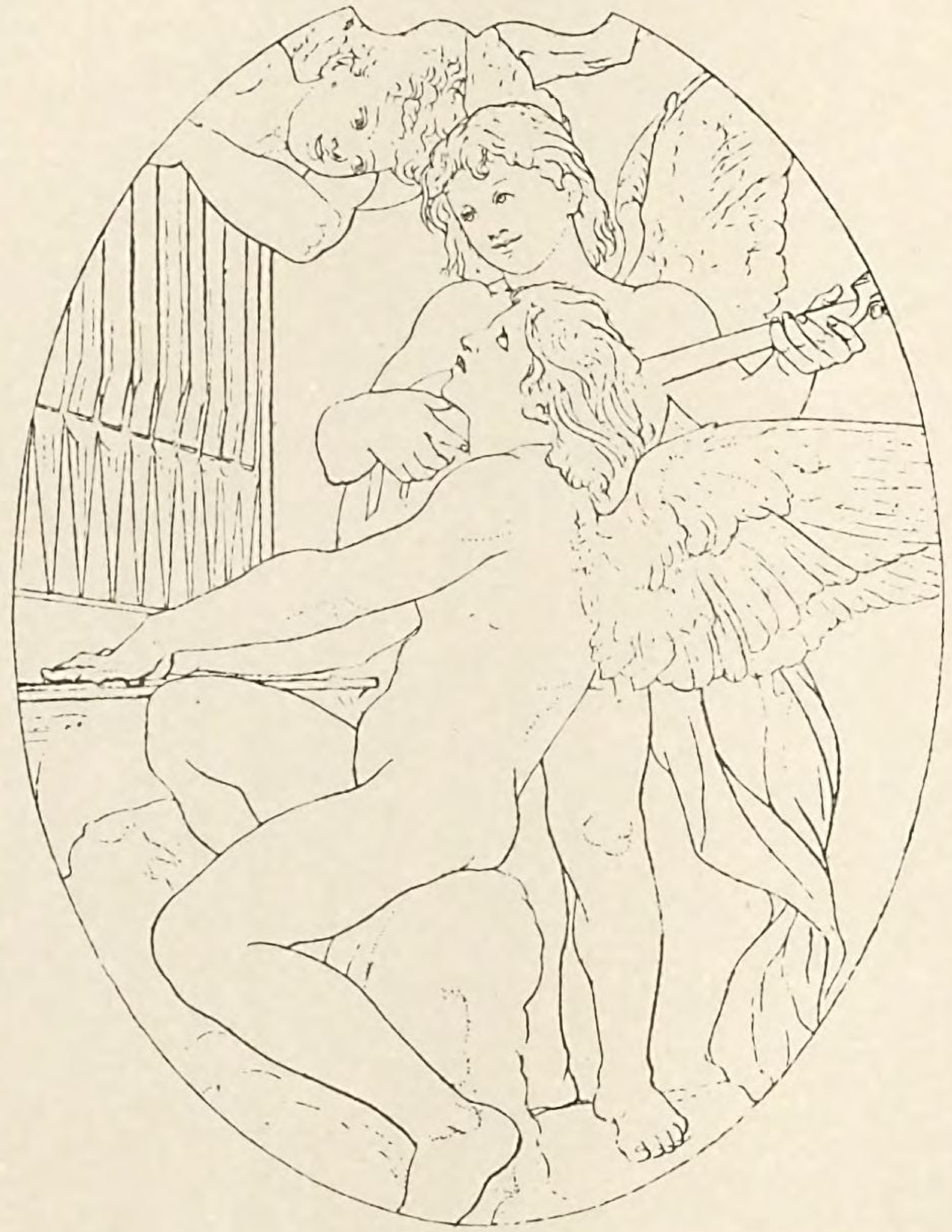
»Die drei Gruppen bauen sich in einer bewunderungswürdig angeordneten Pyramide auf, von welcher sich in lebhaft bewegten Reihen das Gefolge von Helden, von Athleten und Kriegern mit Achilleus an der Spitze ablöst.

»An den beiden Enden des Bildes gruppierte der Maler mit verständnissvollem Eingehen auf antike Grösse einerseits eine noch im Urzustande sich befindliche Familie, den sympathischen Gesängen Orpheus' gierig lauschend, und die glühende Begeisterung des Dichters instinktiv ihren Mitgliedern vermittelnd, anderseits eine Gruppe von Landleuten und Hirten, welche von Hesiod die antiken Sprüche des Weisheitscodex empfangen.

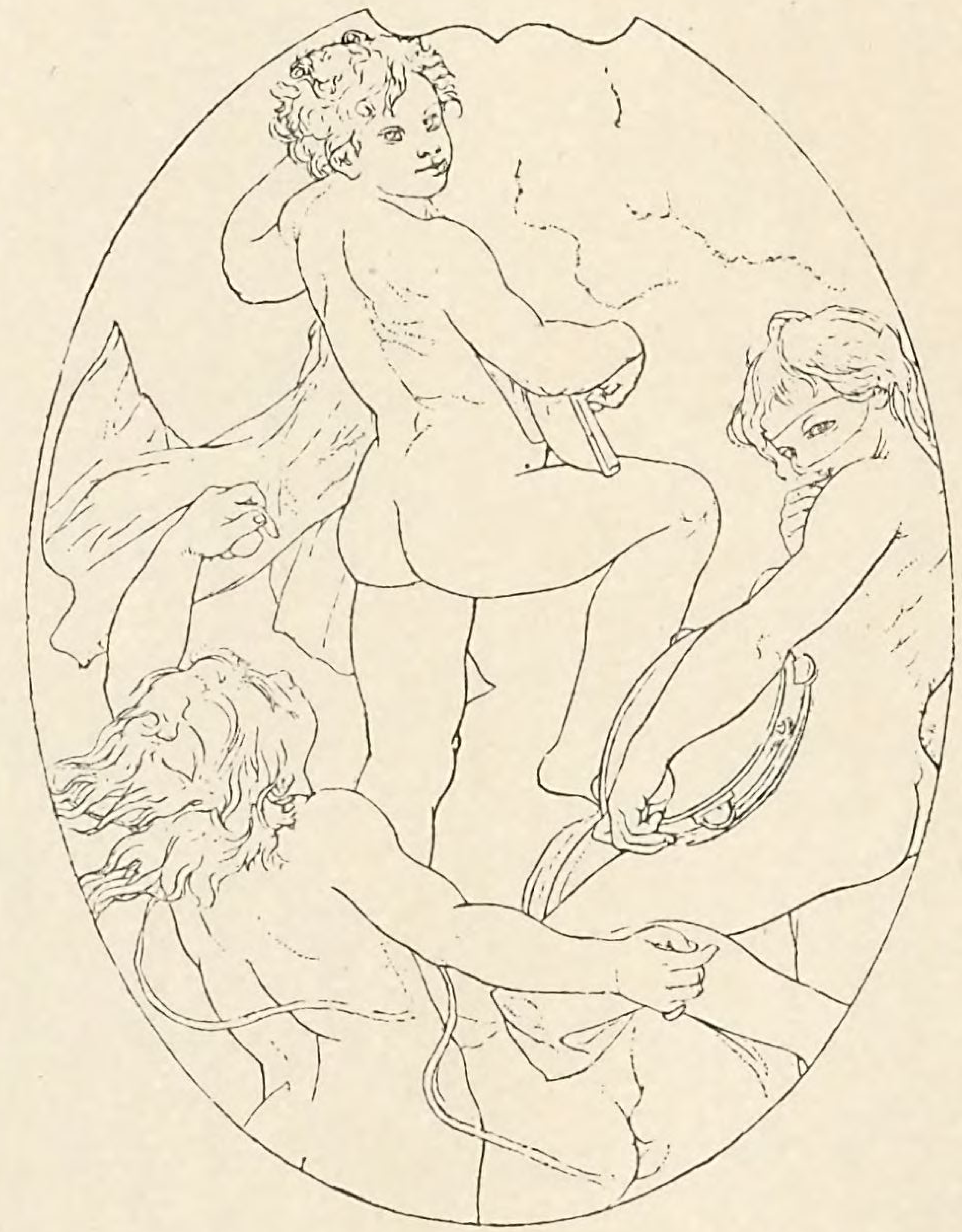
»Unter den zahlreichen Figuren dieser Scene entdeckt man einige Individualitäten, welche den Inhalt der Gesammtdarstellung noch vervollständigen. Hier bereitet sich Jason in Erstlingsversuchen der Schifffahrt auf den Argonautenzug vor, dort entdeckt Polyklet die synthetischen Proportionen des menschlichen Körpers und leitet das Studium der anatomischen Gesetze ein. Weiterhin trägt der Sieger in den Festspielen seinen Dreifuss davon, während ein Gymnast das feurige Pferd eines siegenden Reiters hält.

»Die Entwicklung dieser zwei grossen Compositionen ist erschöpfend tief und doch sehr klar in ihrem Ideengang. Ihre Erklärung ist leicht für Jedermann, dessen jugendliche Gefühle für die Töne der bewunderungswürdigen Mythologie der Griechen empfänglich sind. Aber das ist noch nicht Alles.

»Verlässt man die Zone der Legenden und Fabeln, so tritt der Beschauer vollständig in das Reich des Wirklichen ein. Das Hauptthema spitzt sich zu und entwickelt sich in Einzelheiten, welche die verschiedenen Eindrücke der musikalischen Kunst spezialisiren. Da zunächst der Künstler sich nicht herbeilässt, seinen Weihrauch anders als zu Gunsten der höchsten Schönheit zu verbrennen, so bringt er in seinem »Urtheil des Paris« seine Achtung vor der Bewunderung derselben, wie sie ihn erfüllt, zum Ausdruck. Die durch die Musik hervorgebrachten Eindrücke ergeben sich aus den drei grossen Charakteren von Schönheit, von denen wir gesprochen haben;



GERMANIE



ESPAGNE

(Foyer de l'Opéra.)

sie gehören bald den energischen und heftigen Gefühlen an, wie in der kriegerischen Musik, welche der Künstler in der Darstellung »Der Angriff« zum Ausdruck bringt; bald den zarten, friedlichen und civilisatorischen Empfindungen, wie in der Schäfermusik, welcher das Bild »Die Schäfer« entspricht; bald den üppigen und verzückten Empfindungen, wie in der religiösen Musik, welche der »Traum der heiligen Caecilia« wiedergiebt.

»Diesen Charakteristiken setzt der Künstler die Darstellung der gewaltigen Macht der Musik an die Seite. In der »Schindung des Marsyas« verkörpert der Maler den Sieg des künstlerisch Idealen über die Materie. Im »Saul und David« stellt er die Musik den Schmerz lindernd dar. In »Orpheus und Eurydike« zeigt er sie uns, wie sie selbst den Tod bezwingt.

»Baudry konnte in seiner bewunderungswürdigen Poesie nicht vergessen, was das Alterthum schon als eine der Urgrundlagen der Musik betrachtete, nämlich den Rhythmus und folglich den Tanz.

»Stylvoll, und Männlichkeit wie vornehme Energie zum Ausdruck bringend, wie er einerseits ist, gestattet der Tanz der Alten dem Maler, uns dafür Jupiter und die Corybanten vorzuführen. Die wollüstige und üppige Art lässt sein Pinsel durch die biblische Tänzerin Salome vertreten, wie sie vor Herodes um das Haupt des Johannes tanzt. Krampfhaft, grausam und entsetzlich erscheint der Tanz in der düsteren, vom Künstler so geschickt gezeichneten Scene, welche Orpheus und die Mänaden zeigt, d. h. die masslose Entrüstung der thrakischen Bacchanten bei der Nachricht von dem Schwure, den der über den Verlust von Eurydike untröstliche Orpheus abgelegt hatte, nicht mehr die Frau in seinen poetischen Gesängen zu verherrlichen: ein herrliches Gemälde, auf welchem Tod und erotische Trunkenheit die Figuren bei den durchdringenden Tönen der Tambourinen und Cymbeln erschüttern.

»Die zwölf Gewölbebilder, die in charakteristischen Zügen die Errungenschaften ausdrücken, welche die Menschheit der Poesie und der Musik verdanken, bilden eine erschöpfende, harmonische und klare Zusammenfassung von allem dem, was sich in der übersinnlichen wie sinnlichen Welt seit dem Alterthum auf die Macht des Idealen in der Kunst bezieht. Ihre wohlgegliederte Entwickelung gestaltet sich zum entsprechendsten Ausdruck der aus dem Monumentalwerk selbst ausstrahlenden Idee und wird auch für die Zukunft eine gewaltige Mahnung an die grossen Gesetze der Aesthetik

bleiben, welche, wie wir hoffen wollen, den öffentlichen Geschmack vor den Angriffen der Ausartung bewahren wird. Das Werk wird den Generationen, welche uns folgen werden, dazu dienen, diesen unerschöpflichen Schatz Belehrung zu beherzigen, wie es dem Gebildeten dazu dient, das offene Buch der Natur zu befragen, um sich zu stärken im Anhalt an die übersinnlichen Wahrheiten, welche dort eingeschrieben sind, und wieder Glauben zu fassen an die Unsterblichkeit der Kunst, wie an die Unsterblichkeit des Gedankens.

»Wir sind an einem Theil der Arbeit angelangt; in welcher nach unserer Meinung der Künstler diese seine Eigenart am mächtigsten dargelegt hat. Acht Gemäldefelder boten dem Meister Raum, sich auszusprechen. Er bestimmte sie für die — wenn man es so bezeichnen will — Bildnisse der Musen. —

»Indem er diese grossen Gestalten, welche das Alterthum so oft in Malerei wie in Skulptur verherrlicht hat, wählte, war er sich der Schwierigkeiten wohl bewusst, welche sich ihm darbieten würden. Zwei gefährliche Klippen waren zu vermeiden: entweder in den Fesseln der Tradition zu verbleiben und nur Wiederholungen hervorzubringen, oder sich zu sehr der eigenen Phantasie zu überlassen und nicht über den vergänglichen Ausdruck des Modernen hinauszukommen.

»Der Künstler hat sich über diese beiden Gegensätze erhoben. Die Musen, welche er mit besonderer Liebe malte, sind der Natur entnommen. Sie haben sich nicht durch die Erinnerung an das schon Bestehende beherrschen lassen, sie haben nichts entlehnt von den Idealtypen eines Phidias, eines Raffael, eines Veronese. Ihre Typen tragen einen Charakter, der im Verkehr mit unserer heutigen Welt Körper gewonnen hat, *) wie denn auch

*) Baudry war in der That von gewissen in der Gesellschaft jener Zeit berühmten Schönheitstypen mächtig beeinflusst. Manchmal erlaubte man ihm sogar, eine Zeichnung nach der Natur zu machen, und es wäre nicht unmöglich, in mehreren der Musen manche in der Pariser Welt wohlbekannte Frauen wiederzufinden. Aber Baudry war immer von ausserordentlicher Verschwiegenheit, wenn man ihn darüber befragte: »Es scheint mir nicht möglich,« schrieb er an Herrn Bergerat (Ende 1874), »Ihnen die Namen jener Personen zu geben, die manchmal so gütig waren, mich eine Skizze nach ihrem Gesichte nehmen zu lassen. Ich müsste befürchten, rücksichtslos zu sein, und man würde mir nicht mehr derartig entgegenkommen. Uebrigens sind alle jene Leute nicht von Paris, dessen indiskrete Gepflogenheiten nicht überall gang und gäbe sind. Dann auch ist der persönliche Porträttypus von sehr geringem Werth in einem Kunstwerk, wenn die Personen nicht historisch

das Urtheil ihres Schöpfers selbst dahin ging, dass jede einzelne Gestalt uns die Erinnerung an die Namen leider dahingegangener Berühmtheiten des Gesanges, des Schauspiels und des Tanzes in das Ohr zu raunen habe.

»Melpomene, die Muse der Tragödie, erscheint traurig. Der Seelenschmerz drückt sich in der Schwermuth ihres sehnsuchtsvollen Blickes aus und in dem Gebeugten und Zusammengezogenen ihres ganzen Körpers. Sie hält das Schwert fest gegen ihr Knie, welches sie mit beiden Händen fasst. Sie scheint bestrebt, die Erinnerung an ihre Leiden wieder zu beleben, von welchen beherrscht sie sich soweit vergisst, selbst die Unordnung ihrer Gewandung nicht mehr zu gewahren.

»Erato, die Muse der Lyrik, verbirgt in ihrem Busen eine Liebesdichtung. Ihre von einer neuen Leidenschaft bewegte Seele schwankt zwischen Erregung und Schwäche. Ihre schräg gestellten Augen geben charakteristisch den Ausdruck ihrer Liebe.

»Clio, die heroische Muse der Geschichte, lässt auf ihre Tafeln einen traurigen, stolzen Blick fallen und drückt die Sehnsucht nach der Vergangenheit aus, die, wenn vom Menschen unausgenützt, ihm unwiederbringlich entrinnt.

»Urania, die Muse der Astronomie, hebt die Augen gegen das Himmelsgewölbe und scheint dort etwas zu suchen, was sie weder hat, noch kennt; ihr grübelnder Geist schwebt in diesem unendlichen Raum, welchen ihr suchender Blick ergründen möchte.

»Euterpe, die Muse der Musik, ist in betrachtender Bewunderung wie abwesend. Man möchte glauben, dass sie sich im Zuhören melodischer

sind, wie man früher sagte. Es haben also diese Beziehungen für die Zukunft gar kein Interesse, wenn überhaupt der Fall einträte, dass unsere Bilder eine Zukunft hätten, was aber sehr zweifelhaft ist bei dem schrecklichen Gas, das sein Zerstörungswerk schon beginnt. Ferner bedenken Sie folgendes: Gesichter und unwillkürliche Aehnlichkeiten kommen uns unter die Finger, ohne dass wir das Modell vor Augen haben. Sie wissen, dass ich keine Zeichnung von E gemacht habe, und doch erinnert die rothe »Tragödie« an sie. — Der »göttliche Meister« sagte mit Recht zu Castiglione: »Sie fragen mich, ob ich »hübsche Modelle« habe. Nein! es ist hier Noth an schönen Frauen (Carestia di belle donne). Darum habe ich nach einer gewissen Idee, die mir in den Sinn kam (certa idea que mi venne in mente), gemalt. Im Kleinen geht es, wie im Grossen, und was Raffael von der Galatea sagte, kann man auf alle Eingebungen der Künstler und Dichter anwenden« In den Thüraufsätzen würde man die Porträts von Nino Garnier, den Enkelinnen von Herrn du Locle und von Herrn Sédille, von Nichten des Malers u. s. w. leicht wiederfinden.

Töne gefällt, welche nur unklar zu ihrer noch schlummernden Seele dringen, um sie zu wecken.

»Thalia, die Muse des Lustspiels, hat die Seele von schalkhafter Freude voll; das feuchtfunkelnde Auge, die Wangen drücken Erregung aus, die Stirne klärt sich, das Gesicht strahlt. Ihr Herz scheint von einer Wonne erfüllt zu sein, die sie allein versteht und würdigt.

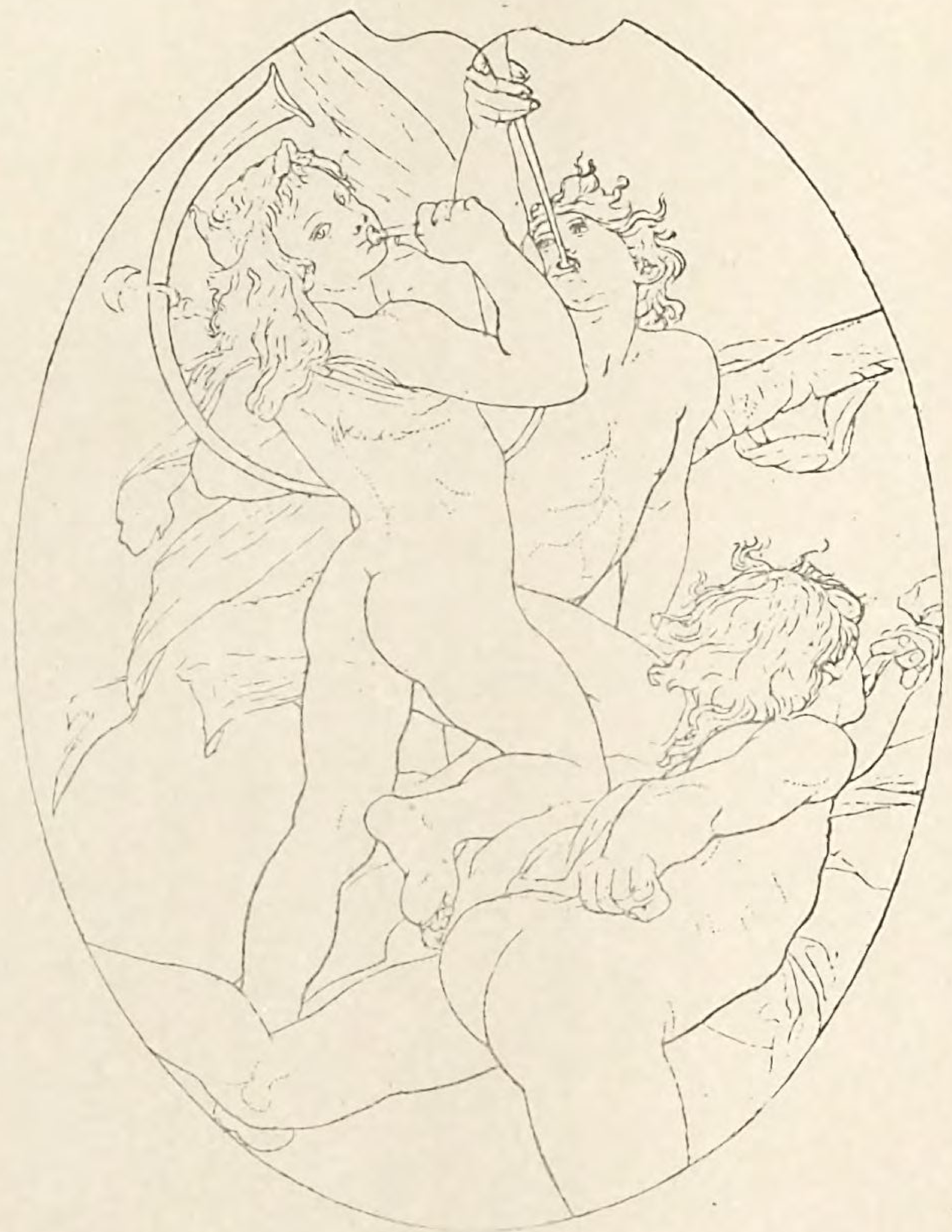
»Terpsichore, die Muse des Tanzes, stützt sich auf ihre Lyra und bindet die Sandalen, indem sie ihr reiches Haar schüttelt, als wollte sie Funken sprühen und ihre Schönheit leuchten lassen.

»Calliope endlich, die Muse der Beredsamkeit, scheint die Tugend anzupreisen, um ihren Werth zu verbreiten und das Laster herabzusetzen, um es zu zerstören.

Und um diese gigantische Darstellung zu vollenden, in welcher sich Wissenschaft und Empfindung so gut ergänzen, hat endlich der Künstler die Erfindung der Musikinstrumente bildlich dargestellt, indem er in die Hände graziöser Kinder diejenigen legte, welche sich auf die Länder, denen sie angehören, beziehen. So z. B. ist Persien durch Cymbeln, Symphonium und Pandora dargestellt; Rom und Italien durch Guitarre, Tambourin und Violine; Griechenland durch Lyra, Panflöte und Doppelflöte; Aegypten durch das Sistrum und die Harfe; Germanien durch die Orgel; Grossbritannien durch die Sackpfeife; Frankreich durch Querpfeife, Klarinette und Trommel; Spanien durch Castagnette und Mandoline, und endlich das Barbarenland durch Trompete und Triangel.«*)

Nach diesem raschen Ueberblick auf die verschiedenen Theile dieses grossartigen Gemäldewerkes ist es angezeigt, die Bedeutung der ersten Entwürfe hervorzuheben. Aus dieser umfangreichen Trilogie der Musik, der Dichtung und des Tanzes lässt der Künstler eine unendliche Verschiedenheit getheilter Darstellungen hervorgehen, von denen keine dem ursprünglichen Thema fremd ist. In leichter Reihenfolge nach einander und durch glücklich angebrachte Wendungen erscheinen die Dichtkunst, die Musik und der Tanz in ihrer glänzendsten Beleuchtung, wobei noch zu bemerken ist, wie

*) Baudry machte reizende verkleinerte Wiederholungen von den meisten dieser Medaillons und von einigen der Musen. M. Sédille besitzt eine Urania, die Herren Léon Renault und Math. Mavrocordato Allegorien von Frankreich, M. Neuberger eine Allegorie von Egypten, M. Groult eine Hispania, Graf Lanckoronski eine Germania u. s. w.



ROME



ÉGYPTE

(Foyer de l'Opéra.)

viel geduldige Arbeiten, durchdachte Literatur, gelehrte Forschung der ehemalige Schüler einer Landschule zu überwinden hatte, um dahin zu gelangen, in kraftvoller Zusammenfassung den unermesslichen Reichthum des griechischen Alterthums, einschliesslich biblischer Erinnerungen, in einer Darstellung wiederzugeben. Er, das Naturkind von Roche-sur-Yon, das der allgemeinsten Kenntnisse höherer Schulen entbehrte, war ohne Leitung, durch sich selbst, zur höchsten Stufe classischer Feinfühligkeit gelangt. Er versetzte sich in Mitte Griechenlands, der Wiege aller Bildung, wo er sich bald heimisch fühlte, bemächtigte sich als Meister der heiteren Sagen der Mythologie, durchdrang deren geheimnissvollste Beziehungen, und wusste sie mit geschmeidiger Gewandtheit wiederzugeben und die vier Ecken des Foyers der Opéra mit Typen und Scenen aus dem goldenen Zeitalter der Fabel zu schmücken, wie sie nur französische Meisterhand verjüngen und beleben konnte. —

Seine Einbildungskraft, anfangs etwas eng begrenzt, hat sich erweitert und bereichert mit dem Fortschritt seines Schaffens. Dann plötzlich vor ein Werk gestellt, welches grossartige Ideen und gewaltige Thatkraft verlangte, erwacht sie mit einem Male in doppelter Kraft bewehrt, wie Minerva, so wie sie aus dem Haupte Jupiters entsprang. Der Maler von Waldnymphen und Wassergöttinen, der bewunderte Schöpfer von Einzelbildern, von dem man aber bis dahin noch keine grössere Darstellung kannte, fand sich für die noch nie dagewesene Arbeit, für die Dekoration von 500 Quadratmetern stark genug. Um sich zu der Höhe der Darstellung zu erheben, welche die umfängliche Ausschmückung des Tempels der Harmonie erforderte, um diese schützenden Gottheiten der Kunst in einem ihrer edlen Sendung würdigen Ganzen zu zeigen, um diese Decken und diese Wölbungen mit einer Welt von Göttern und Göttinen, Dichtern und begeisterten Sängern zu bevölkern, um Orpheus und Homer, Apollo und die Musen, David und die hl. Cäcilie, die Kirchenmusik und die weltliche Musik vorzuführen, hat sich sein Stil plötzlich veredelt und entfaltet. Nichts ist verloren gegangen von der bezaubernden Grazie der »Leda« und der »Woge«, aber diese Grazie hat sich zu einer unerwarteten Bedeutung entwickelt, und ein Anklang an Antike und Olymp hat sich dem durch und durch französischen Maler beigesellt. Es ist immer noch Griechenland mit der unversiegbaren Fruchtbarkeit seiner Legenden, mit der so natürlichen

Reinheit seiner Formen, mit seiner eigenartigen Harmonie, und seinem vollkommenen Accord; aber es ist Griechenland, angepasst den Augen der Gegenwart, gesehen und gefühlt in ganz persönlicher über die herkömmliche Auffassung hinausgehender Art, attisch und französisch zu gleicher Zeit.

Andere unter uns haben Griechenland studiert und anders aufgefasst: von tiefster Ehrfurcht für die alte Erzieherin des menschlichen Geschlechtes durchdrungen, haben sie sich ihm nur mit ergebener Verehrung genähert; sie haben gefürchtet, das klassische Bild der Götter und Heroen zu verändern, und indem sie um Homer die Genien der verschiedenen Zeitalter gruppierten, haben sie diesem Chor von Unsterblichen einen tiefen Ernst, eine feierliche Stille bewahren wollen, die ein Perikles hätte bewundern können. Baudry ist durch das Feuer seines Temperamentes auf einen anderen Pfad geleitet worden; er hat über diese antike Welt Bewegung, Jugend und Leben verbreitet; er hat es mit Inbrunst geliebt; er hat es mehr heiter als ernst gemacht, mehr verführerisch als feierlich, mehr sympathische Liebe als ehrfurchtsvollen Schauer einflössend; er hat den Reiz zu der Grösse, und die Anmuth zu der Kraft gefügt. War es nicht besser, die alte Fabel mit dieser Freiheit des Geistes und des Pinsels zu verstehen, als sie alten Gebräuchen zu unterwerfen, und in Wiederholungen zu verfallen? Wenn man den reinen und lebendigen Stempel des französischen 19. Jahrhunderts erkennt, wie könnte man es wagen, sich darüber zu beklagen? Als wahre Tochter ihres Vaters ist das Werk frei von jeder Nachahmung, von jeder unächten Färbung, und bezeigt frei seinen freien und geistreichen Ursprung.

Diese Freiheit bekundet sich auch in der Zeichnung, in den zahlreichen Studien nach der Natur, mit Bleistift und Kohle! »Sie sind verschiedenartig, persönlich, bezeugen jedoch stets hohe Meisterschaft. Seine Zeichnungen sind zugleich naiv und durchdacht; sie haben in ihrer Aufrichtigkeit jene Art von Feinheit, welche das Ergebniss hoher geistiger Entwicklung ist. Er neigte niemals zu schwerer Formgebung; indem seine Vorstellung sich so in schlanke Formen eingewöhnt hatte, dass er ohne alle Voreingenommenheit die Natur immer in eleganter Gestalt sah. Wie alle grossen Künstler, hat er eine Welt und eine Art Wesen geschaffen, welche mit ihm auch wieder verschwunden sind«. *)

*) Eugène Guillaume, Étude p. 250.

»Durch bald sehr flüchtige bald sehr genaue Einzelstudien, die hier eilig hingeworfen, dort sorgfältiger entwickelt waren, bald in trockenen Kohlenstrichen hingesetzt, bald leicht mit dem Wischer modelliert waren, notirte sich der unermüdliche Sucher ohne irgend welchen Seitenblick für sich alle seine Empfindungen vor der Wirklichkeit und seine Bestrebungen nach dem Idealen, mit der leidenschaftlichen Naivetät eines Zeitgenossen des Andrea del Sarto. Bald sind es die ihn überraschenden Eigenarten eines Modells, welche er vor Allem festhält, dann bemüht er sich, dieselben in eine veredelte Form zu transponieren, bald sucht er beharrlich nach vollkommener Anmuth an irgend einem Theil, wie in der Zeichnung einer Hand, in der Bewegung eines Fusses, in der Stellung eines Kopfes und wird nicht müde, die Einzelheit bis ins Unendliche zu wiederholen. Der Rhythmus der Linien beschäftigt ihn ebenso, wie der Rhythmus der Farben; er verbindet sie manchmal mit unsagbarer Anmuth. An all' diesen Entwürfen springt besonders die Vorliebe des Künstlers für bewegtes Leben und für die ihn umgebende Wirklichkeit in die Augen. Nichts fürchtet der denkende Künstler mehr, als todte Kunst zu schaffen.«*)

»Dasselbe Leben bricht sich in dem freien und breiten Pinselstrich des Meisters Bahn. Seine Hand folgt dem Gedanken mit aussergewöhnlicher Raschheit, vergleichbar mit der Leichtigkeit der Meister der Renaissance, welche die Gewölbe der Venetianischen Paläste und die ausgedehnten Wände des Vatikans mit ihren Fresken bedeckten. Seine Farbe, von vorneherein klar und frisch, hat sich noch mehr geklärt. Sie wird durchsichtiger und luftiger, unabhängiger und freier, den schwierigsten Problemen gewachsen und sie lösend mit überlegter Kühnheit. Das tiefste Roth, das hellste Blau, das durchdringendste Grün, das lebhafteste Gelb, das Schwarz selbst, stehen neben einander in vollkommenster Farbeneinheit, ohne Lücken und Leerheit, ohne sich zu schaden noch zu widersprechen; die Klarheit beeinträchtigt niemals die Kraft, und ebensowenig die Kraft die Klarheit.

Durch diese Vereinigung höchster künstlerischer Eigenschaften wird die Decke der Opéra Epoche machend in der nationalen Kunst sein. Im 16. Jahrhundert ist die dekorative Malerei in Frankreich jener Italiens noch untergeordnet. Unter der Regierung des grossen Königs trägt sie den un-

*) Georges Lafenestre, Paul Baudry et son Exposition posthume. Gazette des Beaux-Arts, Mai 1886.

verkennbaren Charakter offizieller Pracht und conventioneller Majestät. Die Decken von Versailles, wie jene des Justizpalastes von Rennes entbehren, ungeachtet der grossen Auffassung und des edlen Strebens der solchen Flächen kühn trotzenden Künstler, jeder Anmuth und Bewegung. Im 18. Jahrhundert fehlt die Anmuth nicht, aber die Grossartigkeit ist verschwunden. Die leichten Pinsel dieser Meister graziöser Kunst waren nicht dazu geschaffen, ausgedehnte Flächen grosser Säle zu schmücken; und wenn es auch nicht an Muth dazu gefehlt, so hätten doch ihre leichten Schöpfungen schlecht zu den Mauern solch imponierender Gebäude gepasst. Das Boudoirtalent der Rococomeister verträgt sich nicht mit dem hohen Stil, wie er bei ähnlichen Unternehmungen unerlässlich ist. Zur Quelle selbst zurückgehend, ganz durchdrungen von der Macht der italienischen Kunst, hat Baudry verstanden die verschiedenen Kunstarten zu vereinigen: er besitzt Grossartigkeit ohne Ermüdendes und Anmuth ohne Leichtfertigkeit.

Die Arbeit, welche in friedlicher und heiterer Zeit vor dem Unglück des Vaterlandes angefangen worden war, ward erst nach den grossen, unglücklichen Ereignissen und den schmerzlichen Opfern der Jahre 1870 und 1871 beendigt. Der Künstler, welcher einen Augenblick seine Werkzeuge ruhen liess, um die Waffen zu ergreifen, welcher seine Kunstträume vergass, um nur an die Vertheidigung seines Landes zu denken, hat es der Hoffnung einer weniger traurigen Zukunft gewidmet. Auf einer zerknitterten Papyrusrolle, welche Calliope hält, liest man folgenden Vers Virgil's:

O passi graviora, dabit deus his quoque finem.*)

Es ist gut, dass der Künstler, in Mitten dieser traurigen Zeit, das Morgenroth einer besseren Zeit erhoffte, und ist es nicht edle Art, an der

*) Ursprünglich trug dieser Papyrus als Inschrift das Wort »Alsace«, doch liess sich Baudry durch verschiedentliche Vorstellungen bestimmen, den Schmerzens-Namen zu unterdrücken. Er schrieb in diesem Sinne an M. Bergerat: »Sie haben sich fürderhin keinen Streichungen mehr zu unterwerfen, noch diplomatischen Rücksichten bezüglich gewisser Figuren zu fügen. Ich gebe der Calliope einen philosophischeren, weitergreifenden Charakter. Das Wort: »Alsace« wird ausgestrichen und durch folgenden schönen Vers Virgil's, den zweihundertsten im ersten Gesang der Aeneide (wie man mir sagt, denn ich bin kein Lateiner), ersetzt werden: O passa graviora, dabit deus his quoque finem. Das ist genau der Gedanke, den ich ausdrücken wollte, und dieser bei den Gelehrten sehr bekannte Text kann für uns Franzosen, die wir gern Doppelsinn in geistreichen Dingen suchen, einen doppelten Sinn haben: Dabit deus his quoque finem heisst für Virgil: »Ein Gott wird diesen Schmerzen ein Ende machen«; aber für uns bedeutet es auch: »Gott wird jenen dort, jenen Deutschen ein Ziel stecken! . . .«



BARBARES



PERSE

(Foyer de l'Opéra.)

Wiederherstellung des Vaterlandes zu arbeiten, indem er zeigte, was nach so harten Schicksalsschlägen die Anstrengung der nationalen Kunst vermag?

Diese grossartige Arbeit ist nicht nur ein Denkmal von hoher Inspiration, sondern auch von Opferwilligkeit und Uneigennützigkeit.*) Die 40000 Frs., welche der Preis für diesen Aufwand an Zeit und Arbeit war, auf acht Jahre vertheilt, haben kaum seine materiellen Kosten gedeckt; der Künstler hat freiwillig die schönste Zeit seines Lebens dafür hingegeben. Wie viel mit Gold aufgewogene Ledas, wie viele Dianas und Amphitriten oder ebenso theuer bezahlte Bildnisse hätte er sicher mit weniger Mühe schaffen können in diesen acht Jahren »grande mortalis aevi spatium«! Aber nein, ganz seiner ruhmreichen Aufgabe gewidmet, begnügte sich Baudry nicht damit, sich andere Arbeiten zu versagen, sondern er legte sich noch mehr auf, als man von ihm verlangte. Man hatte ihm nur die Gewölbe und die Thüraufsätze übertragen, die drei Decken- und die acht Seitenflächen, wo heute die Musen triumphieren, sollten nach Entwürfen eines andern Künstlers ausgeführt werden. Was wäre aber dabei aus der Einheit des Werkes geworden? Baudry erstrebte daher und erlangte nicht ohne Mühe die Bewilligung, das umfangreiche Foyer allein ausschmücken zu dürfen und beantragte für diese enorme Vermehrung der Arbeit nicht die geringste Preiserhöhung. Seltenes Beispiel einer grossartigen Uneigennützigkeit, besonders zu einer Zeit, wo die Verführung des leichten Gewinnes einen so beklagenswerthen Einfluss auf die Kunst ausübte.

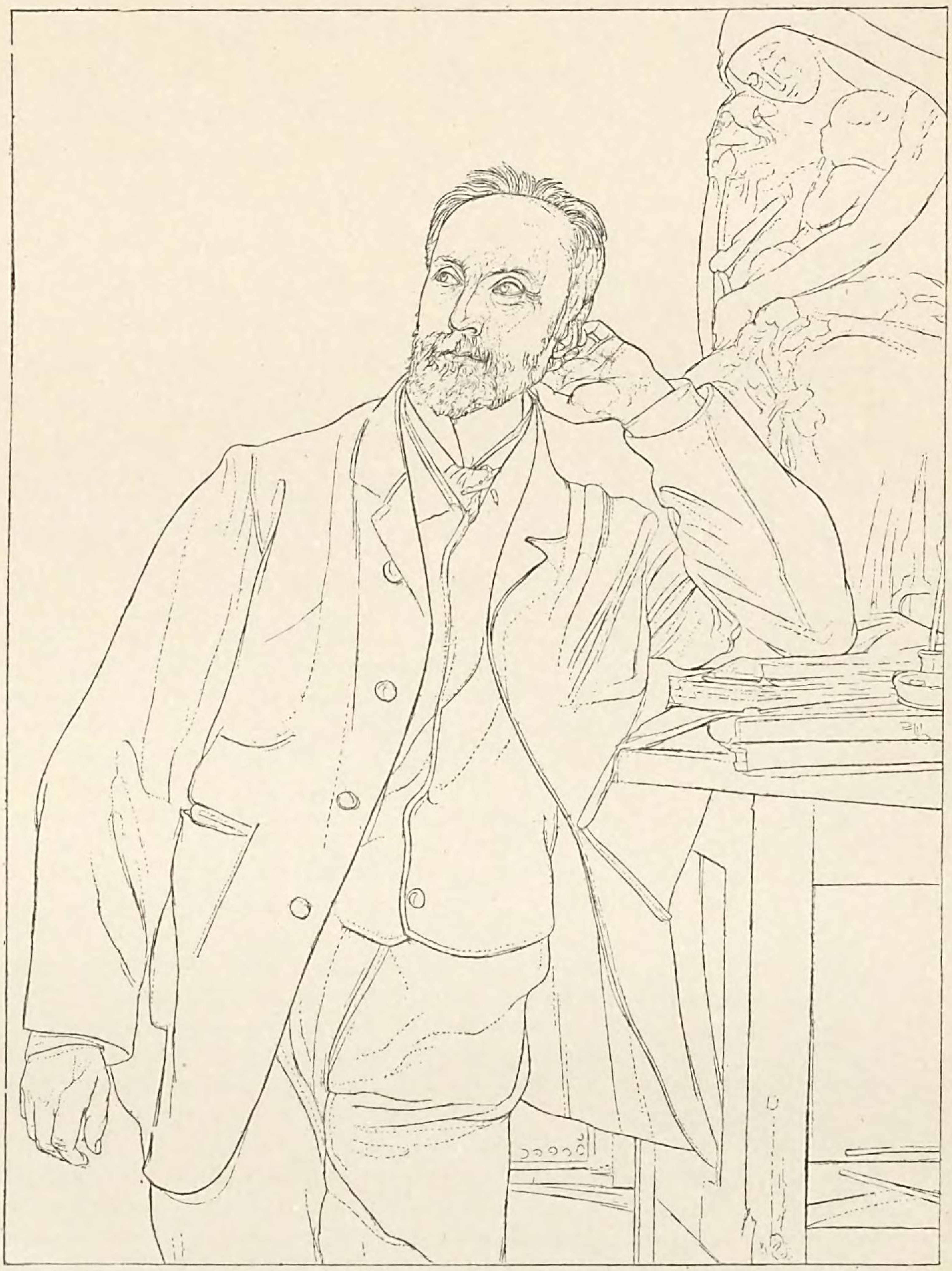
*) Baudry schrieb bezüglich dieser Arbeit und der Zeit ihrer Ausführung: »Man wird mir später dafür Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich anscheinend den jährlichen Salon gemieden habe, denn es war aus Hingebung für die Monumentalmalerei. Das kleine Leinwandbild sichert uns Erfolg und oft auch Vermögen. Wenn mir aber Ruhm zu Theil wird, was ja sehr zweifelhaft, dann habe ich die Genugthuung, sagen zu können, dass ich dafür den Gewinn ganz vernachlässigt habe.«

DIE LETZTEN JAHRE.

REISE NACH ÄGYPTEN UND GRIECHENLAND. — BILDNISSE. — STUDIEN ZUR JEANNE D'ARC. — DIE »VERHERRLICHUNG DES GESETZES«. — DER »HL. HUBERTUS« IM SCHLOSSE VON CHANTILLY. — DIE »LEGENDE DER PSYCHE«. — »PHÖBE«. — DIE LETZTEN TAGE. — SCHLUSS.

Erschöpft von den Anstrengungen der letzten Zeit, von den fortgesetzten Gemüthsbewegungen, von Unruhen und Triumphen, müde des Treibens, welches sich um sein Werk entwickelte, mehr erregt von gewissen Kritiken, als entzückt von den unzähligen Lobeserhebungen*), ohne Heim

*) Meinen Dank für die Mühe, welche Sie sich gegeben haben, aber offen gestanden, so sehr ich Ihnen verbunden bin für diesen Beweis Ihrer freundlichen Erinnerung, so hätten Sie doch besser daran gethan, sich mit dem Ausschneiden von Artikeln, von welchen ich doch nur die wenigsten lese, nicht zu langweilen. Es sind in denselben so viel Dummheit und so viel unwissender und banaler Blödsinn enthalten, dass ich es vorziehe, systematisch Alles in's Meer der Vergessenheit zu versenken. Ich habe dabei stets zwei schöne Fabeln von La Fontaine in der Erinnerung: »Der Müller, sein Sohn und der Esel« und »der Gartenfreund und sein Gevatter Bär«. . . Man hat immer so einen guten Bären zur Seite, welcher einem unter dem Vorwande, eine Mücke wegzuschnappen, den Kopf abbeisst. Dahin gehört die Sensationsnachricht, dass mein Vater noch lebe, und dass ich ihn mit seinen zweiundsiebzig Jahren noch arbeiten lasse, obwohl ich reich sei. Nun ist doch mein Vater im Jahre 1867 gestorben und befand sich seit 1857 in glücklichen Verhältnissen und im Genuss eines bescheidenen Einkommens. Während zehn Jahren erfreute er sich der Jagd und des Landlebens wie er es liebte, und wenn er Virgil gekannt hätte, hätte er wohl alle Tage den Vers aus dessen Bukolien citirt: . . . deus nobis haec otia fecit. Darin bestand aber für seinen Sohn der liebste und der höchste Ruhm, welcher ihm leider zu früh entrissen wurde. (Brief an M. de Girardot 17. September 1874). Der folgende Brief giebt eine Vorstellung von der Gemüthsverfassung Baudry's in dieser Zeit: »Mein lieber Herr Bergerat! Ihr Artikel steht bis jetzt obenan unter allen denen, welche man mir vorgelegt hat. Freilich alle kenne ich nicht, denn wie Sie wissen, habe ich mir vorgenommen, derlei nicht zu suchen. Ich bedarf zu sehr der Zurückgezogenheit und der Ruhe, jetzt gewissermassen als Wöchnerin. Sie haben mich ordentlich angesungen, mein lieber Kritiker; wissen Sie aber auch, was mir davon das meiste Vergnügen gemacht? Dass Sie auf den Gedanken kamen, an mir den Franzosen zu betonen und dass Sie das bisschen Ruhm, welcher mir vielleicht zukömmt, wenn nicht als Künstler, so doch als treuergebenes und anhängliches Kind des Vaterlandes, auf mein heissgeliebtes Frankreich übertragen. Meine Liebe für dasselbe ist einer der Akte meiner Religion, und ich zolle Ihnen dafür meine Anerkennung, dass Sie damit den Nagel



M. E. GUILLAUME
(Statuaire, Membre de l'Institut.)

und ohne Geld*) reist Baudry nach Aegypten, wohin sein Bruder Ambroise ihn berief, welcher für den Vicekönig mit grossen architektonischen Arbeiten beschäftigt war. Er besuchte auf der Durchreise die geliebtesten Städte Italiens: Das liebe Florenz war mild und warm; ich habe eine grosse Freude gehabt, die Loggia dei Lanzi wiederzusehen; in Rom zeigte sich mir diesen Morgen die angebetete Villa Medicis in ihrer schönsten Frühlingsstimmung; ich habe unsern Vatikan wiedergesehen, für welchen ich mir bei der Schweizer-Garde einen Erlaubnissschein erbetteln musste, den sogenannten Freischein! Man hat Rom entschieden geändert! Ein wenig rosa Mörtel auf den Häusern; aber der alte Tiber wälzt immer noch seinen Schlamm, und die Zugwinde von der Fähre bei der Ripetta knarrt immer noch . . .«**)

Nachdem er Neapel und Messina berührt hatte, etwas verstimmt durch die Ueberfahrt, kam er gegen Mitte Januar 1875 in Aegypten an: »Von Alexandrien bis Cairo war es das reine Entzücken: biblische Bauern, Kameele, Minarets, Farben und herrliche Lumpen, wie es deren keine auf den Pariser Malereien unserer Freunde giebt. Cairo ist sehr schön, aber ich kenne es noch zu flüchtig, um darüber sprechen zu können. Was die plastischen

auf den Kopf getroffen. Dagegen kommt wenig in Betracht, dass Sie hin und wieder bezüglich meiner Intentionen als Maler über das Ziel hinausgeschossen. Ich liebe es tausendmal mehr, den Reflex meiner Gemälde und meiner Gedanken in Ihrer Vorstellung zu lesen, als Ihnen absolut vorzuschreiben, was ich machen und ausdrücken wollte. Der Widerhall dieser Bilder ist gerade einer unserer Hauptgenüsse, und ich werde mich wohl hüten, das Vergnügen, welches Sie mir damit gemacht, zu verderben. Mein Bruder, der Aegypter, welcher gestern eine Anzahl von Artikeln über mein Werk las, sagte mir, als er zu dem Ihrigen kam: »Das lasse ich mir gefallen! Das ist ein Mann, der sein Geschäft versteht und es mit Meisterhand treibt«. Ich kümmere mich nicht um die Anderen. Ein besseres Kompliment, mein lieber Kritikus, kann ich Ihnen nicht machen. Ich werde Ihnen morgen oder noch diesen Abend, sobald ich ihn selbst habe, den Katalog About's senden und erlaube mir etwas von meinem eigenen Dilettanten-Geschreibsel beizufügen. Und wenn Sie mir wie Alceste sagen: »Was Teufel hat Sie dazu getrieben, etwas von sich drucken zu lassen?« werde ich Ihnen mit einem grossen Wort, das Sie hoffentlich entwaffnen wird, antworten: »Die Akademie«. Dort ist es nämlich Gebrauch, dem ich mich fügen muss.« (Es handelt sich um die »Lobrede auf Schnetz«, welche Baudry als Aufnahms-Rede im Institut gehalten).

*) »Ich komme nackt wie ein hl. Johannes zurück. Viel Ruhm, sagen Sie mir, aber wenig Bekleidung! Ach! das ist das Sicherste. Ich weiss noch nicht, welches das Opfer sein wird, das ich unter fünf bis sechs Porträts, die man mir vorschlägt, wählen werde, um mich aufzuraffen aus diesem Elend. Ich muss mich entscheiden, um etwas Geld für meine ägyptische Reise und meine künftige Wohnung zu haben, die ich, weiss Gott wo, oder wann oder wie wählen werde« (Brief an Frau Charles Garnier, la Roche-sur-Yon, 29. September 1874).

**) Brief an Madame Charles Garnier, Cairo, 17. Januar 1875.

Schönheiten, Gesicht und Körper betrifft, war ich noch nicht sehr glücklich in den Begegnungen.«*) Liebenswürdig aufgenommen von Mariette-Bey und den Freunden seines Bruders überlässt er sich mit Wonne den Reizen »des türkisenblauen Himmels«, dieses »strahlenden und vollen Lichtes«, des »gelblichen Nilwassers, das man aus der hohlen Hand trinkt«, dieses »beschaulichen Nichtsthuns des Orients«: »Ich vergesse Paris und die verpesteten Nebel, die Oper und seinen Halanzier und flaniere historisch durch arabische Ruinen«: Das ist wirklich herrlich, aber ich bin etwas enttäuscht worden durch die so bekannte, und ich kann jetzt sagen so falsche Malerei. Die Malerei ist langweilig, sie verdirbt Alles, und ich habe geschworen, den Farbenkasten nicht zu öffnen«**) »Ich war gestern***) bei 25 Grad Hitze, den Kopf mit einem weissen Musselin bedeckt, beim Erwachen der Wachteln, in der Ebene von Ghiseh; die Pyramiden waren Zeugen meiner unglaublichen Ungeschicklichkeit; es ist wahr, dass ich sie mit mehr Aufmerksamkeit als meine Vögel betrachtete, und dass der Landschaftsmaler dem Jäger Eintrag that. Meine Wachteln und meine harmlosen Flintenschüsse flogen auf demselben Platz, wo die Truppen Buonapartes die Schwärme der Mameluken mit so viel Muth niedermetzelten. Es war im Jahre VII, zur Zeit, als die Republik wie eine Gräte im Halse Frankreichs steckte, wie Sie sich wohl erinnern! Es war im Jahre 1798, o ihr lieben Republikaner! Seid ihr zufrieden? Würdet ihr es mit oder ohne Buffet thun? Ich habe meine letzten Nachrichten aus der Agence Havas; darauf beschränkt sich, was ich von eurer gegenwärtigen Politik weiss, und wie bin ich zufrieden, darüber nicht sprechen zu müssen!«

Aber seine thatkräftige Natur konnte nicht lange diese ägyptische Unthätigkeit vertragen: »Ich bin übersättigt und meines müssigen Lebens in Cairo sehr müde †); die Beschaulichkeit ist etwas Herrliches, aber sie entnervt ebenso wie die Arbeit« Bald denkt er an die Rückreise über Griechenland nach Italien. »Es macht mir viel Freude, Italien wieder zu sehen: nach der Natur die Kunst, nach dem lieben Gott die Künstler, die besten Geschöpfe, alle die, von denen er sich am Besten verstanden,

*) In dem vorstehend citirten Briefe.

**) Brief an Madame Charles Garnier, Cairo, 8. Februar 1875.

***) Brief an M. H., Cairo, 7. März 1875.

†) Brief an Madame Charles Garnier, Cairo, 4. April 1875.

am Meisten geliebt fühlt*) Von Athen ist er zuerst etwas enttäuscht; er findet dort nach den heissen Tagen den tiefsten Winter: »Ich kehre in die Kälte, den Wind und Schnee zurück, und das ist mir eine mehr als unangenehme Ueberraschung. Nach dem so strahlenden Himmel von Aegypten, den ich soeben verlassen habe, hier, unter Bergen wie der Hymettos und Pentelicon, von denen man mir so viel Schönes erzählt hat, bin ich enttäuscht worden. Sagen wir jedoch Alles: dieser schreckliche Nordwind, welcher uns Regen und Schneewirbel bringt, vertreibt auch schnell die Wolken, und ich sehe von Zeit zu Zeit reizende blaue Flecke durchschimmern, welche mir ermöglichen, die Propyläen mit ihren vergoldeten und zerbrochenen Marmortrümmern, den Parthenon und vor Allem den Minerva Poliastempel und das Pandrosium zu sehen, wo sich jene so entzückenden und bekannten Athenerinnen befinden; aber welch' wilde Verstümmelungen! Man würde immer wieder weinen, wüsste man nicht, dass die Thränen und Seufzer umsonst wären. Trotz des schrecklichen Wetters bin ich immer auf der Akropolis, wo ich Mühe habe, mich aufrecht zu erhalten; ich vergegenwärtige mir die entzückenden und wohlklingenden Namen, welche diesen Berglinien zukommen; ich grüsse täglich Salamis und die herrliche Insel Aegina, so berühmt gegenwärtig durch seinen geharzten Wein, wie durch seine Restauration von der Hand eines gewissen Architetto nostrale**) Ich sah das Thor unseres armen Freundes Beulé; die Griechen haben es mit einer Bretterwand abgeschlossen und die Inschrift ist schon zur Hälfte mit Epheu bedeckt! Wir Armen!

»Ich habe einen Pensionär von Rom, einen Architekten Namens Ulmann getroffen. Er aquarellirt sein kleines Einsendungs-Bild der Propyläen, sehr reinlich, wie zu unserer Zeit. Ich habe ihn nach Cephissia mit mir genommen, wo sich entzückende Landschaften eröffnen, frisch und reizend, wie das Veilchen Meine Gesundheit ist ausgezeichnet und habe ich nur einen Kummer, nichts mehr von meinem Handwerke zu wissen, welches ich wieder von Neuem mir werde aneignen müssen. Ach! Wie süss ist es, nichts zu thun und zu träumen! Die Bilder sind alle vollendet und machen mir keine Sorge mehr***) Schliesslich, ungeachtet der Ueberraschung

*) Brief an Madame Charles Garnier, Cairo, 4. April 1875.

**) Anspielung auf die schöne Restauration des Tempels auf Aegina von Ch. Garnier.

***) Brief an Madame Charles Garnier, Athen, 27. März 1875.

eines unerwarteten Winters, war der Eindruck, den mir Griechenland machte, tief und bleibend, er erkaltete selbst die alte Begeisterung Baudry's für Italien: »Ja, meine Freunde, ich habe Athen gesehen*) und empfinde noch seinen Glanz in meinen Augen. Der Berg Hymettos hatte sich weiss gepudert wie an einem Festtage; es scheint, dass das sich sonst nie ereignet. Ich habe Salamis gesehen und im Vorbeiziehen, auf meiner Barke, Aegina. Ich habe die Schlacht in einem alten Joanne, Herodot genannt, an mir vorüberziehen lassen. Welches Land! Man muss es von diesem Punkte aus sehen: die Akropolis, den Berg Hymettos, den Pentelikon, den Parnass, den Hafen von Phaleron und diese feinen reinen Linien von Salamis und Aegina: Nehmen Sie meine Künstleraugen und Sie werden Sich leicht die Herrlichkeiten eines solchen Abends vorstellen können!« »Wie Sie es vorherfühlten, hat Griechenland**) bei seiner Rückkehr den Orient verdrängt, und ich habe Athen unter einer etwas aussergewöhnlichen Form gesehen. Die Dichter sprechen nur von der Reinheit des attischen Himmels, von dem Honig des Hymettos, von Cygalen und Veilchen; nichts ist wahrer; aber ein alter Mann mit einem grossen Bart, welcher sich Winter nennt, hatte darüber einen grossen, grauen Mantel gebreitet. Ich habe die klassischen Berge weiss bestreut gesehen, bitter wie der Wein in den Schläuchen des Parnassus. Das erinnert mich an die Realität des Aristophanes und an das schöne von ihm herrührende aber zu sehr vergessene Bild, welches er vom attischen Klima giebt. Er spricht von den Gassenjungen, wie Sie wissen, in den »Wolken«: »Wenn sie aus der Schule zurückkehren, so gehen alle die Jünglinge des Stadtviertels nackt und in geordneter Reihenfolge, selbst wenn grosse Schneeflocken fallen«. Ich war entzückt, diese Skizze nach der Natur wieder zu sehen, und obschon mir der eisige Nordwind fast das Gesicht zerriss, habe ich mich lange auf der Akropolis aufgehalten und den Hals gut geschützt, in tiefer Bewunderung die Tempelruinen, die zertrümmerten Statuen und die göttlichen Caryatiden vom Pandrosium betrachtet. Was ist das schön! Und wie empört fühlt man sich gegen die »brutale und dumme Gewalt«, diese neue Gottheit der germanischen Walhalla, welche auch dort allenthalben ihre Zerstörungswuth geltend macht!

*) Brief an Madame Charles Garnier, Neapel, 1. April 1875.

**) Brief an M. de Girardot, Paris, 2. Mai 1875.



DIANE CHASSANT L'AMOUR

(A Mme Cheuvreux.)

»Ich habe das liebe Italien wiedergesehen, nachdem ich Ithaka, die Bucht von Navarin, Corfu und Brindisi berührt hatte. Pompeji, wo ich früher so viele Aquarelle gemalt hatte, schien mir jetzt wie eine kleine Trödlerbude; ich hatte noch immer die Marmorpracht des Pentelikon vor Augen. Mein altes Rom, welches ich so sehr liebe, hat mir selbst etwas armseliger geschienen mit seinen armen, schwarzen, von dem Commendatore Rosa durchwühlten Ruinen. Wir werden bald von alledem sprechen. Ich werde Ihnen bald meine Eindrücke über ein Land, welches den Franzosen unbekannt ist und sich Frankreich nennt, mittheilen. Kennen Sie den Puy de Dôme, die Ufer des Lignon und den Weg von Riom nach Thiers? Das ist wundervoll. Man sagt, dass George Sand diese Landschaft in einem ihrer Romane erwähnt hat, in welchem? Sie werden es mir sagen«.

Während seiner Reise nach Aegypten war Baudry, ohne es zu wollen und beinahe, ohne es zu erfahren, Commandeur der Ehrenlegion geworden. Weit entfernt, seine Freunde, welche seine Angelegenheit in Versailles vertraten, anzueifern, beruhigte er sie eher: »Was mich persönlich betrifft, gebt Euch nicht die geringste Mühe; am Fusse der Sphinx scheint ein rothes oder grünes Band keine grosse Sache«*) Die Nachricht seiner Erhebung erreichte ihn am 1. April in Neapel: »Ich kann mir nicht vorstellen**), dass Ihr Euch Alle vereint habt, um mich in den April zu schicken; übrigens, wenn es Euch Freude macht, bin ich auch beim Spass, und ich gratuliere Nino***), einen so ausgezeichneten Pathen zu haben. Die Rückerinnerungen bei solchen Ereignissen an Diejenigen, welche uns lieben und die man liebt, ist sehr süss, und Sie wissen, an welche ich denke, an die, welche mich vor der Zeit verlassen haben

Es liegt wirklich, Ihnen kann ich es ja sagen, für mich ebenso viel Trauriges als Befriedigendes in diesen mehr oder weniger gerechtfertigten Glückszufällen.«

Nach Paris zurückgekehrt, widmet sich der hervorragendste, aber auch der ärmste der französischen Künstler nicht ohne Mühe wieder den Bildnissen. In der glänzenden Reihenfolge derselben finden wir: Mlle. Deniers, auf einem dunkelblauen Sopha inmitten eines reich ausgestatteten Gemaches

*) Brief an Madame Charles Garnier, Cairo, 8. Februar 1875.

**) An dieselbe, Neapel, 1. April 1875.

***) Baudry war der Pathe Nino's, des Sohnes von Charles Garnier.

sitzend, die ächte, lebhafte Pariserin, in ihrer eleganten, ungezwungenen Haltung und in der dem Leben abgelauschten Bewegung des Kopfes nach der Seite. Das Kleid ist von himmelblauer Seide, von durchsichtigem Musselin bedeckt, mit Band und Spitzen ausgeputzt und hebt sich in klarster und herrlichster Färbung von dem köstlichen, kleinen, eisengrauen Vorhang ab, während die Hände (von einem Historienmaler gezeichnet) in ihrem süssen Schimmer brillant auf dem Grund des Kleides stehen. Anderer Porträts, wie jener von Mlle. Donon, von M. Hoschedé, von Mlle. Hoschedé, von Madame Crémieu, von M. et Madame Bréton-Hachette, von dem jungen Albert nicht näher zu gedenken, erscheint das Bildniss der Madame Boselli von wahrhaft vlämischer Anmuth, frisch wie eine eben entfaltete Blume, und entzückend durch die schönen, nackten Arme, deren jugendliche Rundung in den zartesten Tönen modellirt ist. Hieher gehört auch das Bildniss von M. Guillaume, dem denkenden und begeisterten Bildhauer, und endlich ein Hauptgemälde, das durch seine epochemachende Bedeutung die Besucher des Salons 1876 in Erstaunen setzte und einen wohlverdienten Erfolg hatte, wie er ihn übrigens von da ab noch öfter erlangte, nemlich das ausgezeichnete Bildniss des Generals Grafen von Palikao, der wahre und ausdrucksvolle Typus eines hervorragenden Offiziers, so wie man ihnen unter dem zweiten Kaiserreich oft begegnete, während sie jetzt, seitdem die ganze Nation bestrebt ist, sich mit der Armee zu verbinden, immer seltener werden: eine Erscheinung von edler Haltung und feiner Bewegung, durch und durch Militär und doch zugleich Weltmann, elegant und geistreich, ein wahrer Eroberer in seiner einfachen Chasseur-Uniform. Die Beine gekreuzt, stützt er sich auf seinen Grauschimmel, welcher von vorn gesehen, den Hals vorgestreckt und den Kopf erhoben, als wolle er Pulverdampf einathmen, selbst ein entsprechendes und edles Kriegspferd darstellt, dessen stolze Haltung und imposanter Wuchs den überraschenden Charakter von Grösse, wie ihn das ganze Bild darbietet, noch steigert. Zur Vergrösserung des Bildes trägt auch die Klarheit der landschaftlichen Umgebung bei, gebadet in der durchsichtigen Atmosphäre eines etwas kalten Tages, wie auch der Trompeter auf einem Grauschimmel und die in der Ferne den Hintergrund belebende Silhouette eines marschierenden Regimentes. Es ist ein Werk von ganz neuer Auffassung, welche die Rückerinnerung an die grossen Werke des siebzehnten Jahrhunderts mit dem glücklichen Wiederaufsuchen der Freiluftmalerei verbindet.

In dieser Zeit entwarf ein Generaldirektor der Künste, reich an glücklichen Ideen und von einem Eifer, welcher sie zu gutem Ende führte, ein Mann von gutem Geschmack und Streben, welcher sich gänzlich den Interessen der Kunst gewidmet hatte, ein Direktor, der niemals wieder ersetzt worden ist, der Marquis de Chennevières, einen grossartigen Plan, welcher von der höchsten Stelle angenommen wurde. Das Pantheon sollte mit Malereien und Skulpturen geschmückt werden, deren Gegenstände den christlichen Erinnerungen der nationalen Geschichte entnommen werden sollten. Der Baudry bestimmte Theil dieses patriotischen Werkes betraf das Leben Jeanne d'Arc's.*) »Welche glückliche Fügung! Er war darüber hoch erfreut, sein Herz bebte. Die Leidenschaft, welche schon das Kind für die Jungfrau aus der Lorraine gefasst hatte, belebte sich aufs Neue, und war durch das Bewusstseiu, dieser Aufgabe gewachsen zu sein, aufs Höchste angeregt. Das war der Lieblingsgegenstand seiner Jugendjahre, welchem er nun in der Reife und der vollen Entfaltung seines Talents Form geben sollte. Er machte sich sofort daran, mit allen Hilfsmitteln seiner Kunst die schönsten sowie die bewunderungswürdigsten Seiten unserer Geschichte zu verewigen. Mit dem Glauben, dass die Malerei berufen sei, unser nationales Epos darzustellen, hielt er auch seine Hand dazu besonders geeignet, so dass er ein Kunstwerk zu schaffen hoffte, durch das sein Name stets mit dem verehrungswürdigsten und volksthümlichsten Theil unserer Annalen verbunden bleiben würde, und zwar mit demjenigen, an welchen wir in unsern schweren Prüfungen uns täglich erinnern sollten.« **)

In der That, gestützt und belebt von der reinsten Vaterlandsliebe und einer sympathischen Verehrung für diese poetische Gestalt, war der grosse Künstler mehr denn jede andere Person geeigenschaftet, die verschiedenen Epochen dieser für jedes französische Herz heiligen und geheiligten Existenz auf der Leinwand zu verherrlichen. Wer hätte besser als er uns die Hirtin von Domrémy wiedergeben können, wie sie himmlische Stimmen hört, dem Könige die Befreiungsbotschaft überbringt, als die unbesiegbare Kriegerin, welche die Engländer aus Orléans verjagt, die Salbung in Reims durchsetzt,

*) Man vergleiche in Marquis de Chennevières »Les decorations du Pantheon« die auf die Mitarbeit Baudry's bezüglichen Seiten, die wir unter den »Belegstücken« No. X angefügt haben.

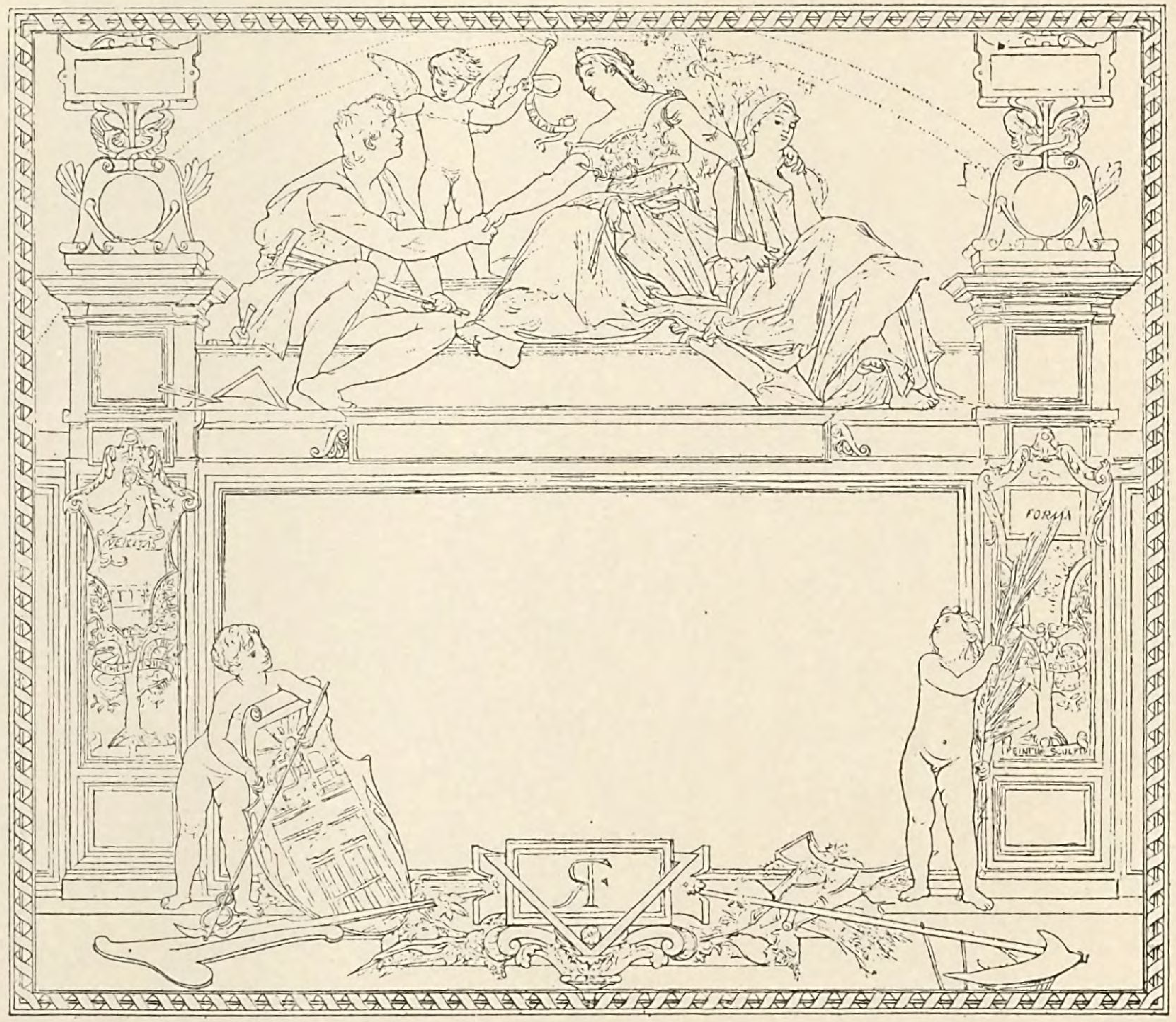
**) M. Eugène Guillaume, Etude, p. 28.

endlich das Gefängniss und den Scheiterhaufen von Rouen erduldet? Er hatte hier Stoff zu einer Reihenfolge stark dramatischer Darstellungen, welche der edlen Auffassung und dem hohen Idealismus Baudry's zu entsprechen schienen. Man sollte nun endlich »Jeanne, die edle Lothringerin« würdig erfasst und durch die Kunst dargestellt sehen.

Mit der ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit wollte er sich ganz in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts einleben, welche die grosse Heldin hervorgebracht. Er suchte Geist und Augen durch Dokumente jeder Art, welche ihm Jeanne d'Arc lebendig vergegenwärtigen konnten, zu bereichern: durch Chroniken, Aktenstücke, Geschichten, Dichtungen, Legenden, authentische Aufzeichnungen, Lobreden und Schmähschriften; Miniaturen und Stickereien, Möbel, Rüstungen, Kostüme und Gegenstände aller Art. »Welche Werke hat er nicht gelesen?*) Welche Dokumente hat er nicht befragt? Mit der ihm so eigenen beharrlichen Geduld stellte er über das Leben der Jungfrau die eingehendsten Forschungen an. Bemüht, der wunderbaren Legende die volle geschichtliche Wahrheit, welche ihr zukömmt, zu geben, liess er sich in den Bibliotheken nieder, um in allen darauf bezüglichen Manuskripten nachzuschlagen.

»Die Nationalbibliothek und die Bibliothek des Zeughauses stellten ihm ihre Schätze zur Verfügung. Er sah alles, mit dem Bleistift in der Hand, und füllte Cartons und Albums mit Skizzen; Kostüm und Architektur, Waffen und Möbelskizzen, alles sammelte er; Stunden bedarf man, um diese Dokumente durchzusehen und um sich einen Begriff von alldem zu machen, was sie umfassen. Sie sind sorgfältig aufgezeichnet. Hier sind die einzelnen Formen mit besonderer Genauigkeit wiedergegeben; dort sind es Notizen und Farbenstriche; überall findet sich dazu ein begleitender Text, welcher wenigstens die Herkunft des Materials angiebt. Es geht daraus hervor, dass alles mit Ueberlegung gemacht wurde. Diese fesselnden Notizen sind voll innern Lebens. Noch ehe das Werk entstanden, macht man die Entwicklung desselben mit. Ich suchte einige der Schriften, welche Baudry studiert hatte, kennen zu lernen und nach ihm diese Reliquien der Kunst ihrer Zeit zu verehren: die »Chronik der Normandie und Englands«; das »Buch der Wunder der Welt«; das Gebetbuch von Isabeau Stuart; den Geschichtsspiegel Frank-

*) M. Eugène Guillaume, Etude, p. 29.



DIPLOME DES RÉCOMPENSES DE L'EXPOSITION UNIVERSELLE DE 1878

reichs und unsere trefflichen Froissart, Renauld de Montauban, Gérard de Nevers, Lancelot du Lac u. s. w.« —

Mehrere Reisen vervollständigten die gesammelten Nachforschungen; Schritt für Schritt den Spuren der Heldin von Lothringen folgend, wollte Baudry all' die Orte berühren, welche sie besucht hatte: »Ich bin mit meinem Bruder Ambroise nach Chinon gegangen, um die Reste des Schlosses zu sehen und an Ort und Stelle selbst für eines meiner Jeanne d'Arc-Bilder einige Erkundigungen einzuziehen.*) Er besuchte in derselben Absicht Orléans: »Ich hielt mich in Orléans auf,**) woselbst ich die alte Brücke, die Tourelles und die Bastei in Begleitung eines sehr liebenswürdigen und in seinem Fache sehr unterrichteten Archäologen von Orléans durchsuchte.« Er nahm sich noch vor, Domrémy und Reims zu sehen. Sobald er überdiess erfuhr, dass irgendwo ein aus Jeanne d'Arc's Zeit stammendes Dokument vorhanden sei oder das eine oder andere Bildniss aus der Zeit, eine Originalauskunft aus erster Hand, bemühte er sich, daraus Nutzen zu ziehen. So schrieb er denn auch an Herrn v. Girardot: »Ich habe***) vor ungefähr einem Monat in der Chronique des Arts, einem kleinem Beiblatt, welches die Gazette des Beaux-Arts veröffentlicht, die Erwähnung eines gewissen Grafen Robert gefunden, welcher in einem Schloss der Tourraine wohnt und welcher mittheilt, eine Sammlung Bildnisse der Epoche, die mich beschäftigt, zu besitzen, worunter La Hire, La Trémoille Xantrailles, Alençon, Charles VII. etc. etc. Was ist der ikonographische Werth dieser Bildnisse? Wären Sie wohl im Stande, mich darüber zu belehren? Ich möchte die Bildnisse dieser Leute da, wenn Sie deren fänden, haben. Was das Uebrige betrifft, schöpfe ich mit vollen Händen an der Quelle, dank den Herren Quicherat, Lacroix, Lorédan-Larchey, Thierry, Michelant und Wescher, lauter berühmten Gelehrten und Conservatoren an den Pariser Bibliotheken. Fragen Sie Quicherat, was er über die Urkunde von la Rochette »L'Entrevue de Chinon« denkt, welche er in der Revue Historique vor zwei Monaten veröffentlichte, und grüssen Sie ihn gleichzeitig herzlichst von mir. Ich habe ihn nur einmal gesehen, aber ich bewundere ihn.« Zugleich veranlasste er M. Renard, ihn in seinen Bestrebungen zu unterstützen: »Könnten Sie mir wohl sagen, ob

*) Brief an M. Renard, 30. Dezember 1877.

**) Brief an M. Charles Garnier, La Roche-sur-Yon, 3. Juni 1875.

***) Brief an M. de Girardot, August 1877.

das Grabmal von Louis le Mâle, einem der Vorfahren des burgundischen Hauses, ein mit Statuen von Prinzen dieses Hauses geschmücktes Grabmal, sich in der Stiftskirche Notre-Dame in Lille befindet? Das ist wenigstens die Ortsbestimmung, die Pater Montfaucon gegeben. Wenn dieses Monument nicht durch die blinde Wuth der Revolutionäre von 93 oder durch die Fanatiker des sechzehnten Jahrhunderts zerstört worden ist, werde ich nach Lille gehen, um die Figuren aus Jeanne d'Arc's Zeit zu zeichnen. Ich werde ebenso Nachforschungen halten müssen, sei es in Lille oder in Brüssel, in den Manuskripten der Herzoge von Burgund.*)

So ausgerüstet mit gefüllten Skizzenbüchern und mit methodisch classifizirten Notizen**) fängt er seine Compositionsarbeiten an. »Ich sammle all meine Kräfte, um Jeanne d'Arc diesen Herbst anzufangen. Gott wolle mir, da ich auf der Höhe eines so schönen Gegenstandes angelangt bin, seine Gnade verleihen!«***)

Wir haben einige Aquarelle, welche uns in die Geheimnisse dieser vorbereitenden Versuche einweihen: Jeanne vor Baudricourt, dem Gouverneur von Vaucouleurs †) und Jeanne d'Arc in Chinon. ††) Die Farben-Skizzen sind so im Geiste und im Geschmack der damaligen Zeit erfasst, dass sie Miniaturen aus der gleichen Zeit zu sein scheinen. Es war das eine Art Uebung, die Baudry sich selbst auferlegt hatte, um den Lokalton genau zu erfassen, und um sich selbst zu überzeugen, dass er sich genügend in das

*) Brief an M. Renard, Dezember 1877.

**) Jules Quicherat schickte uns zu Baudry, als wir ihn um eine Aufklärung über ein Kostüm aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts baten: »Niemand, sagte er zu mir, kennt diese Zeit besser als er.« — Herr Lorédan Larchey, der Baudry bei seinen Nachforschungen in der Zeughausbibliothek führte, bewundert nicht weniger seinen seltenen Scharfsinn: »Im Laufe unseres Suchens fielen mir die gelehrten Eigenschaften unseres grossen Malers auf. Wäre sein Name für die Kunst verloren gegangen, so hätte er sicherlich im Reiche der geschichtlichen Wissenschaften sich glänzend hervorgethan. Es wäre unmöglich, einen urtheilsfähigeren und, wie ich früher sagte, gewissenhafteren Geist in den Dienst der Wissenschaft zu stellen.

***) Brief an Mde. Charles Garnier, 17. Juli 1877.

†) Jeanne stellt sich Baudricourt in dem Augenblick, in dem er sein Pferd besteigt, an der Thüre seiner Wohnung vor; er antwortet der Jungfrau in spöttischem Tone. Baudricourt glaubte anfangs nicht an Jeanne's göttliche Sendung und nur nach langem Widerstreben willigt er ein, die begeisterte Heldin zu dem König zu schicken.

††) Als Jeanne in den grossen Saal geführt wurde, war sie keineswegs von der Menge der Herren geblendet. Sie ging geraden Wegs auf den König zu und küsste ihm die Knie: »ihre göttlichen Stimmen« liessen ihr denselben erkennen. —

hineingelebt hatte, was Fénelon »il costume« nennt; es war wie die bildliche Zusammenfassung dieser an der Quelle selbst geschöpften Menge von Kenntnissen. Aber nachdem er diese beinahe unpersönliche Arbeit, die freie Nachahmung, einmal ausgeführt, behielt er sich vor, wieder die ganze Unabhängigkeit seiner eigenen Empfindung aufzunehmen.*) Obwohl er den Hintergrund, die Ausschmückungen und die Costüme aus der Regierungszeit Karl's VII. festhielt, beabsichtigte er auf dieser Grundlage Figuren und Stellungen eigener Schöpfung anzubringen. Zu diesem Zwecke nahm er sich vor, da er während eines kurzen Aufenthaltes in Arras bemerkt hatte, dass die Typen des fünfzehnten Jahrhunderts sich in dieser Stadt und Umgebung besonders bewahrt hatten, dorthin zu gehen, um Studien nach der Natur zu machen und sie nach seiner Art wiederzugeben, ohne sie ihres Charakters zu berauben. Diese persönliche Auffassung zeigt sich in den Zeichnungen, die er nach dem lebenden Modell machte, unter andern an den Figuren der Composition »Jeanne d'Arc, der göttlichen Stimme lauschend«. Im Vorgrunde befindet sich die Jungfrau von Domrémy; im Hintergrund der hl. Michael, die hl. Katharina, die hl. Margaretha, welche Baudry so zu sagen über das vom Morgenthau feuchte Gras gleitend und langsam gegen Jeanne sich bewegend darstellen wollte. Welcher Ausdruck war dabei für Jeanne selbst der entsprechendste? Der Maler suchte ihn lange Zeit. Er hat uns zahlreiche Versuche dieser schwer findbaren Stellung hinterlassen. Hier sinkt die Heldin, noch stehend, in sich zusammen, in einer Bewegung engelhafter Verzückung, sanft gerührt von den himmlischen Stimmen; dort ist sie auf den Knien, auf die Erde niedersehend, die Hände in einer angsterfüllten Bewegung zusammenpressend; ein ander Mal wieder richtet sie noch kniend den Kopf in die Höhe, erstaunt und wie um besser auf

*) Sehr eifersüchtig auf diese Unabhängigkeit, bot Baudry Alles auf, sie gegen den masslosen Realismus der Archäologie zu vertheidigen, wofür der folgende Brief einen deutlichen Beweis giebt.

»Paris, 4. Dezember 1885.

Lieber Herr Larchey!

Ich habe seinerzeit von diesem kleinen Miniaturgemälde des »Champion des Dames« Notiz genommen, das in Arras 10 Jahre nach Jeanne d'Arc's Tod (grauer Hut) ausgeführt wurde; aber seien Sie versichert, lieber Herr, dass es für uns Maler (Sie als Schriftsteller können das leichter thun) gefährlich ist, die »nackte Wahrheit« dem Publikum vorzuführen. Es giebt besonders bei idealen Persönlichkeiten, wie unsere Heldin Jeanne eine ist, falsche, aber durchaus populäre Traditionen, vor denen man sich beugen muss.«

den geheimnissvollen Gesang zu lauschen; oder auch, sie betet mit Inbrunst und scheint zu gleicher Zeit die göttliche Botschaft zu hören. Noch viele andere Stellungen hatte er versucht, ohne dass der Autor sich für die eine oder andere entscheiden konnte. Was aber auch die endgiltige Entschliessung sein mochte, alle Zeichnungen sind von empfundenem und feinem Zug, und vor allem ist die Figur der Jeanne d'Arc zart und rührend, und ungeachtet ihres bäuerlichen Gewandes, mit dem Stempel der Auserlesenheit geadelt.

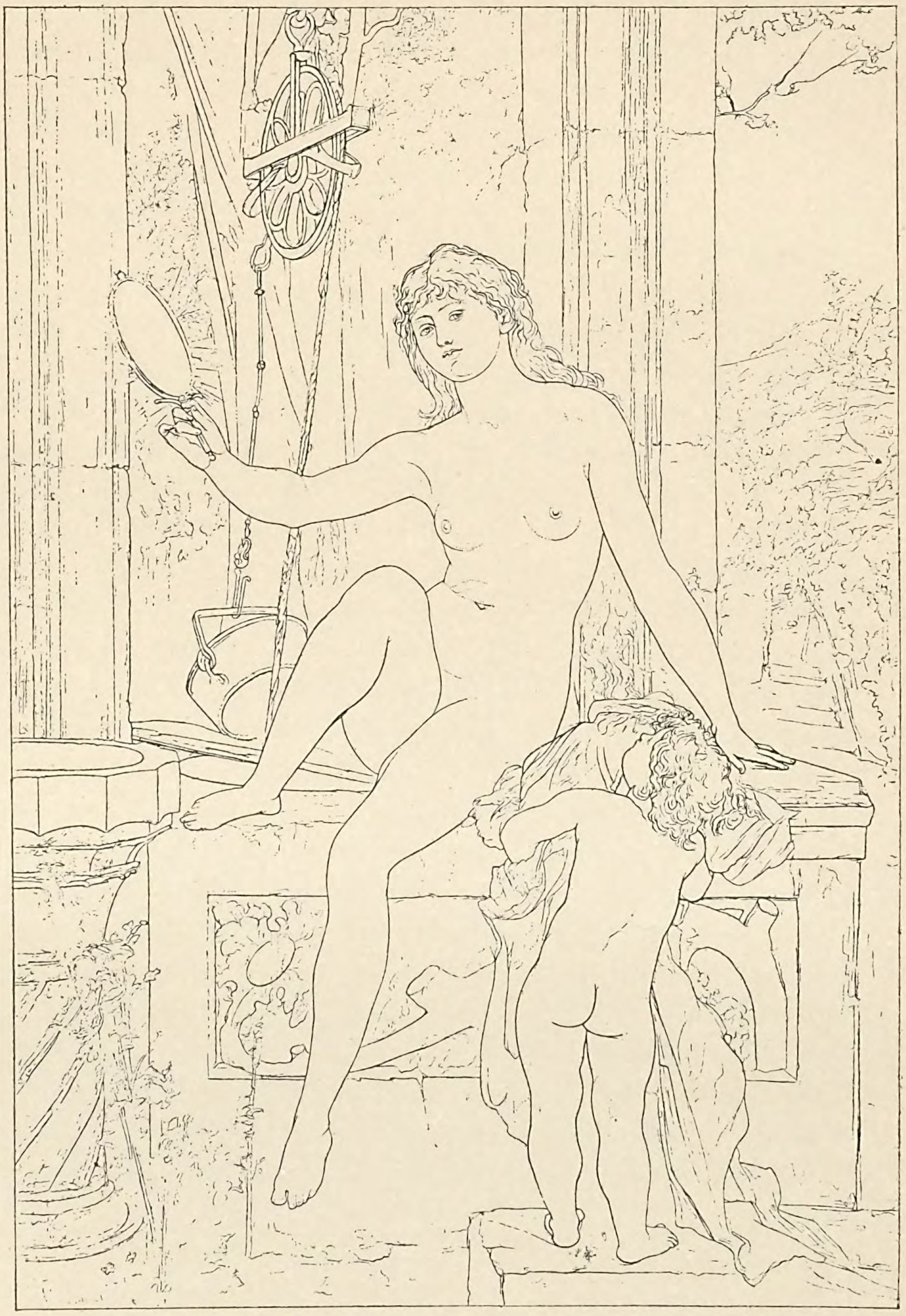
Baudry glaubte, dass er acht Jahre nöthig haben würde, um diese glorreiche Geschichte in einer Reihenfolge von in der Art eines Memling von Brügge durchgeführten Bildern wiederzugeben, die Figuren auf ein Drittel der natürlichen Grösse verkleinert. Sechs von seinen Compositionen waren für das Pantheon bestimmt: 1. Jeanne d'Arc, die Stimmen hörend. 2. Die Begegnung mit dem Könige in Chinon. 3. Der Sieg (Jeanne bei der Belagerung der Brücke der Tourelles). 4. Das Gefängniss. 5. Das Martyrium (in allegorischer Form). 6. Triumphzug. Die zwei letzteren Darstellungen sollten als Friese behandelt werden.

Zu arm, um sich nur dieser gering honorirten Arbeit*) zu widmen, wurde Baudry durch andere Aufträge viel davon abgezogen. »Ich habe mich entschlossen,**) nach Rennes zu gehen, um den Justizpalast zu sehen und dort meine zukünftigen Malereien für den Saal des Kassationshofes in Paris, mit dem man mich beauftragt hat, »in petto« vorzubereiten. Dies stellt meine geliebte Jeanne in den Hintergrund, was meiner Heldin, welche überall voran war und stets als erste durch die Bresche eindrang, gewiss ganz ungewohnt ist. Aber diese Verzögerung wird mich ihr immer näher bringen und sie wird in den Bildern, die ich ihr zu widmen hoffe, immer mehr gewinnen.« Dass er die schönen Bilder nicht schaffen werde, ahnte er nicht: Zur Ausführung der seit seiner Kindheit geträumten Werke gönnte der Tod ihm nicht die Zeit und das Geheimniss des Grabes schliesst alles ein, was Baudry über Jeanne d'Arc Grosses und Schönes geträumt hatte.

Inmitten dieser Entwürfe und Arbeiten, hatte der Maler des Foyers der Opéra den Schmerz, glauben zu müssen, sein grösstes Werk sei vom Untergang bedroht. Schon fingen die Gasausdünstungen an, den ersten

*) Der Minister der schönen Künste hatte für jeden der im Pantheon arbeitenden Künstler nur 50,000 frc. ausgeworfen.

**) Brief an M. Renard, 2. Mai 1878.



LA VÉRITÉ

(A Mme la comtesse de Beaumont.)

schwarzen Schleier über seine bewunderungswürdigen Darstellungen zu breiten; schon fürchtete er für sie ein vorzeitiges Ende. Das versengende Licht, welches die reizvolle Pracht dieser Malereien zu vertilgen begann, statt sie zu beleuchten, musste es dieselben nicht schliesslich ganz zerstören? So stösst er auch in den ersten Tagen von 1876 den Alarmschrei aus: »Man beschäftigt sich mit den Malereien unseres Foyers*) und ich habe soeben Chennevières gesehen, welcher mir einen Brief brachte, den er im Moniteur einrücken lassen will. Sie wissen, dass es mein steter Wunsch ist, so weit wenigstens noch möglich, eines Tages meine armen Farben vor dem Gas geschützt zu sehen. Ich habe mich ergeben, und werde mich in alles ergeben, was auch daraus werden mag, aber es ist für mich eine Frage, die mir ans Herz geht. Die Versuche, welche man anstellen wird, um mich zu beruhigen — und Charles**) hat mir vor einiger Zeit seine thätige Unterstützung versprochen — wird mir die Freude und Lust zur Arbeit wieder zurückgeben. Ich will nicht, dass man etwas ohne Charles thut, und wenn er öffentlith seine Einwilligung geben kann, ist vielleicht der Augenblick gekommen. Ich weiss nicht, was jetzt erreicht wird, und ob wir Erfolg haben werden, etwas aber wird immer bleiben. Ich habe Charles den Entwurf meiner Vorschläge mitgetheilt, und werde sie ihm hier wiederholen: Man lasse an Ort und Stelle mittelst grossen Photographien Copien machen und zwar durch fünf oder sechs junge Künstler, von welchen ich für diese Arbeit mehr Sorgfalt als Talent verlangen würde. Dann sollen diese Copien, welche alle die Verzerrungen, wie sie die unebenen Bildflächen erforderten, wiedergeben (was eine Hauptsache ist) vergrössert werden. Auf diese Weise dürfte das Abnehmen der Gemälde und das Widereinsetzen der Leinwand ungefähr zwei Monate beanspruchen, vielleicht einen Sommermonat; das Ganze aber könnte vor zwei oder drei Jahren nicht fertig gestellt sein, selbst wenn man sofort anfinge. Den nöthigen Credit für die Ausführung der kleinen Copien würde ich im Nothfall beschaffen. Uebrigens ist es selbstverständlich, dass ich ein Lokal beanspruchen würde, d. h. einen gewölbten Raum mit einer Eintheilung wie ein Foyer, denn ich würde das Abnehmen nicht wünschen, ohne Gewissheit der Wiederaufstellung meines Werkes. Und

*) Brief an Mme. Charles Garnier. Paris, 27. Januar 1876.

**) Charles Garnier.

ein solcher Raum würde in dem projektirten Museum für die plastischen Arbeiten lebender Künstler, welche für den Augenblick im Luxembourg untergebracht sind, meines Erachtens unschwer herzustellen sein. Es wären mir dafür bereits 100,000 frc. zugesichert. Uebrigens rechne ich dabei unbedingt auf Charles' Mitwirkung. Er könnte schon etwas in dieser Sache versuchen, indem er öffentlich von dem Präfekten der Seine einen Bauplatz im Parke von Monceau oder in der Baumschule des Luxembourg verlangen würde; dass der Präfekt ihm entgegenkommend sein würde, bezweifle ich nicht im geringsten.*)

Einen Monat später schrieb Baudry: »Du kannst Dir wohl kaum vorstellen, wie überglücklich ich bin über den herrlichen Saal des Foyer, in welchem Du mir den nöthigen und so grossen Platz für die Entwicklung meiner Ideen dargeboten hast. Ich wäre wie eine Schwalbe im Himmel ohne diesen nagenden Wurm von Schwefelwasserstoff. Und wenn die Wissenschaft die Anwendung von elektrischem Licht für die Beleuchtung möglich findet, werde ich Freunde und Andere bitten, dass sie uns damit in Ruhe lassen. Mögen die Projekte ihren Weg gehen. Soeben ist eines erschienen, welches ich nicht in all' seinen Details kannte und welches durch seinen Autor selbst, G. Berger, im »Journal des Debats«, das ich gelesen, erklärt worden ist. Wenn das ausgeführt würde, möchte ich Dich für die Construction des Monuments (es wäre ein Bau von drei Millionen, den Platz ausgeschlossen, den man sich von der Stadt erbitten müsste), ausersehen wissen. Wenigstens möchte ich Dich für die Construction des grossen Saales haben, wo Du mit »Deinem kleinen Alltagstalent, welches ich wohl kenne,« (dasjenige des Foyers und der Treppe ist das Sonn- und Feiertagstalent) zeigen könntest, dass ein Musiker, welcher eine gewaltige und wohlklingende Orchestereinrichtung für eine Symphonie machen kann, eben so gut ein Dutzend schöner Melodien in einfachster Umrahmung zu Stande bringt. Ein Zeitungsschreiber, der sogar die Güte hatte, mir sein Journal in meine Wohnung zu senden — die einzige Nummer übrigens, die

*) Baudry beschäftigte sich mit der Ausarbeitung eines Projektes zu einer Galerie für die Sammlung der Meisterwerke französischer Bildhauerkunst, welche in der »Pépinière du Luxembourg« errichtet werden sollte. Die Wölbung war dabei so gedacht, dass sie die Dekorationen des Foyers der neuen Oper hätte aufnehmen können. Die Seitenwände, zwölf an der Zahl, wären mit Gemälden Baudry's aus der Geschichte Jeanne d'Arc's zu schmücken gewesen. Baudry erbot sich, 100,000 frs. für die Herstellungskosten zu zeichnen.

ich davon gelesen habe, — belehrt mich, dass meine Malereien sichtlich verkommen und dass die Schuld in meiner Nachlässigkeit und sogar einigermassen in meiner Spitzbüberei liege, da ich nach seiner weiteren Behauptung genügend entschädigt worden sei, um wenigstens gute Farben anzuwenden.« *)

Diese Folter dauerte lange, der Ersatz der Gemälde durch Copien, mochten sie auch den Orginalien noch so getreu sein, stiess, wie man sich denken kann, selbst bei Garnier auf einigen Widerstand. Ungeachtet seines Wunsches, der brüderlichen Freundschaft in allen geforderten Concessionen entgegenzukommen, konnte er sich nicht entschliessen, einen so kostbaren Schmuck aus der Opéra entfernen zu lassen. Er war übrigens überzeugt, dass, wenn auch die schwarze Schichte sie trüben würde, so doch die Malereien nicht beeinträchtigt würden. Und was würde aus diesen Malereien geworden sein, wenn man sie aus ihrer ersten Heimstätte entfernt hätte? Welche Unterkunft würde man ihnen anbieten können? Keiner der vorgeschlagenen Pläne war ausführbar. Das einzige mögliche Mittel war die Ersetzung des Gases durch ein unschädliches Licht. Während einer langen Reihe von Jahren kämpfte der berühmte Architekt gegen die Verschleppungen der Verwaltung; und erst gegen Ende des Jahres 1885 gelang es ihm, die Einrichtung der elektrischen Beleuchtung im grossen Foyer durchzusetzen. So hatte Baudry wenigstens noch kurz vor seinem Tode den Trost, sein Meisterwerk, das er verloren geglaubt, von der Gasverrussung gereinigt durch ein wohlthätiges Licht frischer und heller denn je zur Ansicht gebracht zu sehen.

Gegen Ende des Jahres 1876 machte Baudry eine zweite Reise nach Egypten: »Ich habe das Glück gehabt, das Mittelmeer in einem günstigen Moment zu überfahren; später haben, wie man mir sagt, Stürme getobt, welche grosse Unglücksfälle verursacht haben. Schön oder schlecht, jedenfalls ist diese Ueberfahrt von sieben Tagen eine schwere Sache und ich habe mich königlich dabei gelangweilt. Mein Trost war, die Romane vom Vater Alexander ihrer Länge nach zu verschlucken: Die »Königin Margot« und die »Fünfundvierzig« und alle übrigen. Das offene Meer ist wohl das herzerquickendste Schauspiel, welches die schöne Natur einem einfachen Landschaftsmaler darbieten kann. Aber die Dichter, die es so viel besungen

*) Brief an Charles Garnier. 8. Februar 1876.

haben, sind »Süsswasserträumer«, und nur Homer, ihr Allvater hat die unangenehmen Beiwörter gefunden, welche ihm mit Recht zukommen, indem er unumwunden seine Ansicht zum Ausdruck brachte, wie »die bittere Welle, die schwarze Welle; das tiefe Meer, auf dem man keine Weinlese halten kann.« Uebrigens sind das noch Höflichkeitsformen gegenüber dieser schmutzigen Sache, welche in nichts den guten Boden, auf dem man seinen Kohl pflanzen kann, aufwiegt. Nun ist es vorüber, ich bin tapfer gewesen« *)

»Cairo ist ein Entzücken für mich.**) Ich sehe von den Fenstern des Salemlik meines Ambroise-Pascha einen weiten, leuchtenden und reinen Opal, welcher sich von einem Horizont zum andern zieht; die Palmen sind unbeweglich in einem goldwolkigen Duft. Das Haus von Ambroise ist ein Juwel; wir würden reich sein, wenn dieser Besitz in der Umgebung des Boulevard Saint-Germain, oder nur aux Batignolles gelegen wäre: Die Thüren nnd Plafonds, die Marmorzierden und die Fayencen sind von einem Palast aus dem sechzehnten Jahrhundert, kurz, es ist ein arabisches Cluny.«

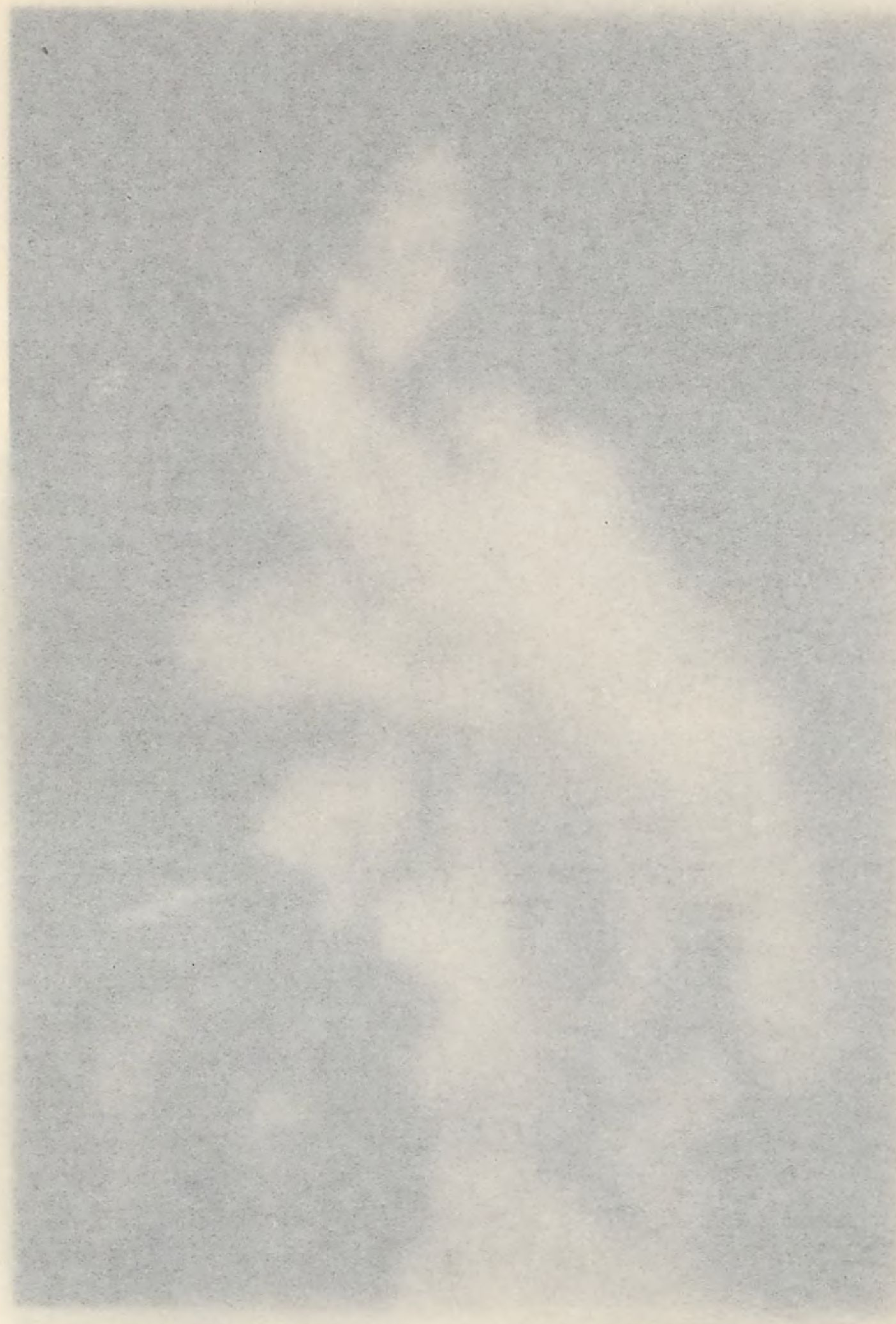
In Gesellschaft von Mariette und auf seinem Dampfschiff den Nil bis zum zweiten Katarakt aufwärts fahrend, besuchte Baudry Karnak, Luxor und Theben: »Das Leben ist zu schön und ich schaue nur; das, was ich sehe, lässt sich nur mit ganz neuen Farben malen, deren es herrliche, dunkle und sehr hässliche giebt.« ***) Er kam nach Cairo zurück, »das Herz geschwellt von der Fülle der Schönheiten Oberegyptens«, aber im Ganzen ein wenig enttäuscht über diesen herrlichen Orient, welcher doch zu wenig seiner griechisch-italienischen Richtung und seiner zu ausgeprägten Künstlernatur entsprach, als dass er sich den neuen Eindrücken hätte unterordnen können: »Ich hätte hierher kommen sollen, als ich Pensionär war; ich bin sicher, dass ich damals etwas daraus hätte schaffen können. Das, was ich sehe, ist grossartig, aber man muss es entweder ganz zum Ausdruck bringen, oder unberührt lassen. . . . Nun gehe ich spazieren, beobachte, lebe meinen Erinnerungen und gönne mir das Leben: das ist nicht schlechter als anderes auch.« †) Er beklagt sich etwas bitter über die Seltenheit der Modelle: »Es ist nichts zu machen als der Dattelhändler oder die Frau mit dem

*) Brief an M. H. Cairo, 3. Januar 1877.

**) Brief an Mme. Charles Garnier. Cairo, 22. Dezember 1876.

***) An dieselbe. Theben, 20. Februar 1877.

†) An dieselbe. Cairo, 28. März 1877.



haben, sind [illegible] und nur Homer, ihr [illegible] eingezeichneten [illegible] gehörte, welche ihm mit Recht [illegible] [illegible] seine Gedanken zum Ausdruck brachte, wie [illegible] schwarze Wolke, [illegible], auf dem man keine [illegible] Uebrigens sind mir diese [illegible] gegenüber [illegible] Sache, welche [illegible], auf dem man [illegible] [illegible] ich bin tapfer [illegible]

[illegible] für mich**). Ich habe [illegible] sehen wollen, [illegible] von einem [illegible] zum andern [illegible] Dorf. Der [illegible] wenn dieser [illegible] aux [illegible] Thürme und [illegible] und die [illegible] Palast aus dem [illegible] Jahrhundert, kurz, es ist [illegible]

In Gesellschaft [illegible] und auf seinem Dampfschiff [illegible] zum zweiten [illegible] und Theben: [illegible] sehe, lässt sich [illegible] und sehr [illegible] geschwellt von der Fülle der [illegible] ein wenig enttäuscht über diesen [illegible] seiner griechisch-italienischen Richtung und [illegible] natur entsprach, als dass er sich den [illegible] können: »Ich hätte hierher kommen sollen, [illegible] sicher, dass ich damals etwas [illegible] sehe, ist grossartig, aber man [illegible] [illegible] lassen. ... Nun [illegible] Erinnerungen [illegible] »Es ist [illegible]

*) Brief an [illegible]

**) Brief an [illegible]

***) An [illegible]

†) An [illegible]



Peint par Paul Baudry. *Photogravure Boussod, Valadon & Cie*

Mme BERNSTEIN ET SON FILS ROBERT

LIBRAIRIE D'ART. LUDOVIC BASCHET ÉDITEUR_PARIS

Krug.« *) Doch lässt er sich verleiten, ein Fellahweib zu malen, welches »alle Minuten gähnt und Gesichter schneidet«. **) Diese kleine Studie — sehr klein und schmal — nach der schönen Wasserverkäuferin mit dem schwarzen, durchsichtigen Gewand, welches die braune Brust sehen lässt eine der strengen Schönheiten des egyptischen Volkstypus, ist in einem viel feineren Ton gehalten als das darnach gemalte grosse Bild,***) das vielleicht durch die Ueberarbeitung, welche er nach seiner Rückkehr nach Paris daran vornahm, etwas schwer geworden ist.

Nach dieser zweiten egyptischen Reise fing Baudry mit den Malereien für den Kassationshof an. M. Duc, der Architekt des Justizpalastes, hat dem Künstler der Opéra die Ausschmückung der Decke übertragen, deren Mittelbild die »Verherrlichung des Gesetzes« und deren beiderseitige Ovalflächen von geringerer Ausdehnung »Entführung« und »Mord« darstellen sollten, während die vier Eckenflächen mit schildhaltenden Kinderpaaren und vier kleinere Felder in Ornamente eingeschlossen mit Genien geschmückt werden sollten. Ein Christus am Kreuz, welcher über den Hauptsitz des Richters hätte kommen sollen, würde das ganze Werk abgeschlossen haben; allein es kam nur die »Verherrlichung des Gesetzes« zur Ausführung. Der Meister widmete der Arbeit zwei Jahre. Treu seiner Gepflogenheit gewissenhafter Vorbereitung und eingehender Vorstudien ging er nach Rennes, um im Justizpalast die Malereien von Jouvenet zu sehen, von denen er jedoch nichts verwerthet hat. Seiner Vorstellung drängten sich andere Erscheinungen eines moderneren Ideals auf. Das schöne Gemälde erntete übrigens im Salon 1881 ungewohnte Ehrung durch den einstimmigen Beifall der Aufnahms-Jury und durch die ausser aller Frage stehende Zuerkennung der Ehrenmedaille, welche damals zum ersten Male durch allgemeine Künstlerabstimmung verliehen wurde.

Vor einer Tempelfronte im Renaissancestil sitzt auf einem Marmorsockel die allegorische Figur des »Gesetzes«, in der einen Hand ihre heiligen Gesetztafeln haltend, die andere mit befehlender Geberde gegen die »Jurisprudenz« ausgestreckt, welche, vor den Stufen des Heiligthums stehend, ihre Befehle mit ehrfurchtsvoller Unterordnung empfängt. In den Lüften

*) Brief an Mme. Charles Garnier. Cairo, 28. März 1877.

**) Im Besitz von M. Ambroise Baudry.

***) Im Besitz von M. A. Glandaz.

schwebt zur Rechten die »Gerechtigkeit« mit dem gezogenen Schwert und der Wage, zur Linken die »Billigkeit« mit dem metrischen Mass, einen Lorberkranz emporhaltend. Zu Füssen des Thrones im Mittelgrunde fasst die »Obrigkeit«, unbeweglich aufrechtstehend, die Falten der dreifarbigen Fahne zusammen und stützt sich auf die Abzeichen der consularischen Gewalt, während auf der anderen Seite die stolze und ernste Gestalt einer Magistratsperson, in das rothe Präsidentenkleid des Apellhofes gekleidet, vor dem Gesetz grüssend das Haupt entblösst. Neben ihm ruht die »Gewalt«, halb auf einem Löwen liegend, und beschützt die »Unschuld«, dargestellt durch die Züge eines eingeschlummerten Kindes. Die Anordnung ist schön und glücklich eigenartig. Der schräg gesehene architektonische Aufbau vermittelt einen Accord von übereinander ansteigenden Linien, welcher der Gesammtdarstellung eine überraschende Bewegung verleiht. Diese Bewegung wird noch vermehrt durch die eigenartige Gruppirung und den ganz neuen Stil der Draperien. Statt in Falten niederzufallen, welche das Nackte erkennen lassen und sich der Form desselben anschmiegen, wie bei den alten Griechen, oder mit mehr Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung der Formen zu folgen, wie bei den Italienern, oder gar steif und eckig zu sein in steifen und rechtwinkeligen Linien, wie bei den Deutschen, schwellen die Stoffe, mit welchen Baudry das Gesetz und sein Gefolge bekleidet hat, an und bauschen sich auf wie zu einem Wolkenflug, oder sie fallen mit einer anmuthigen Nachlässigkeit, welche weniger die Linien des Körpers als die allgemeine Bewegung der Gestalt andeutet. Und für Diejenigen, welche die zahllosen Schwierigkeiten der so zarten und verwickelten Kunst des Faltenwurfes kennen, erscheint in dieser neuen Auffassung des Spieles der Stoffe eine bis jetzt nicht gekannte Kühnheit, welcher durch ihn Bahn gebrochen wurde.

Sein Streben nach geistreicher Neuerung ist auch in der Art seiner Auffassung der Allegorie zu erkennen. Baudry verwirft entschieden die überlebten Vorbilder der klassischen Tradition, die strengen und stolzen Figuren, unter welchen uns im Allgemeinen die Verkörperung der abstrakten Ideen entgegentritt. Sein »Gesetz«, seine »Rechtswissenschaft« und seine »Obrigkeit« repräsentiren das Paris des 19. Jahrhunderts. Er giebt seinen ernstesten Gestalten die reizendsten Gesichter; er kleidet die schwerwiegendsten Gedanken in die verführerischesten Formen, und, indem ihn seine feine

Natur unwiderstehlich nach der Seite der Anmuth hinzieht, bildet er sich ein eigenes und zeitgemässes Ideal. Und über diese lebhaften Typen, über diese Eleganz unserer Zeit, welche die alten Symbole verjüngt, wusste er durch die Feinheiten der Halbtöne, durch die grosse Klarheit der Gesammtdarstellung, durch die Wahl der Farben, die nichts trüben noch verdunkeln, eine entzückende Frische, Durchsichtigkeit und zarte Frühlingsstimmung zu verbreiten. Die Figuren sind in vollem Lichte modelliert, ohne unnütze Schatten, ohne kleinliche Lichtaufhöhung, sondern in freier, energischer Reliefwirkung. Der Lokal-Ton bewahrt all' seine Vorzüge, all' seine Eigenart, er lässt sich nicht beeinträchtigen durch die benachbarten rivalisirenden Töne, er herrscht unbeirrt an der Stelle, die ihm zugefallen; er geht auf keine Verschmelzung und auf keinen Compromiss ein, wie bei den Venetianern oder bei Delacroix. Die allgemeine Harmonie entsteht nicht aus der gegenseitigen Farbenconcession, nicht aus berechneten Abtönungen, sondern aus einer glücklichen Auswahl von Tönen, die sich gegenseitig zur Geltung bringen, ohne irgend welche Vermischung. So bewahrt in einem geschickt angelegten Blumenbeet jede Blume, welche zum allgemeinen Glanz beiträgt, die ganze Lebhaftigkeit ihres eigenen Tones. Um das weisse Atlasgewand des »Gesetzes« hebt sich die rothe Präsidententoga, gesteigert von dem Grün der »Obrigkeit«, wie der Goldbrokat der »Rechtswissenschaft« und das Blau der »Gerechtigkeit« leuchtend von der Klarheit des polirten Marmors und von dem klaren Blau des Himmels ab, uns einen jugendfrischen und triumphirenden Accord von frischen und lebhaften Farben entgegenschmetternd.

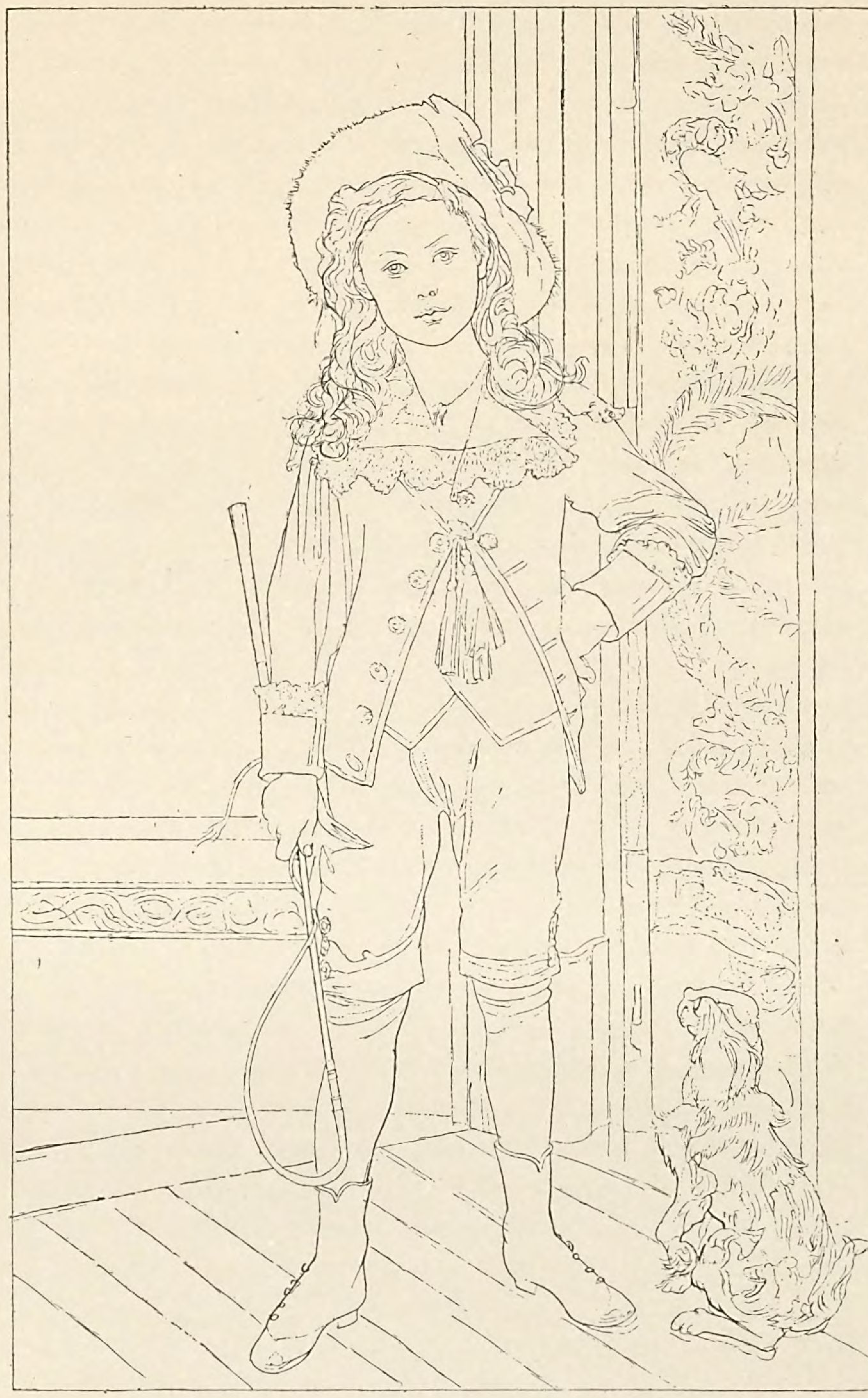
Im Ganzen ist es wohl das Gesetz, nicht aber das drakonische und grausame Gesetz unglücklicher Zeiten, schwer ausgerüstet mit schrecklichen Strafen, bereit zur Verdammung, und unzugänglich gegen alles Verzeihen, sondern das zeitgemässe Gesetz, welches grossmüthig und wohlwollend, geneigt zur Nachsicht, nur mit Widerwillen züchtigend, zu oft zur Milde geneigt ist, und beinahe schwach zu nennen wäre, wenn nicht die vornehmen und männlichen Gestalten der »Rechtswissenschaft« und des »Magistrats« in dieser klaren und sonnigen Mitte einen wohl passenden Ton von Achtung und heilsamer Furcht verbreiten würden.

Baudry erholte sich von dieser grossen Arbeit durch zwei Zeichnungen für die Vorder- und Rückseite der neuen Banknoten, welche er mit demselben ornamentalen Geschmack wie das Ehrendiplom der Weltausstellung

von 1878 ausführte, Dann durch ein kleines, bis in die kleinsten Details durchgeführtes Bild,*) dessen fleissige Sorgfalt jedoch hinter einer frischen und lebendigen Behandlung sich verbirgt. Es ist »Die Wahrheit«, die ganz nackt, wie es sich für sie ziemt, dem sagenhaften Brunnen entstiegen, auf dem steinernen Brunnenrand sitzt und welcher eben ein kleiner Genius, von rückwärts gesehen, nicht ohne Anstrengung ein schweres Kleidungsstück anbietet. Sie hat ein Bein auf den Brunnenrand erhoben und lässt das andere herabhängen; der Oberkörper ist ein wenig nach rechts gewendet, nach welcher Seite sie den linken ausgestreckten Arm auf den Steinrand stützt, während die rechte Hand den Spiegel hält. Die blauen Ecken der Landschaft, und die gelben und schwarzen Töne der Gewandung, heben die strahlende Weisse des schlanken Körpers, dessen harmonische Bewegungen wie eine musikalische Cadenz sind und bei aller Achtung für die Form von vollständig freier und unabhängiger Zeichnung.

Die individuelle Behandlung dieser »Wahrheit« wie der »Verherrlichung des Gesetzes« bezeugt jenes beständige und ohne Zweifel unbewusste Suchen nach Neuem und Unvermuthetem, welches eine der charakteristischen Seiten von Baudry's geschmeidigem Talent ist. Er liebte die Wiederholungen, die Copie seiner selbst, die Schablone nicht, und glaubte, dass man das Urtheil des Publikums nicht herausfordern sollte ohne ihm etwas Neues und Originelles, irgend einen kühnen Versuch zu unterbreiten, sollte auch der Erfolg auf sich warten lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, verdient eine ganz besondere Aufmerksamkeit »die Erscheinung des hl. Hubertus«, welche den Kamin in dem grossen Saal des Schlosses Chantilly schmückt, eine der überraschendsten Kühnheiten des Meisters. Sie ist, wie alles, was schroff mit dem Hergebrachten bricht, sehr lebhaft besprochen worden. Die Einen sahen darin vor allem eine antiquarische Laune, ein Uebermass von Fantasie, die Verachtung der Ordnung und der nothwendigen Tradition regelrechter Composition; was ihnen zuerst auffiel war die Verwirrung der Scene: menschliche und thierische Gestalten, Jagdgeräthe, landschaftliche Theile in eine Art von Durcheinander zusammengedrängt, in welchem die

*) Im Besitz der Gräfin Beaumont, ausgestellt im Salon 1882. Einige Jahre früher (1873) hatte Baudry eine kleine Grisaille von ähnlichen Dimensionen gemalt, eine Eva darstellend, zu welcher die »Légende des siécle« das Motive gegeben. Das Bild wird von M. Paul Maurice wie eine Reliquie bewahrt. —



LOUIS DE MONTEBELLO

Folge der Pläne ausser Betracht blieb. Die andern betrachteten das Bild als eine der schönsten und eigenartigsten Werke des Meisters. Auf »das Glück«, »die Welle und die Perle«, »die Vestalin«, »Charlotte Corday«, dann auf die bewunderungswürdigen Harmonien des Plafonds der Opera folgend, zeigt der »hl. Hubertus« ein Temperament des Künstlers, welches auch von den verdientesten Beifallsbezeugungen keineswegs geblendet und nicht abgelenkt wurde von den künstlerischen Zielen, die er sich gesteckt hat, und welches statt dieselben Erfolge mit denselben Mitteln zu erstreben, kühn seine Art ändert, und, was in unserer Zeit so selten, anders schafft als vorher. Wie viele Maler bieten dem Publikum immer dieselben Bilder dar! Baudry ist keiner von diesen; er geht von einer Anstrengung zur anderen, wendet sich von dem was glänzenden Erfolg gehabt hat, zu dem, was vielleicht keinen erringt, von einem Erfolg zu einer möglichen Niederlage. Aber der gewagte Schritt führt zu neuem Sieg, welcher vielleicht im ersten Augenblick bestritten wird, aber dann um so entscheidender ist. So erging es auch mit dem »hl. Hubertus«. Freilich war man zuerst etwas betreten. Gewohnt, den Schutzpatron der Jäger im Gebet vor dem räthselhaften Kreuz kniend zu sehen, fand man ihn hier wieder mit den Zügen des Herzogs von Chartres, im ganzen Eifer der Jagd, von rückwärts mit ins Profil gewendetem Kopf, in rascher Bewegung staunenden Schreckens zurückprallend, die Arme ausgestreckt, die Beine weit ausschreitend, wie bei einem plötzlich gehemmten Sprung, mitten im Feuer einer tollkühnen Verfolgung. Das war etwas Neues und hat die gewöhnlichen Legendenliebhaber aus der Fassung gebracht. Diese Meute von Hunden, nicht von erschreckten und durch die Erscheinung versteinerten Hunden, sondern von bellenden, heulenden, zusammengedrängten Hunden, welche gewissenhaft ihre Jagdpflichten erfüllen; dieser Kopf des wiehernden Pferdes mit geöffneten Nüstern, von der feinen und doch starken Hand eines jungen Pagen zurückgehalten, welcher jedoch dem sich bäumenden Thier nachgezogen wird. Und auf der Höhe der ansteigenden Scene richtet sich der weisse und leuchtende Hirsch empor, die Augen gegen Himmel gerichtet, umgeben von winterlich entlaubten Buchen, deren Aeste grotesk gewunden, und von Felsmassen, die mit Gesträuch bewachsen sind, während trockene Gräser mit Farren und welken Blättern, die wirbelnd unter dem Fuss rascheln, den Boden bedecken. — Und darüber lagert feuchte Nebelluft und kalte Atmosphäre, von einer

schwachen Dezembersonne, die keinen Schatten wirft, ruhig und eintönig beleuchtet, so dass sie kaum die Umrisse zur Geltung bringt und nur in der Höhe in breiten glänzenden Streifen das schleierartige Gewirr der Buchen durchdringt. Alles dieses überrascht und erfüllt mit Erstaunen; die Augen haben Mühe sich in diesem Durcheinander der Landschaft, der Männer und Hunde zurechtzufinden. Und der fremde Eindruck, welchen die Darstellung verursacht, ist vielleicht noch durch die Art, wie das Bild gemalt ist, vermehrt: die Perspektive, statt durch berechnete, aus dem Augenpunkt resultierende Linien erwirkt zu sein, ergiebt sich aus den Tönen selbst, aus ihrer farbigen Kraft und aus der raffinierten Berücksichtigung ihres Werthes. Und diese sich zart von dem feinen Grau abhebenden Töne erscheinen in ihrer hellen und glänzenden Harmonie von der Art der frühesten Italiener an deren ruhige und stimmungsvolle Fresken der hl. Hubertus in einer etwas schärferen Tonleiter erinnert. Nichts mehr, weder das Halbdunkel noch Schatten und Lichtspiel, erinnert an das conventionelle Atelierlicht; nichts gemahnt mehr an das Atelier selbst, an Oel, Asphalt und Firniss.

Baudry ist auf diese Weise zu einer ausgezeichneten und vollendeten Farbe gelangt, zu Gegensätzen und Verbindungen von neuen Tönen, und genialen und feinen Abstufungen, welche ein neues System eines originellen zarten und gefälligen Colorits darbieten. Dieses Colorit passt auch vortrefflich für eine dekorative Füllung in einem der grössten Säle von Chantilly und zu den in kräftigen Farben gehaltenen Gobelins, deren glänzende Nähe das Bild verträgt ohne abgeschwächt zu werden. Was die Costüme, das Beiwerk, die Jagdgeräthe, das Pferdegeschirr betrifft, so sind sie von peinlich alterthümlicher Genauigkeit. Der Künstler wollte mit der grössten Treue eine Winterjagdscene aus der Zeit Pipin's des Kleinen, zu der der hl. Hubertus lebte, darstellen. Sein Held ist getreu aus dieser Zeit, er hat deren männliches, festes Auftreten, den kühnen Gang, den geschmeidigen und doch sehnigen Körper, wie er für einen Waidmann passt. In einigen flüchtigen Notizen, die er Mme. Judith Gautier (Juni 1882) schickte, erklärt Baudry sehr deutlich seine neue und freie Auffassung: »Die Scene trägt sich am Weihnachtsmorgen in den Ardennen zu, an einem grauen, schattenlosen Morgen. Das Gemälde ist nach der Art der Alten gemacht, welche, besser als wir den Werth der Farben erkannten, und ohne das verhasste Atelierlicht, welches wir von der Schule von Bologna haben. Mein Jäger lebte

zur Zeit des Vaters Karl des Grossen, und ich bilde mir ein, mit Genauigkeit einen reichen Edelmann französischer Race aus dem 9. Jahrhundert, auf byzantinische Art gekleidet, dargestellt zu haben. Die Züge des Herzogs von Chartres gaben mir übrigens Veranlassung dazu, dass in ihm das bourbonische Blut verschwunden sei, dass seine Figur und sein unerschrockenes Soldaten- und Jäger-Auftreten den Gesichtsausdruck Roberts des Starken, dessen Namen er trägt, ins Gedächtniss zurückzurufen. Seine Waffen und das Jagdgeräthe sind nach den sichersten Dokumenten gemacht; es ist keine Schliesse, die nicht fränkisch oder merowingisch wäre. — Der Page ist das Abbild des Herzogs von Orléans, des ältesten Sohnes des Grafen von Paris. Ich liebe dieses Bild, weil es neu ist, und nur von Fachmännern verstanden werden wird.«

Im Ganzen ist es eine schöne und originelle Tafel, ein Werk sui generis, bestreitbar und bestritten, aber lebendig und ergreifend, etwas beeinträchtigt vielleicht durch die Anforderungen des Rahmens und den Mangel an Raum: einige Centimeter mehr hätten dem Künstler erlaubt seine Personen und sein Beiwerk mehr zu entwickeln, wodurch der Gesammteindruck sicherlich gewonnen hätte.

Auf den hl. Hubertus folgte rasch (1882) eine grosse kreisrunde Darstellung, welche heute die Decke des grossen Saales im Palaste Cornelius Vanderbilt's in New-York schmückt, das Hochzeitsmahl Psyche's darstellend. Man kennt die Geschichte Cupido's und seiner jungen Geliebten, ihre nächtlichen Zusammenkünfte, die unglückliche Neugierde Psyche's, die schmerzliche Wunde, welche der Tropfen siedenden Oeles dem Amor beibringt. Venus zuerst heftig erregt, vergiebt endlich der verführerischen Sterblichen. Jupiter befiehlt die beiden Liebenden zu verheiraten: »Sogleich bereitet man das prächtige Hochzeitsmahl, bei welchem Amor und Psyche die ersten Plätze einnahmen, Jupiter und Juno folgten und dann die anderen Gottheiten nach ihrem Rang sich anreihten. Ganymedes, der junge Hirte, der Mundschenk Jupiters, reicht diesem den Nektar. Bacchus bedient damit die andern Götter, Vulkan präsentiert die Speisen, die Stunden streuen nach allen Seiten Blumen, die Grazien verbreiten balsamische Düfte, und die Musen singen. Apollo spielt die Leier, Venus tanzt mit ausserordentlicher Grazie; und während die neun Musen den Musikchor bilden, spielt Satyr die Flöte und Pan die Hirtenpfeife. Auf diese Weise wird Psyche in aller Form mit Cupido ver-

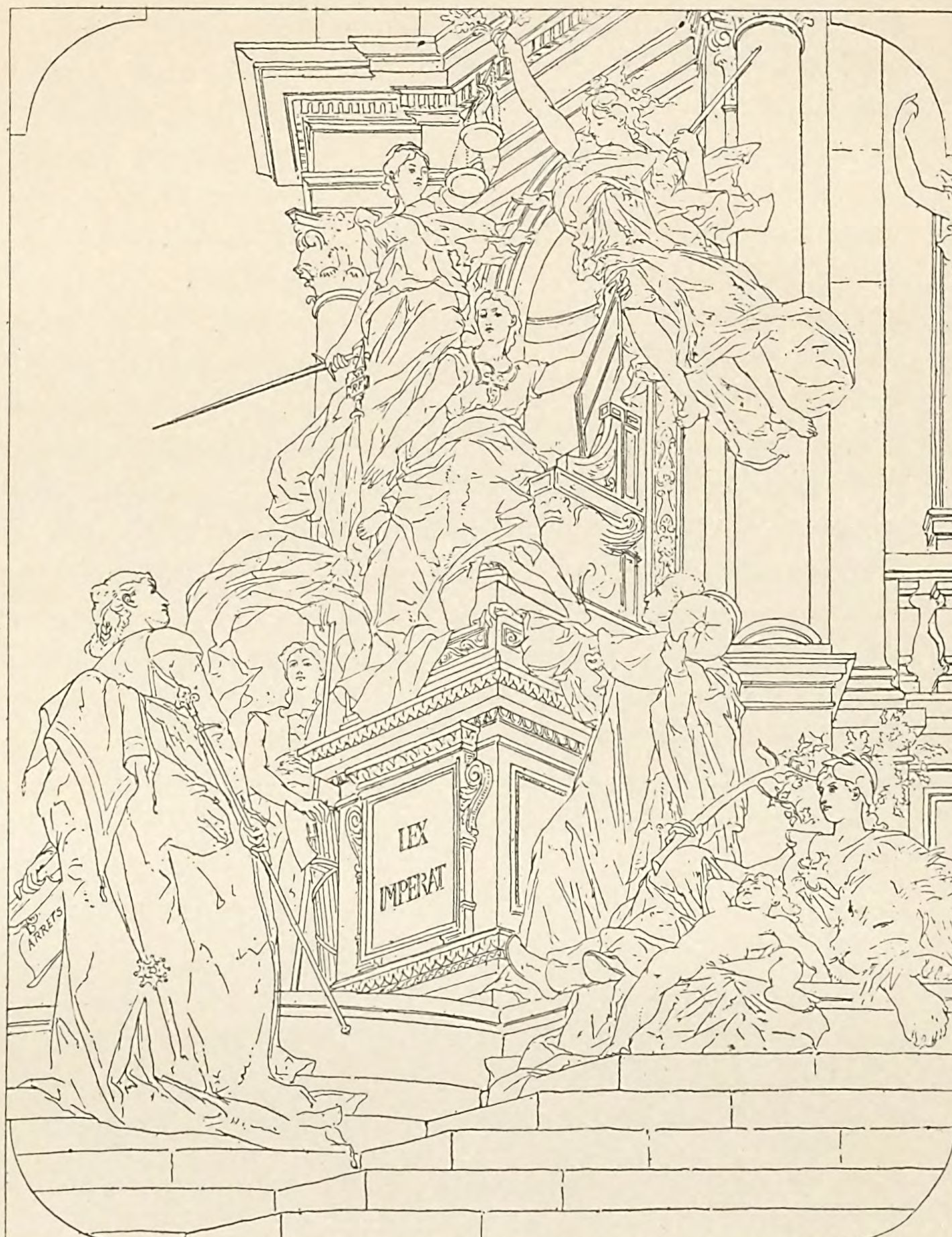
mählt. — Nach einiger Zeit hatten sie eine Tochter, welche wir die Wollust nennen.*)

Von jeher hat die Sage von Psyche und Cupido Schriftsteller und Künsrler angeregt, sie verschiedenartig wiederzugeben. La Fontaine machte daraus seinen schönen Roman »die Liebe Psyche's und Cupidos«. Molière verwandelt den Stoff unter Beihülfe Corneille's und Quinault's zu dem tragischen Ballet, zu welchem Lulli die Arien komponierte und ergötzte damit Ludwig XIV. am Anfang des Jahres 1641. Vor ihnen hatte Raffael die alte Fabel in Cartons dargestellt, die zur Ausführung in der Farnesina dienten, und dann von Marc Anton und seinen Schülern gestochen wurden. Bemerkenswerthe Glasgemälde, mit welchen der Herzog von Aumale eine lange Galerie von Chantilly geschmückt hat, und die man Jean le Pot nach Vorlagen von Coxie zuschreibt, stellen dieselben Gegenstände nach dem grossen italienischen Meister dar.**) Raffael hält sich genau an die Erzählung von Apulejus. Die Banketscene unter anderm umfasst alle die von Jupiter eingeladenen olympischen Personen. Sie ist mit all der Grazie und der gewohnten Anmuth des Meisters behandelt, ohne den geringsten Anklang an die feine Ironie, die der Philosoph von Madaurus in seine Erzählung gelegt hat. Dagegen konnte diese zart spöttische Seite der Legende dem »Pariser« Baudry nicht entgehen, der sogar die Beschreibung von Apulejus nicht geschont hat, um sie nach seiner spöttischen Fantasie umzugestalten. Er wollte die Liebe in der Ehe unter vier verschiedenen Formen darstellen:***)

*) Apulée, Les Metamorphoses, ou l'Ane d'or, traduction de Compain de Saint-Martin, revue par J. F. Bastien. 1787. IV.

**) Publicirt in Alexandre Lenoir, Musée des Monuments français. A. VI. p. 99 f.; und bei Léon Palustre, La Renaissance en France. II. p. 56. — Diese Glasgemälde stammen aus dem Schlosse von Ecouen. —

***) Wir besitzen einen Commentar von Baudry selbst in einem Brief an Mme. Judith Gautier (Juni 1882): die Erzählung des Apulejus ist zu lang zum Abschreiben, und das Buch in meinér Bibliothek, das sie enthält, wiegt vier Kilo, was mit der Leichtigkeit Voltaire'scher Sprache im schroffsten Gegensatze steht. Sollten Sie sich der Sache nicht mehr erinnern, so sage ich Ihnen nur, dass er sich über die olympischen Götter lustig macht, gerade so wie Sie und ich, der ich doch wenigstens den Göttinnen ein bischen Weihrauch und Speck spende; ich habe mir jedoch seine schalkhafte Art angeeignet, die ich meinem Humor und der gegenwärtigen Zeit angepasst habe. Mein Thema ist folgendes: Die Liebe und die Ehe, von den vier Hauptgesichtspunkten aus betrachtet. 1. Die wahre Liebe: Psyche und Cupido; 2. Die alte Ehe, mit dem ausschweifenden Mann und der eifersüchtigen Frau: Jupiter und Juno; 3. die Vernunftheirat, wo man sich zu Tode langweilt: Proserpina und



LA GLORIFICATION DE LA LOI
(Plafond de la Cour de Cassation.)

1) Die wahre Liebe: Psyche und Cupido, die sich allen Wonnen der Leidenschaft in wollüstiger Umarmung überlassen, während ein kleiner Genius mit schelmischen Blicken das Paar betrachtet »imparadised in one other's arms«. 2) die durch die Untreue des Gatten und die begründete Eifersucht der Gattin getrübte Liebe: Jupiter und Juno; der Eine sucht in dem Becher, den ihm der zu schöne Ganymedes darreicht, die Schmähungen seiner erregten Gattin zu vergessen; die andere kehrt mit Verachtung ihrem Herrn und Gebieter den Rücken, und durchgeht grollend in ihrem Gedächtniss die zahlreichen Untreuen — densos amores — ihres unbeständigen Gatten; 3) die Vernunftheirat, langweilig und einförmig: Pluton schläft in unbezwinglicher Schlaffheit neben Proserpina, die traurig und unzufrieden ist; 4) der Ehestand zu dritt: Venus zwischen ihrem Gatten und ihrem Geliebten, den einen verachtend und schon überdrüssig des andern, aber bewunderungswürdig schön in ihrer kühnen Nacktheit; Mars trinkt weil er der Liebe müde ist, und Vulkan, der glücklichste der drei, reicht ihnen Speisen dar, (coenam coquebat, sagt Apulejus) mit ergebener Befriedigung.

Der etwas entheiligende, spöttische Ton benimmt der Grossartigkeit und der Harmonie nichts. Die vier Gruppen, welche untereinander durch glücklich zusammengestellte Nebenpersonen verbunden sind, werden in anmuthiger Weise auf einer kreisrunden Bank aus weissem Marmor dargestellt, welche den olympischen Tisch, von dem man nur den Rand sieht, umgiebt. Jupiter ruht mit einem Bein auf einer dunkelblauen, mit den Sternbildern bedeckten Erdkugel, und hält das Scepter; zu seinen Füssen ist der entfaltete Adler, und Ganymedes, von dem man nur den halben Körper in entzückenden Formen sieht, giesst Nektar aus elner kleinen Amphora in die goldene Schale des Herrn der Götter; Juno mit ihrem Pfau, nachdenklich und melancholisch, eingehüllt in den Faltenwurf eines nur zu begründeten Gelb, von regelmässiger Schönheit mit rothen Haaren, ein wenig klein, mehr Frau als Göttin; Mars mit einem Lederwams bekleidet, hat seine Fahne, seinen Panzer und seinen goldenen Helm, der den

Pluton; 4) Der Hausstand zu dritt, wo man sich übersatt ist, der Mann ebenfalls, der die Sache leicht nimmt und die Liebenden bewirthet: Venus, Mars und Vukan. — Die vier Ecken enthalten die den wichtigsten Personen in der Erzählung zukommenden Attribute: 1. Merkur, der die Aufträge, Rechnungen und Botschaften besorgt; 2. Ceres, die ihre Tochter mit Fackeln und Drachen sucht; 3. Venus, mit ihren Tauben-Viergespann; 4. Jupiter mit dem Blitz.«

Tauben von Paphos als Ruheplatz dient, abgelegt und lehnt sich gemächlich zurück, um den Becher, den er mit beiden Händen hält, in langen Zügen zu leeren (alle die Details seines Costümes sind einem alten Werk entnommen, und scheinen Copien nach irgend einer etruskischen Vase); Venus, gross, schlank, hält kaum eine flatternde, rosa Schärpe über ihre Hüften und trägt sonst nur ein Köcherband um die Schulter und an einem Bein eine goldene durch einen Smaragd geschlossene Spange; sie steht stolz wie der Sieg strahlend in überirdischer Schönheit, welche selbst das volle Sonnenlicht nicht abzublassen vermag; über ihr erscheinen Kopf und Arme Vulkans, Speisen tragend. Pluto liegt zur Seite eines Dreifusses, bedeckt von einem lila Mantel, mit einer gelben Bordüre eingefasst, während Proserpina in meergrünem Gewand, nach unten von einer goldbrokatenen Draperie bedeckt, in einer schlangenartig gewundenen Bewegung sich gegen ihn neigt, und ihn durch Berührung mit einem Fächer aus einem langen Palmblatt zu wecken sucht. Nun kommen endlich die beiden Helden der Scene, Cupido und Psyche; er sitzt, die Beine gekreuzt auf einem antiken Ruhebett, welches von einer lila Draperie bedeckt ist; sein nackter Körper hat den atlasartigen Frühlingsschimmer sonnenbeschienener Blumen, während die Frische frischester Jugendlichkeit durch das zarte Weiss seines von Licht gesättigten Fleisches gesteigert wird; Psyche gegen ihn geneigt, erhebt um ihn besser zu sehen ihr Köpfchen, ganz Anmuth und menschliche Milde, und wie verloren in die Falten ihres weissen Gewandes; er, erbebend von zurückgehaltenen Wünschen, zittert vor liebender Begierde, überlässt sich aber in der Erinnerung an seine Göttlichkeit der Anbetung seiner irdischen Geliebten, während sie glücklich sich ihm ganz hingeben zu können in langem und weichem Anschmiegen ihres jungen geschmeidigen Körpers, sich seiner endlos scheinenden Umarmung ganz preisgiebt. — Unten steht der malitiös emporblickende kleine Amor, und anderseits eine Schale mit Ambrosia, um welche drei Sperlinge flattern, ein Dolch, die unheilvolle Lampe und ein Räuchergefäss, welchem Weihrauchdüfte entsteigen. Ueber dem Bankettisch breitet sich der Aether in seiner ganzen weichen, morgendlichen Frische, von Wolkenflocken durchzogen, deren Silberweiss sich mit dem Rein eines türkisenblauen Himmels vermischt.

Die vier Eckstücke enthalten Geniengruppen, die Attribute der Hauptgottheiten zeigend: Jupiter, auf seinem königlichen Adler reitend, Venus ihre

durchsichtige Kristallmuschel an goldnen Zügeln führend, und gezogen von vier Tauben; Ceres von Drachen gezogen und bei Fackelschein ihre geraubte Tochter suchend; Merkur mit seinem Rechenbuch und im Begriff die kleinen Aufträge und die Mittheilungen aus dem Olymp zu besorgen. Diese vier Gottheiten sind angedeutet durch geflügelte Kinder, welche in Wolken gaukeln, in deren Stellungen und ebenso kühnen wie natürlichen Verkürzungen die Kenntnisse des Zeichners an jedem Stücke einen Triumph feiern, während der Farbenkünstler im Beiwerk und in den wie durchsichtiges Email schimmenden Genienflügeln an die vorherrschenden Töne des Mittelstückes anklingt, auf diese Art in der symphonischen Begleitung die Hauptmelodie wiederholend.

Wenn man die rein bildliche Seite dieser grossen Composition studiert, gewinnt man den vollen Eindruck einer ebenso zarten als lebendigen Malerei; gewisse intensive Töne heben die in allgemein sanfter Harmonie gedämpften Töne, und bilden so ein Colorit, das der Natur entnommen und von jeder Schultradition abseits liegt, etwas wie die feinen und unbeschreiblichen Farbenstimmungen der Schmetterlingsflügel, oder auch wie die Glasuren jener orientalischen Fayencen, welche, ohne die complizierten Gesetze der Farben zu kennen, sicher das Richtige durch eine Art von unerklärlichem Instinkt treffen. Nichts von jenen Schatten, welche nur dazu da zu sein scheinen, die Lichter mehr hervortreten zu lassen. Ohne jegliches traditionelles Harmoniesystem kommen die Töne zur Geltung und steigern sich von selbst durch glückliche, freie Nebeneinanderstellung. Weisse Opaltöne, schimmernd goldene Reflexe dienen zur Vermittlung einerseits zwischen rosigen, milchigen und silbernen Tönen, anderseits zwischen fahlem Grün, intensivem Violett, und energischem Blau; das Ganze löst sich in eine vibrierende Gesammtheit auf, hervorgebracht durch eine Geschmeidigkeit und einen Farbenreichthum, wie sie nur einer an Hilfsmitteln unerschöpflichen Palette eigen sind Es giebt da nichts fades und farbloses, wie in gewissen Gemälden aus dem 18. Jahrhundert, wo die helle Malerei die dunklen Töne ausschliesst. Hier ist alles in vollem und freien Tageslicht, bald von blendender Helligkeit, bald von süsser, lachender und heiterer Klarheit. Diese aussergewöhnlichen Vorzüge stehen aber im Dienste einer lebendigen, leichten geistreichen Zeichnung, welche es versteht die Umrisse zu befestigen und zu modellieren oder aber sie unterzuordnen, um bald den Eindruck einer

flotten rasch hingeworfenen Skizze, die nur in den wesentlichen Theilen bestimmter durchgeführt ist, bald jenen eines vollendeten, feinen Werkes zu erwecken, das bis an die äussersten Grenzen der Vollendung gebracht ist.

In einem zweiten für ein anderes Mitglied der amerikanischen Familie Vanderbilt bestimmten Deckengemälde hat Baudry vor allem zeigen wollen, was man durch malerische Combinationen und verwandte Farben selbst mit nur zwei oder drei Tönen erreichen kann. Er hat gemacht, was gewisse Leute ein »Arrangement« nennen, das heisst eine Stufenfolge von zwei oder drei Farben, welche durch eine Vielheit von raffiniert wechselnden Abtönungen zu einer Gesammtharmonie geführt werden, die durch ihre Einfachheit bemerkenswerth ist. Das »arrangement« von Baudry besteht in der Zusammenstellung von Blau, Violet und Grau. Phöbe, die Königin der Nacht, erscheint in dem regnerischen Sternbild Orion. Sie ist eine mächtige Frauengestalt*) mit nackten Armen, die Stirne mit einem Diadem aus Silberstrahlen bekränzt, den Körper umhüllt von einer kurzen blauen, von einem Gürtel gehaltenen Tunica, welche nur die nackten, theilweise von einer violeten Draperie bedeckten Beine zeigt; unter einem hinaufgezogenen Knie schwebt der Erdball, welcher als Stützpunkt für die den Bogen haltende Hand dient. Die Mondgöttin ist in dem Augenblicke dargestellt, in welchem sie ihren Lauf vollendet hat; ihr rundes Gesicht mit weit geöffneten Augen glänzt wie das Licht einer erlöschenden Flamme; der Blick schmerzerfüllt in die Ferne sehend, drückt eine geheimnissvolle Trauer aus, welche der Königin der Nacht nicht minder entspricht, wie die wilde Härte der jagenden Diana, deren Attribute in einem kleineren Deckenfeld von dreieckiger Form untergebracht sind. So wie in den Gewölben der Sixtinischen Kapelle der Gott von Michel Angelo, in einen Wirbelwind gehüllt, mit

*) Baudry schreibt darüber: »Man wirft mir so mit Unrecht vor, dass ich die Frauen zu schön mache, dass ich nur versucht habe diessmal eine wilde Frau, Phöbe zu malen. Es ist Nacht. Aus der Spitze ihres Fingers entquillt das aschfarbige Licht des Mondes. Ihr Knie bedeckt den Nordpol, ihr Gesicht stellt die düstere Physiognomie des Gestirns dar. Sie geht durch das Sternbild des Orion (es ist eine orientalische Nacht, wie ich sie in Cairo gesehen habe.) Ein Hund heult den Mond an, wie in der Ballade von Musset, die ich gern habe, was Sie auch darüber sagen mögen. Ein Kind, das wie ein grosser Nachtfalter schläft, ist zu seinen Füssen. — In abgeschmackter Schmeichelei wird die Erde auf der amerikanischen Seite sichtbar und zwar sehr deutlich gezeichnet, eine meinerseits unentgeltliche Huldigung, denn Amerika bringt mir sehr wenig Geld ein. (Brief an Mme. Judith Gautier. Juni 1882.)



LE REPAS DES NOCES DE PSYCHÉ
(Plafond du palais W. K. Vanderbilt, à New-York.)

seinen allmächtigen Fingern den Funken des Lebens entzündet, ebenso lässt die Nachtgöttin Phöbe aus dem ausgestreckten Zeigefinger ihrer erhobenen Hand den dünnen Halbmond entspringen, von dem ein Dunstnebel ausgeht und, wie dies sein Wesen ist, ein aschgraues Silberlicht. Unter der Erdkugel lässt der Genius des Tages, in einer entzückenden Stellung von Müdigkeit schlummernd, die Fackeln der Sonnenstrahlen fallen,*) während in der Ecke zur Linken ein grosser Windhund, um dessen Hals ein Kind seine beiden Arme schlingt, den Mond anbellt, und oben ein anderer Genius, halb versteckt in den Wolken, seine Augen mit einem seiner Arme gegen die Strahlen der Phöbe schützt.

Dieses mythologische Motiv hat dem Maler Gelegenheit geboten, mit vollendeter Meisterschaft alle Nuancen von Grau, Blau und Violet anzuwenden, um daraus eine eigenartige und feine Wirkung gleichwerthiger Töne zu erzielen, denn dem Amethistviolet des Himmels im Hintergrunde entsprechen die Blau des Gewandes und der Erdkugel ebenso vortrefflich, wie den graulila Reflexen des Gewandes, und der kalten Hautfarbe Phöbe's das Grauroth der Wolken, das Neutralgrau des Fleisches der Kinder und das Asch- und Silbergrau des östlichen Himmels, unter einem Mondlicht, welches die Natur entfärbt und uns durchdringt wie der langgezogene Ton einer Laute, einschmeichelnd verführerisch und melancholisch zugleich.**)

Die Hauptgruppe des »Hochzeitsmahls der Psyche« hat Baudry das Motiv zu einem grossen Staffeleibild gegeben.***) Die zwei Figuren, Cupido und seine Geliebte sind dieselben, wie in dem Plafond Vanderbilts, aber den Hintergrund und die Nebendinge hat er vollständig geändert. Die Scene ist in eine ganz ideale Beleuchtung und Atmosphäre gerückt, deren nur in der Phantasie existierende Durchsichtigkeit und in der Wirklichkeit unbekannte Klarheit einen wahren Künstlertraum wiedergiebt, wie er nur von der äussersten Zartheit eines schöpferischen Pinsels auf der Leinwand festgehalten werden kann. Auf der Terrasse eines zauberhaften Palastes zu der eine Onyxtreppe führt, von welcher man jedoch nur die zwei obersten

*) Baudry hat von diesem Genius eine Wiederholung für einen Spiegel bei M. Emile Strauss in Paris gemalt.

**) In einem Uebermass von Scrupulosität hatte Baudry den gelehrten M. Janssen ersucht, für ihn die genaue Form jedes Sternbildes an seine astronomische Stelle zu zeichnen.

***) Im Besitz von M. Georges Petit.

Stufen sieht, befindet sich ein Ruhebett, in den Holztheilen mit Elfenbein eingelegt und bedeckt mit einem Wollteppich, über welchen ein gelb und blaues Seidentuch geworfen ist. Auf diesem Bette ruht das Paar in leidenschaftlicher Umarmung, in welcher sich Psyche dem unwiderstehlichen Gott in unwillkürlichem Ungestüm keuscher Unwissenheit und blinder Ergebung überlässt. Das ist wohl jene plötzlich von den Wonnen einer für sie neuen Liebe überwältigte Psyche, wie sie Corneille, zu jener Zeit der glückliche Rivale Quinaults, in der reizendsten Scene seines anmuthigen Ballets zeigt:

»Kaum sehe ich Dich, so hört mein Beben auf, und verschwindet das Schreckbild des Todes; und ich fühle in meinen erstarrten Gliedern ein mir bis jetzt unbekanntes Feuer«. Sie denkt nicht an Kampf und fruchtlosen Widerstand gegen den glorreichen Amor.

»Je mehr ich Dich ansehe, desto mehr bin ich entzückt: alles was »ich bis jetzt empfunden, gleicht dem nicht; und ich würde Dir sagen, dass »ich Dich liebe, wenn ich wüsste was lieben heisst«. —

Die Gefahr, die sie ahnt, betäubt sie, ohne sie zu erschrecken, sie ruft sie hervor, sie gefällt sich darin, und der Künheit ihrer Wünsche kömmt nur ihre ausserordentliche Reinheit gleich.

»Du seufzest, mein Gebieter, so wie ich seufze; Deine Sinne wie die »Meinen scheinen gebannt; mir käme es zu, davon zu schweigen, Dir, davon »zu sprechen, und dennoch bin ich es, die Dir davon sagt«.

»Diese schönen Verse, die Corneille auf das von Molière verfasste Libretto schrieb, sind dieselbe Sprache, die man beim Anblick der Psyche Baudry's zu hören glaubt; ich kann mir nicht denken, dass man sich eine andere Psyche vorstellen kann, die solche Verse spricht. Sie sind griechisch genug für Psyche, und diese Psyche ist Französin genug für jene, denn die Gestalt ist zugleich sehr antik und sehr modern; und je mehr man dieses neue Werk Baudry's studiert, desto mehr muss man sich fragen, auf welcher ätherischen Brücke ein Pariser unserer Zeit gewandelt sein muss, um zwanzig Jahrhunderte zurückzulegen, und jenseits an der Quelle selbst diesen frischen Trunk zu schöpfen, und ihn uns in einer Schale nach seiner Art, die zugleich so ganz nach unserm Geschmack ist, zu bieten. Diese Verbindung des Antiken und Modernen ist indess der unterscheidende Zug von Baudry's Talent und gleichsam seine Signatur auf jedem Werk. Er ist zu persönlich um nicht sehr zeitgemäss zu sein; sein Auge ist stets offen für die Erscheinung

und die Verhältnisse unseres gegenwärtigen Lebens, wie für die Bestrebungen und Versuche unserer Kunst, aber zugleich ist er immer mit der Zeit seines Gegenstandes und dem Styl, der dazu passt, beschäftigt; Reisender und Sucher in der Vergangenheit wie in der Gegenwart bringt er es dahin, uns mit sich fortzureissen, und wir folgen ihm in unerwartete Gesichtskreise, in welche ihm unsere Blicke, soweit er es will, folgen«.*)

Diesen entzückenden Kampf der Schamhaftigkeit und der Leidenschaft erhebt Baudry über das Verhältniss einer Gefühlsscene; er wollte in ganzer Vollkommenheit den alten Mythus wiedergeben und zeigen wie die sterbliche Seele sich in der Liebe verliert und dadurch unsterblich wird. Alles spricht für diese Auffassung: Die Durchsichtigkeit eines olympischen Himmels, welcher spärlich von duftigen Wolken durchzogen wird, deren Silberweiss mit der Reinheit des klaren Azur zu verschmelzen scheint; die weiche Klarheit des Mondes — eines Honigmondes ohne Zweifel, — welche die beiden Köpfe mit einem göttlichen Nimbus umgiebt, das hl. Feuer der Brautnacht, der kleine Genius, der seinen Pfeil bei dem Lichte einer goldenen Lampe schärft; und mehr als alles übrige das durchsichtige Gewebe der Draperie, welche den schönen Frauenkörper umhüllt, ohne ihn zu verbergen, und ihm dadurch etwas Ueberirdisches verleiht. Schon durch dieses Gefühl für das mythologische Ideal ein Grieche, wird es Baudry noch mehr durch die einfache und innige Auffassung der Schönheit, so wie man sie in der grossen Epoche der antiken Kunst verstand, zur Zeit Perikles', in der Epoche des aufrichtigen und wahren Realismus, als die Metopen des Phidias, die Venus von Milo und die Nixe von Samothrake entstand, bevor die Wiederaufnahme des hieratischen Styls die ursprüngliche Naivetät des hellenischen Genius beeinträchtigte.

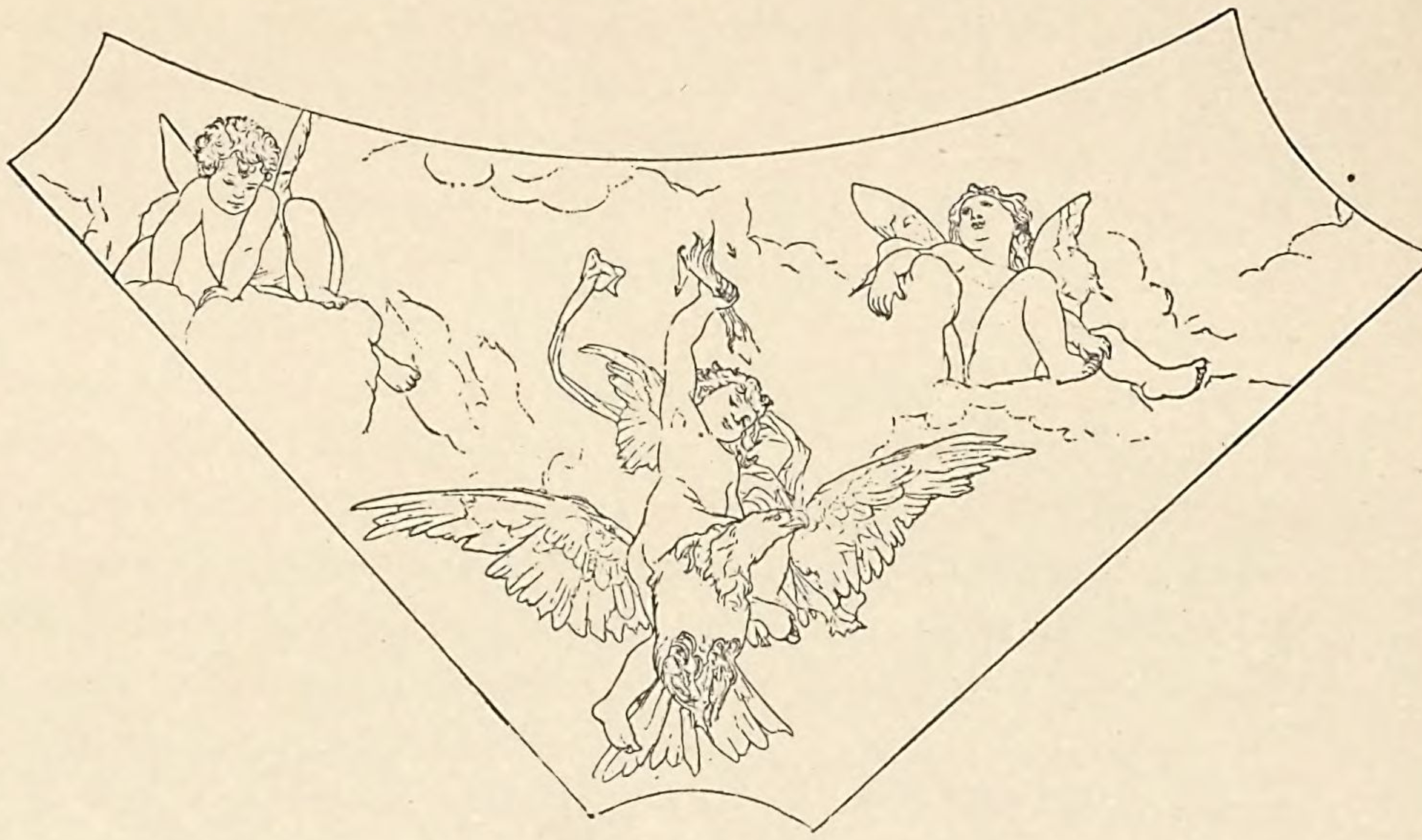
Diese beständige Rückkehr zu reinen Quellen hat den Meister vor der Ansteckung durch den akademischen Styl bewahrt. Bei ihm ist das Gefühl der menschlichen Form immer jung und lebendig, weil unmittelbar durch das Studium nach der Natur belebt, während hier der griechisch-parisische Reiz dieses Liebespaares noch durch seltene coloristische Treffer gesteigert wird. Der von dem blassen Türkisblau des Himmels sich abhebende Opalflügel des Eros, die violetten Kissen des Ruhebettes, die Silberfarben des

*) Guillaume Guizot, Expositions diverses à Paris. Gazette des Beaux-Arts. Juni 1884.

Dreifusses, der blaue Köcher, die Krystallschale, aus welcher zwei Tauben trinken und in welche ein blühender Kirschzweig getaucht ist, mit einem Wort das himmlische Mobiliar ist mit einer Wahrheit und Feinheit des Tones behandelt, welche die einzige Farbenpracht zu einer wahren Augenweide gestalten.

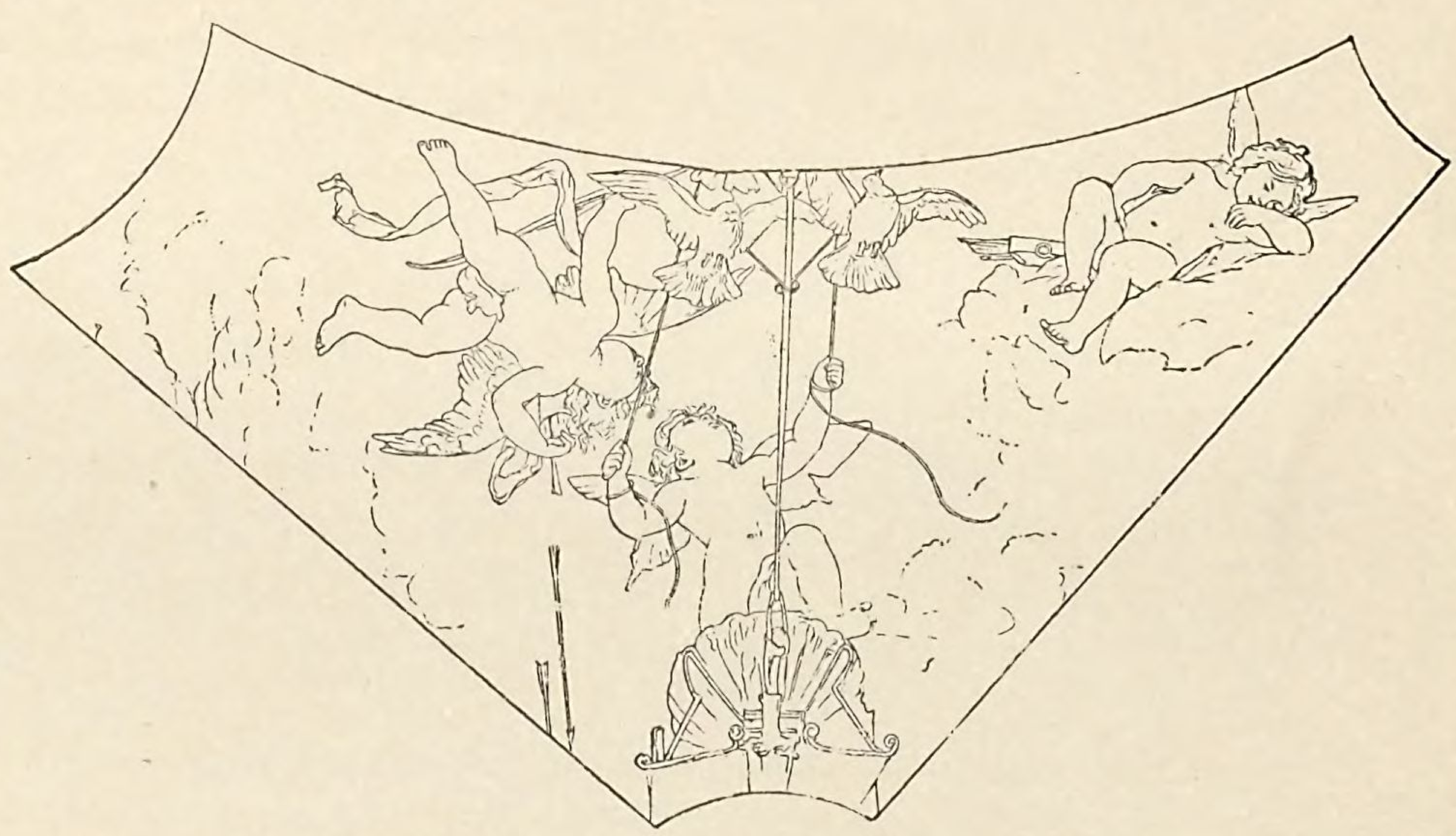
Treu dem Cultus der »Liebe Cupido's« entnimmt Baudry im nemlichen Jahre (1884) der reizenden Legende eine neue Episode für die Dekoration eines Plafonds im Schlosse Chantilly*): Die »Entführung der Psyche«. In einem Morgenhimmel, in Mitten von Wolken, welche noch den schwachen Goldreflex des letzten Feuers der entschwundenen Morgenröthe zeigen, erhebt sich mit mächtigem Schwung eine luftige Gruppe. Merkur trägt in seinen starken Armen die zitternde Psyche; Zephyr stützt sie in bescheidener Weise, öffnet ihr den Weg zum Himmel, indem er sie aus der irdischen Sphäre, welche symbolisch durch einen kleinen Genius dargestellt ist, der vergebens die zukünftig Unsterbliche zurückruft, hinwegleitet. Merkur ist von rückwärts gesehen, in schrägem Flug, wie ein Pfeil, der die Luft durchschneidet, den im Profil gesehenen erhobenen Kopf mit seiner beflügelten Mütze bedeckt, die Beine emporgezogen, so dass er die Sohlen der Füsse sehen lässt, während eine leichte Draperie von unausgesprochenem Rosa seine Hüften und beflügelten Beine umweht. Psyche sitzt in den Armen des olympischen Boten, die Hände über der Brust und unter dem Kinn gekreuzt, in einer Bewegung, welche die keusche Hast und die Furcht vor dem Unbekannten ausdrückt, und einen letzten und langen Blick auf jene Erde werfend, wo sie viel geliebt und gelitten hat. Ihr ganzer glanzvoll schlanker Körper kauert sich zusammen, eingehüllt in die lange Draperie eines Amethystkleides mit gelber Tunica, welche die Falten eines langen leichten Schleiers wie Morgennebel umwogen. Ueber ihr schwebt Zephyr, die Flügel weit ausgebreitet, strahlend in seiner leuchtenden und

*) Baudry schrieb bezüglich dieses Plafonds im Oktober 1884 an uns: »Ich habe meine Masse mit Hilfe der Herren de Chazelles und Depelchin im Beisein des Prinzen genommen und gefunden, dass der Bildraum ungefähr 3,80 Meter Durchmesser habe. Er ist regulär kreisförmig, doch glaube ich, dass der Plafond ein wenig concav ist, was uns jedoch unmöglich war sicher zu erkennen; da die Höhe ungefähr 6 bis 7 Meter ist, es giebt demnach für die auf den Blindrahmen aufgezogene Leinwand Falten, was mich nöthigt, das anzubringen, was die Näherinen »suçons« nennen. Ich sehe schon in meinem Gehirn-Objektiv das künftige Gemälde, welches Psrche, Marcus, eine Jünglingsgestalt (Zephir) und einen kleinen Genius enrhalten wird: das ist die ganze Scene«. —



ATTRIBUTS DE JUPITER

(Fragment du plafond *le Repas des Noces de Psyché.*)



ATTRIBUTS DE VÉNUS

(Fragment du plafond *le Repas des Noces de Psyché.*)

jugendlichen Nacktheit, die Augen gegen die hohen Himmelsregionen erhoben, lächelnd und mit triumphirender Miene, gleichsam glücklich, Psyche zum Aufenthalt des ewigen Glückes emporheben zu dürfen. Die ganze Gruppe entfaltet sich mit Leichtigkeit, wie eine ansteigende Arabeske von Linien und sich harmonisch folgenden Tönen.

Drei eng mit einander verbundene Figuren ohne jeden Stützpunkt, selbst ohne die Heranziehung einer passenden Wolke, in den Raum hineinzusetzen und ihnen doch die natürliche Leichtigkeit zu verleihen, ihnen die Plafondperspektive zu geben, sie in ein Licht einzuhüllen, wie es sich für ihre Luftbewegungen eignet, das waren wohl schwere Aufgaben, welche Baudry allein mit Erfolg lösen konnte. Er allein auch vermochte dem Körper des Merkur die Grossartigkeit des Styles und den mächtigen Ausdruck zu geben, an welchem man eine entfernte Erinnerung der heroischen Gestalten, die Michel Angelo am Gewölbe der Sixtinischen Kapelle gemalt, wiedererkennt.

Zwischen dem Entführer Merkur und der geraubten Psyche ist der Gegensatz ergreifend. Nichts ist zarter als dieser kornblonde in durchsichtiger Hautfarbe strahlende Frauenkörper, dessen azurblaue Augen in ihrem melancholischen und sanften Ausdruck das Verlassen der Erde zu beklagen und das Erlangen des Himmels zu wünschen scheinen; eine wirklich einzige Auffassung unter allen des Meisters, der doch schon so viele unvergessliche Typen von Frauenschönheit gefunden hat. Ist es nöthig zu sagen, dass der treffliche Maler hier wie immer alle Reize seiner klaren und leuchtenden Palette aufgeboten und noch immer neue Farbensymphonien fand, in welchen die Blau die Träger der süssesten Melodien waren?

Das war das letzte grössere Werk Baudry's. Bevor er es anfing und nachdem er es beendet hatte, malte er noch eine Reihe von Bildnissen, welche eine vollständige Umwälzung in seiner Aesthetik kennzeichnen. Das oft unruhige Suchen nach dekorativer Wirkung und nach neuen Farbenharmonien überwuchert selbst seine Studien der menschlichen Gestalt. In die Gruppe dieser sich mehr und mehr von der Tradition entfernenden und mit seltener Eleganz der Auffassung und mit besonderem Reiz der Töne gemalten Bildnisse gehören: M. Delacourtie im Hofkleid; Mme. Cheuvreux; der Senator Peyrat und M. Theodor Mallet; die kleine Tochter des Malers von achtzehn Monaten und sein Sohn Jacques; lebhafte und brillante Skizzen,

wie sie Velasquez an einem gut gelaunten Tag ausgeführt hätte; Louis von Montebello und der junge Saint-Alary zu Pferd den Beschauer durch seinen Löwenkopf fesselnd und von einer Wärme des Colorits, welche alle Abstufungen von Blond wiedergiebt. Dann Mme. Bernstein, ihr Söhnchen in ihren Armen haltend, ein in der Breite eines Historienbildes aufgefasstes Capitalwerk; die Damen L. Singer, Stern und Villeroy, in welchen Bildern er beweist, »dass man die Genauigkeit der Zeichnung, die Anmuth und die Würde der Stellungen, die Feinheit und die Tiefe des Ausdrucks verbinden kann mit eindringlichem Farbenwechsel und mit hinreissender Wahrheit der Wiedergabe«;*) der kleine Robert Fould, dessen melancholische Schönheit mit dem Reiz eines Gainsborough wiedergegeben ist; die Herren Leopold Goldschmidt und Henri Schneider, wie Graf Greffulhe in der Bildnissgrösse des Porträts About's, das Brustbild der kleinen Anna Masséna und dasjenige von Mlle. Juliette Dreifuss; endlich Paul Juriewicz, stolz, sehr passend für das spanische Costüm aus der Zeit Philipp IV., neben dem unvollendet gebliebenen Porträt der Madame Vasnier das letzte Bild des Meisters.

Schon seit einem Jahre fühlte Baudry die Symptome einer Krankheit, welche für ihn tödtlich wurde. Die ersten Monate des Jahres 1885 beunruhigten seine Freunde; wir wussten ihn von einer Herzkrankheit ergriffen, über welche man ihn zu täuschen suchte, indem man sie ihm als eine hartnäckige Bronchitis erklärte. Jedoch gestärkt durch eine strenge Milchkur, konnte er im Frühling sich in Fontaineblau einmiethen, um sich dort die nöthige Erholung zu gönnen.

Bald fühlte er sich wieder besser: »Mit meiner Gesundheit geht es gut, schrieb er uns, aber ich habe zwei schlechte Nächte in einem Halbschlummer zugebracht, der nicht zwei Sous werth ist; doch habe ich mich in der letzten Nacht, in welcher ich einen sehr tiefen Schlaf hatte, dafür entschädigt Das Wetter scheint schön zu werden, die Sonne hat diesen Morgen über die unendlichen Regenwolken gesiegt, und ich hatte die angenehme Befriedigung von meinem Fenster aus gegen sieben Uhr ein grosses Stück türkisblauen Himmels zu betrachten. Ich habe die Gelegenheit benützt, um einen besonders frühen Morgenspaziergang zu machen

*) M. G. Lafenestre, Paul Baudry et son Ezposition posthume.

und schlürfte mit Genuss diesen ersten wahren Frühlingsmorgen mit blauem Himmel und crêmeartigen Wolken. Meine letzte Nacht war mit einem authentischen Traum ausgefüllt Ich war mit meinem Bébés im englischen Garten, meiner Lieblingspromenade. Die Karpfen machten ihre Clownsprünge; wie ist doch die Natur so nett und einfach! Mein Kopf leert sich wie eine Orange und ich bin bemüht animalisch zu leben, wie ein kleines Thier. Ich fühle jetzt, welche Ueberanstrengung ich mir zugemuthet hatte, und das muss ich theuer bezahlen.

Jedoch die Schlaflosigkeit kehrte immer wieder, unterbrochen durch die Visionen des Malers: Ich habe diese Nacht die »Darstellung der Jungfrau« von Tizian wiedergesehen; diese grosse weisse Wolke auf dem blauen Gebirge von Cadore, die rothen und schwarzen Gewänder auf dem landschaftlichen Grund drängen sich immer in meine schlaflosen Nächte. Wenn ich gute Träume habe, sehe ich Tiziane, die ich niemals gemacht hatte; wie schade, dass ich nicht Nachtwandler bin. Diese Visionen sind oft so deutlich, dass es mir scheinen will, ich könnte sie malen; aber ich erwache, und nun gute Nacht, dann ist es mit dem Schlafen zu Ende!«

Nach und nach, Dank der belebenden Waldluft und der unzähligen Spaziergänge scheint die Wiedergenesung gesichert: »Alles geht gut; Schlaf und Appetit lassen nichts zu wünschen übrig. Der widerhallende Wald ist immer der Gegenstand meiner Liebe; ich führe jeden Morgen meine Kinder dahin, welche ihren Jubel mit dem Girren der Tauben vereinigen«

Der Herbst selbst, welcher ihn etwas beunruhigte, verging ohne Rückfall: »Mit Unrecht fürchtete ich den Monat September. Nachdem das Wetter zwei schlechte Humoranfälle gestern und vorgestern gehabt, erfuhr es wieder eine günstige Aenderung und wendete sich entschieden zum Schönen. Diesen Morgen machte ich eine entzückende Promenade in die Felsen des Mont Ussy, auf welchen zuerst ein leichter Nebel lag, der sich aber langsam erhob, um mich bald einen Himmel sehen zu lassen, von einem Blau, wie es die Pariser nicht kennen Ich bin im Stande, noch vierzehn Tage hier zu bleiben, wenn der Himmel mir günstig ist; da ich mir ja zum ersten Mal im Leben Ferien nehme, so darf ich mir ihre Ausdehnung bis dahin wohl erlauben. Ich bilde mir ein, dass die Herbstfärbung grossartig schön sein wird, und ich möchte sie sehen! Ich habe sie bis jetzt nur in der

Malerei gesehen Wir gehen in den Theil des Waldes, in welchem die riesigen Bäume stehen, deren Namen und eigene Geschichte ich anfange, kennen zu lernen. Ich befinde mich bewunderungswürdig und empfinde es als wahren Genuss, die Morgenluft in diesem göttlichen Fontainebleauer Wald zu athmen«

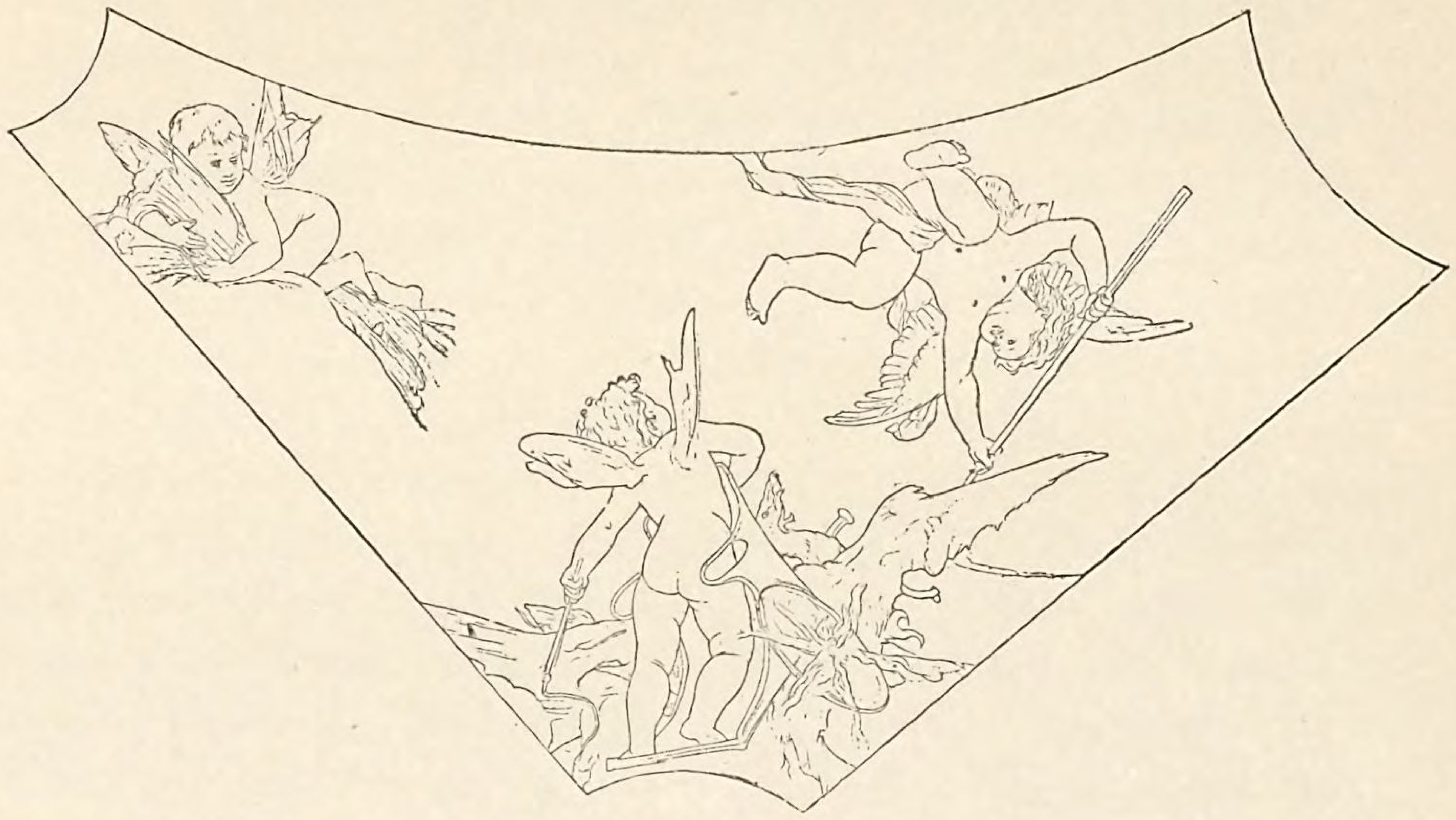
Er glaubt sich vollständig hergestellt und spricht bereits von zukünftigen Arbeiten: »Ich denke an meine Malereipläne für künftigen Winter, selbst an Jeanne d'Arc, und hoffe sehr, dass Du nach den Cartons für den Plafond des Appellhofes einen Entwurf der Vision der Jeanne sehen wirst, womit ich den Cyklus eröffnen werde.«

Im Oktober kehrte er in das Atelier in Rue Notre Dame des Champs zurück, voll Hoffnung und Vertrauen auf die Zukunft und von grossen Dingen träumend: »Als wir ihn im Monat Januar in der Akademie sahen«, sagte M. Guillaume*), war es für uns eine wahrhaftige Freude; das Uebel schien gehoben zu sein. Unser lieber Baudry war gerettet, wir konnten es wenigstens glauben. Er hatte das Aussehen eines Reconvalescenten, der dem Leben wiedergegeben ist; sein liebenswürdiger Humor war ihm wiedergegeben, wir fanden in ihm dieselbe Zuneigung wieder: Wir verbrachten mit ihm den Tag, welcher der Sitzung im Institut folgte, und niemals fanden wir ihn so gesprächig und munter. Den folgenden Abend wurde er tödtlich von einem ganz unerwarteten Anfall betroffen, und nachdem er noch fünf Tage gelebt, gab er Sonntag den 17. Januar 1886 Morgens vier Uhr seinen Geist auf.

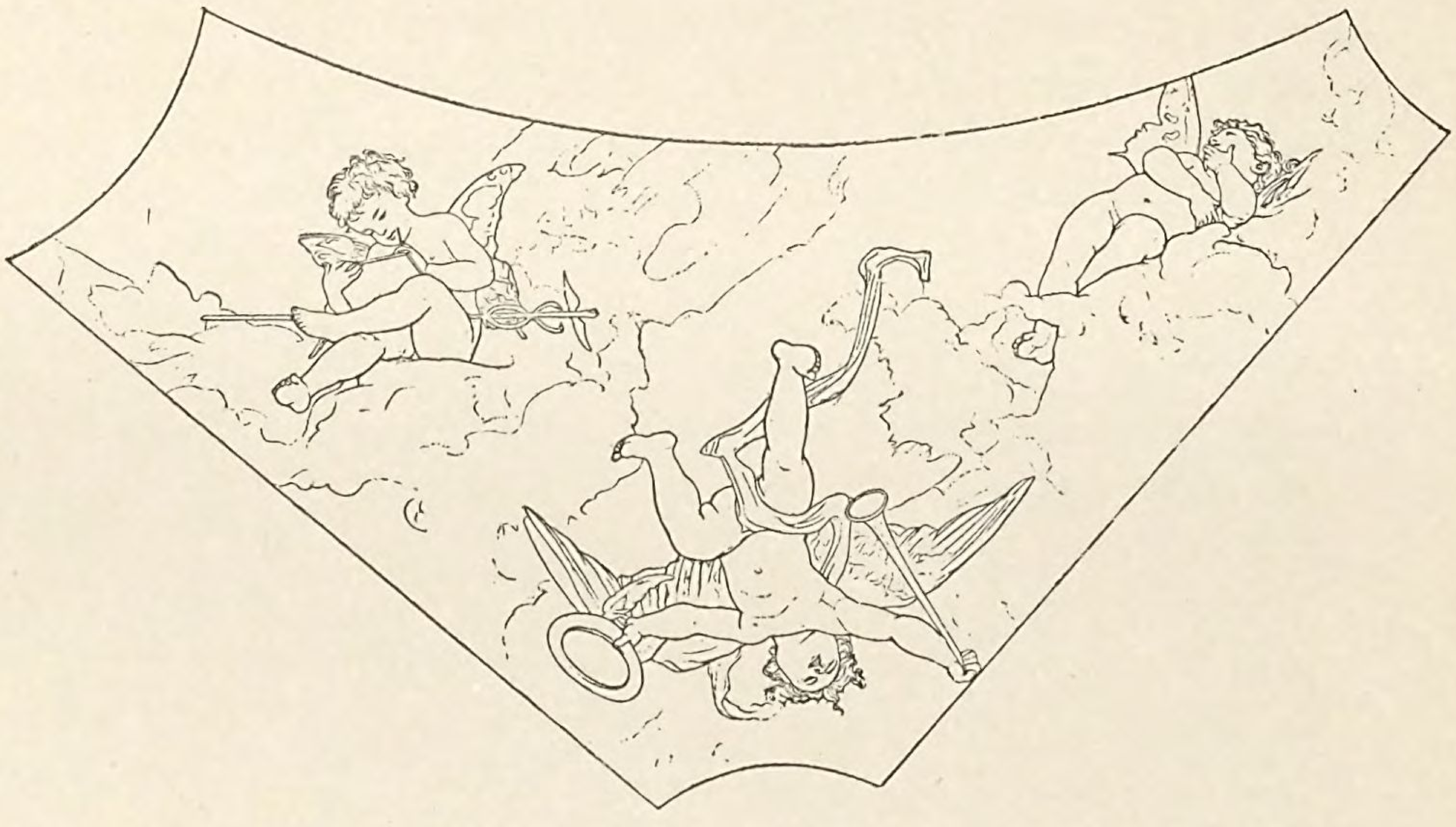
* * *

Der Mensch wog in ihm den Künstler auf; in dieser auserlesenen Natur waren die höchsten Eigenschaften des Herzens mit den glücklichsten Gaben der Intelligenz verbunden. Man musste ihn nahe kennen, um ihn ganz zu würdigen; diejenigen allein, denen er sich anschloss, konnten von seiner unveränderten Güte, seiner rückhaltlosen Hingebung, von seiner fast übertriebenen Selbstlosigkeit sprechen. Doch erschloss er sich nicht bei der ersten Begegnung; er hätte geglaubt, mit allzu grosser Zuvorkommenheit den Gleichgültigen gegenüber seinen wahren Freunden ein Unrecht zu thun. Seine Zuneigung übte er mit Zartgefühl; war aber einmal diese Seele er-

*) Notice sur P. B. p. 12.



ATTRIBUTS DE CÉRÈS
(Fragment du plafond *le Repas des Noces de Psyché.*)



ATTRIBUTS DE MERCURE
(Fragment du plafond *le Repas des Noces de Psyché.*)

schlossen, welche Schätze fand man immer wieder auf's Neue! Eine Rechtschaffenheit, eine Treue ohne Gleichen, eine Wärme von tiefster und mittheilsamster Empfindung; ein Bedürfniss, sich auszusprechen, welches um so lebhafter war, als er es banaler Freundschaft gegenüber zurückhielt, eine offene Bescheidenheit, welche sich mit einer gewissen Selbstachtung wohl vertrug. So war diese hohe und zarte Natur veranlagt, gegen lärmende Vertraulichkeiten durch einen leisen Schatten von Melancholie geschützt. Und wie sehr konnte sich doch seine zurückhaltende Artigkeit, welche ihn den Fremden fern hielt, verwandeln in der Sicherheit eines intimen Verkehrs und in das vertrauenvollste Sichgehenlassen!

»Wer ist mehr geliebt worden, und ich füge hinzu, wer hat mehr geliebt als dieser Zurückhaltende und dieser Schweigsame? Ich spreche nicht von den Empfindungen von Dankbarkeit und Zärtlichkeit, welche seine Nächsten ihm schuldeten, von der feurigen Dankbarkeit eines seiner würdigen Bruders, dessen ersten Schritte in der Künstlerlaufbahn er so thatkräftig ermuthigt und dessen Fortschritte er so gut durch seine Rathschläge und sein Beispiel angefeuert hatte, ich führe auch nicht jenen andern vertrauten Lebensgefährten zum Zeugen an, jenen andern durch Bande des Herzens verbundenen Bruder*), welcher seit den glücklich verlebten Jahren in der Villa Medicis bis zu den letzten Arbeitstagen, ja bis zu den letzten Augenblicken dieses ihm so gleichartigen Lebens mit Baudry durch die Bande gegenseitiger Freundschaft, wie durch die gemeinschaftlich erlangten Erfolge unzertrennlich geblieben: ich frage nur diejenigen, welche erst seit der Zeit seines Bekanntwerdens mit ihm auf vertrautem Fusse gelebt, oder welche ihn erst später kennen gelernt haben; seine früheren Mitschüler, ebenso wohl als auch seine Lehrer, deren Mitbruder der Akademie er wurde. Giebt es unter all' diesen einen, der je zu errathen Mühe gehabt hätte, welch' warme Empfindungen unter dieser scheinbaren Kälte verdeckt waren, welch' aufrichtige Einfachheit unter diesem etwas stolzen Aeussern, wie viel Ergebenheit und Selbstverläugnung, mit einem Wort, wie viel wahre Güte dieser schwermüthigen Natur oder dieser etwas gemachten Ruhe zu Grunde lag?

Die Existenz Baudry's, dieses wie kaum ein anderer in seinem Wesen achtungswürdigen Künstlers, ist sozusagen vom Anfang bis Ende unver-

*) Charles Garnier.

ändert durchsichtig verlaufen. Es ist leicht, den Grund zu erforschen und die Einheit zu erkennen, gewissermassen durch die Werke hindurch, welche ihn erfüllt haben. In diesem Charakter, ruhig und fest von Anfang an, findet sich kein Zug, der eine abenteuerliche Richtung annehmen könnte; keine Aeusserung dieses für das Ideale vor Allem eingenommenen Talentes, welche einen Zweifel ermöglichte über die Dauer seiner Bestrebungen und seiner Wahl; nicht eine Form des Ausdruckes, und zwar selbst in mangelhaft gelungenen Werken, welche nicht bei dem edlen Künstler die beständige Steigerung seiner Bestrebungen und die sorgfältigste Feinheit seines Denkens bezeugte. Welches auch in der Ausführung der erreichte Grad der Geschicklichkeit und des darauf bezüglichen Erfolges gewesen sein mag, das Ganze erwächst darum nicht weniger aus seiner Vorliebe für die heitere Poesie der Ideen und Formen, für die Verfeinerung von Linie und Ton, für ungewöhnlichen Ausdruck, sei es nun, dass dieser aus seiner eigenen Vornehmheit oder aus dem unwillkürlichen Anschliessen an das Gefühl oder den Gedanken, welchen er nur wiedergiebt, entspringt. Denn Alles hat stets den Cultus der reinen Schönheit zum unwandelbaren Prinzip, wie es auch das Bild der ewigen Wahrheiten zum Gegenstand hat, jener Wahrheiten, deren ewige Verführungen in der Seele das erwirken, was in dem Frühlingsalter der Wesen und der Dinge sich öffnet und dem Licht erschliesst mit der Frische des Lebens, sei es nun als Knospe oder als Blüthe.«*)

Als Sohn der Renaissance überrascht Baudry durch seine edle und vornehme Naturauffassung. Er sieht ins Weite, nicht in der manirierten Uebertreibung der Meister der Schule von Fontainebleau, sondern indem er mit sicherem und raschem Blick die Beziehungen der Verhältnisse, den feinen und innigen Zusammenhang der Bewegung feststellt und durch die nothwendigen Striche den Bau des menschlichen Körpers zusammenfasst. Bei ihm sind die Gliedmassen, wie bei den Meistern des sechzehnten Jahrhunderts, zart, das Aussehen üppig; wie sie hat er seine Kunst schon in frühester Jugend gelernt. Wie sie behandelt er die menschliche Form mit Geschick und Leichtigkeit, aber indem er ausschliesslich Franzose bleibt. »Begabung von höchster Art«, sagt M. Delaborde, »aber Begabung von ganz französischer Art, insofern, als sie sich aus Geschmack, Verstand, tief-

*) Le Vicomte de Delaborde, Notice.

durchdachtem Studium der moralischen Beziehungen eines Gegenstandes oder besondern Bedeutsamkeit eines Typus zusammensetzt. Ja, ungeachtet der äussern Eigenthümlichkeit seiner Art, ungeachtet dessen, was er persönlich Neues bringt, ungeachtet des Erfundenen in der Art des Ausdruckes, den er anwendet, und besonders in der Art der Färbung, seiner vorzüglichsten Leistung, setzt er nichtsdestoweniger im Grunde die wesentlichen Ueberlieferungen unserer Schule fort. Ohne irgend etwas von seiner Unabhängigkeit aufzugeben, ohne irgend welche Rechte abzutreten, bleibt er instinktiv dem Einfluss des nationalen Geistes unterworfen, und wenn man gerechter Weise von ihm sagen kann, dass er seiner Zeit angehört nach Art der Ziele, die er angestrebt hat, so muss man auch anerkennen, dass er durch seine angeborenen Fähigkeiten, durch die Bildung seines Geistes, durch die Eigenart seines Denkens und seines Stiles klar seinen Ursprung verräth und dass er, glücklicherweise für ihn und für uns, ganz das Kind seines Landes ist.«

In seiner Kinderzeit hatte er keinen andern Lehrer, als die Natur, und er kehrte immer wieder zu ihr zurück, nachdem er bei Meistern einen anderen Unterricht empfangen hatte. »Arbeiten Sie tüchtig, begeistern Sie sich an der Natur, machen Sie einfach die Dinge welche Sie sehen, die Quelle des Schönen ist, wie Gott, überall, das ist es, was aus der Kunst eine so grosse Sache macht.« *) Frei von dem Hemmniss, welches manchmal in den jungen Gemüthern die Anfänge der allgemeinen Bildung verursachen, blieb er den Eindrücken der äussern Welt ganz offen. Er war sehr erstaunt über die Poesie derselben, und aus diesem Verkehr entstand sein machtvoller Beruf. Seine Kunst zeichnet sich in der That dadurch aus, den siegreichen Reiz der beseelten Wirklichkeit zu erwecken, und die letztere mit all' ihrem Zauber durch Mittel, welche zunächst auf unser Auge wirken, wiederzugeben. Er erhebt das physisch Menschliche durch unvergleichliche Reize, welche er ihm giebt, es selbst in seinen mythologischen Darstellungen in der ganzen Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens zeigend. Nicht in den Museen sucht er seine Typen, er nimmt sie überall her aus dem Treiben des wirklichen Daseins. Auch hierin folgt er gewissen Ueberlieferungen der Renaissance. »Es wollte mich bedünken«, schrieb Veronese an Gennaro Lauretti bezüglich der Hochzeit zu Cana, in welcher er eher ein Venetianisches Gastmahl,

*) Brief an M. Tessier, 2. Januar 1850.

als eine biblische Scene darstellen wollte, »es war meine Meinung, dass dieses nicht bloss ein Kunstwerk, sondern ein historisches Werk sein sollte, welches die Kostüme meiner Zeit darstellt. Und um es mir zu erleichtern, um richtig und wahr zu sein, stellte ich meine besten Freunde und diejenigen, deren Sitten und Züge mir die bekanntesten waren, dar.« So wie Veronese und die grossen Naturalisten des 16. Jahrhunderts hat Baudry die Bildnisse in die grosse Malerei eingeführt, womit er der Allegorie einen ausgesprochenen Charakter, die Marke seiner Zeit und den Stempel seines Volkes, gegeben, alles interessante Dinge für die Zukunft; er hat »richtig und wahr« gearbeitet.

Eine der hervorragendsten Seiten in seiner Kunst ist die Bewegung der Gestalten, nicht als eine oberflächliche und äusserliche, sondern als eine solche, welche aus dem Innern, aus der ganzen Person kommt und sie mit einheitlicher Macht belebt. Es ist jene Bewegung, welche dem Beschauer den wahren Begriff des Raumes giebt, dessen einziges, sicheres und fühlbares Merkmal sie ist, da der Raum nur durch die Verschiebung der Körper vollkommen gewürdigt werden kann. Er kennt oder ahnt und bringt zur Wiedergabe die geheimsten Schwingungen des zarten Nervenlebens; er biegt den Körper, besonders in seinen Deckenperspektiven, zu den kühnsten Verkürzungen und findet darin ruhende oder schwebende Linienspiele, welche sich mühelos verbinden und die abgemessensten Silhouetten hervorbringen. Und eine geniale Gruppirung besorgt kunstgerechterweise die Uebergänge von dem Reichthum der Umrisse zu der Leere des Raumes, wobei glücklich gefundene Linien sich aus der Hauptmasse ablösen und hie und da die reizvolle Empfindung des Unvorausgesehenen und des Zufälligen erwecken.

Obwohl Naturalist von Anlage und von Geschmack lässt sich Baudry in die Region des Idealen fortreissen. Während er mit Vorliebe überlegen anmuthsvolle Frauentypen von eleganter, geschmeidiger und biegsamer Gestalt malte, gelangte er durch tiefes Verständniss für die Frauen zu einer wahrhaften Vergötterung der wirklichen Schönheit. Auch seine Jünglinge mit ihrer vollen Lebenskraft, ihrem unwiderstehlichen Reiz und der triumphierenden Heiterkeit ihrer fortgesetzten Beweglichkeit fesseln und entzücken die Augen. Oft lässt seine tiefbewegliche Seele den Blick des Beschauers die materielle Hülle bis in das geheimnissvoll geistige Leben durchdringen.



PHŒBÉ

(Plafond du palais Cornélius Vanderbilt, à New-York.)

Seine Gaben als Maler und Zeichner führten ihn natürlicherweise Correggio und Tizian zu. Durchdrungen von ihrer strahlenden Schönheit trennte er sich langsam wieder von ihnen und suchte und fand seinen eigenen Weg. Seine ersten dekorativen Malereien haben ihm seinen eigentlichen Beruf gezeigt. In den Decken der Opéra bricht sich seine Begabung Bahn; seine technischen Fähigkeiten reizen ihn zu einer Begeisterung hohen Fluges. Er führt in die Dekoration die freie Luft, die leuchtenden und klaren Farben des vollen Tages ein, treibt sie bis auf den höchsten Grad von Stärke, macht sie noch wirksamer durch die Geschmeidigkeit, den Reichthum, den Ton, die ausserordentliche Feinheit der feinsten Oelmalerei. Im Helldunkel die Tiefe der Schatten auf ihrem schwächsten Ausdruck bringend, tönt er ab ohne damit im geringsten an Kraft zu schmälern und ohne dass darum seine Figur weniger kraftvoll oder weniger zart erschiene. Er stellt das Nackte in vollem Lichte und Widerschein des Lichtes dar, seine Farbe auf dem Gemälde mit einer Kunst auftragend, welche die gewohnte Beobachtung des Gegenstandes in Mitte der umgebenden Luft verräth. Er weiss, wie sehr die Hautfarben durch die Umgebung von unmittelbaren oder zurückgeworfenen Lichtwirkungen gewinnen.

Durch diese Anwendung der Lichtkraft hat Baudry eine wahre Umwälzung in der dekorativen Kunst hervorgerufen. Er hat in belehrenden Beweisen neue Gesetze für die Ordnung von Gruppen und Farben in voller Lichtumgebung aufgestellt. Er hat auch das Feld der monumentalen Malerei vergrössert, die nationale Kunst bereichert, und dadurch seinen glorreichen Platz in der Geschichte der Meister aller Zeiten bezeichnet.

Als erster der gegenwärtigen Dekorationsmaler steht Baudry auch als Porträtmaler den ausgezeichnetsten dieser Art nicht nach. Er bewährt sich, wie das unvergleichliche Bildniss M. Guizot's beweist, in der schweren verwickelten Kunst, auf der Leinwand menschliche Physiognomien wiederzugeben. Dabei giebt er sich nicht mit der banalen Aehnlichkeit und der gewöhnlichen Genauigkeit zufrieden; sein ästhetisches Gefühl ist höher; er sucht vor allem, und das ist die grosse Tradition, den Geist, den Charakter zu erfassen, den vorherrschenden Zug seiner Persönlichkeit, dabei entschlossen, die momentane Seite zu opfern, um der Figur ihren vollen Werth zu lassen. David bat den ersten Consul um mehrere Sitzungen, dass er ihn ähnlicher machen könnte. »Aehnlich!« rief Bonoparte aus, »Niemand frägt darnach, ob die

Bildnisse grosser Männer ähnlich sind; es genügt, dass ihr Geist darin lebe.« »Sie lehren mich meine Kunst,« antwortete David. So hat auch Baudry das Bildniss aufgefasst, subjektiv, so zu sagen, den innersten Gedanken des Originals ergründend; er vertieft sich in die menschliche Form, um sie durch sich selbst zu ihrem Werth zu bringen, in ihrer Umgebung, einfach, natürlich, klug, ohne zu nebensächlichen Dingen seine Zuflucht zu nehmen, zu bestechlichen Draperien, zu schreienden Farben, zu künstlichen Hintergründen. Die menschliche Natur ist bei der Stirnlocke erfasst, bis in's Kleinste erforscht, gezwungen, sich zu ergeben; und auch ihr Vermittler beugt sich vor ihr, indem er darauf verzichtet, seinen verschiedenen Modellen eine vorher beschlossene, immer gleiche, unbeugsame und einförmige Form zu geben, sondern vielmehr mit ihnen wechselt, sich ihnen unterordnet und sich von ihnen beherrschen lässt, um sie besser wiederzugeben. Hier findet sich kein vorgefasstes System, kein einförmiges Verfahren, das auf alle dargestellten Personen angewendet wird; überall bricht die Treue eines in dem Forschen nach Wahrheit unermüdlichen Meisters durch, der in seine Bildnisse alle Eigenschaften des Geschichtsmalers legt, und aus denselben ebenso grossstilige Werke bildet.«

Das alles hat die französische Schule verloren. Er starb nach ohne Zweifel glanzvoll zurückgelegter Laufbahn, die auch reich an Leistungen war, um seine Unsterblichkeit zu sichern, aber vielleicht starb er doch, bevor er sein letztes Wort gesprochen, vielleicht auch bevor er uns in einem letzten Werk gezeigt hatte, was selbst nach dem Foyer der Opéra die höchste poetische Phantasie vermag, unterstützt von der bewunderungswürdigen Technik des Fachmanns. Was wäre in solchen Händen die historische Legende der Jeanne d'Arc geworden, mit der er die Wände des Pantheons hätte schmücken sollen? Das war das erträumte Werk der Jahre, auf das er noch mit Recht hätte hoffen dürfen. Aber der eifersüchtige Tod hat uns dieses Kunstwerk nicht vergönnt!

. pendent opera interrupta

BELEGSTÜCKE.

I.

Brief von M. Sartorius an den Bürgermeister von Roche-sur-Yon.

August 1844.

Herr Bürgermeister!

Unter der Zahl meiner Schüler, welche die Zeichenschule besuchen, deren Professor in der Stadt Bourbon-Vendée ich bin, befindet sich einer, der junge Paul Baudry, 15 ½ Jahre alt und in dieser Stadt geboren, welcher seit drei Jahren meine Schule besucht, in der er sich in ganz hervorragender Weise auszeichnet. Dieser junge Mann hat die glücklichsten Anlagen. Schon die Fortschritte, welche er gemacht, würden erfordern, dass er unter die Leitung eines Professors von höherem Verdienst gestellt würde.

Die Eltern des jungen Schülers sind nicht in der Lage, alle die Kosten zu bestreiten, welche die Fortsetzung seiner Studien beanspruchte, in welchen er sicher nicht verfehlen würde, zur höchsten Stufe zu gelangen und Ausserordentliches zu leisten. Solche Talente dürfen aber meines Ermessens nicht übersehen werden; die Künste verlangen, dass man ihnen mit allen möglichen Mitteln entgegenkömmt. Ich dachte desshalb, Herr Bürgermeister, ob Sie wohl die Güte haben wollten, diese Angelegenheit dem hohen Rath vorzulegen und sie nach Kräften zu unterstützen; dieser Rath würde sicher nicht sich weigern eine Summe von 3—400 Francs auszuwerfen, um den jungen Mann zu Paris in dem Atelier eines grossen Malers oder eines grossen Architekten unterzubringen, wo er von jetzt ab sich vortheilhaft entwickeln könnte.

Der Stadtrath, bemüht, die Künste zu unterstützen, wird ohne Zweifel diese Gelegenheit ergreifen, aus seiner Stadt ein Kind derselben hervorgehen zu sehen, das ihr eines Tages Ehre machen wird. In diesem Vertrauen nehme ich mir die Freiheit, Herr Bürgermeister, im Interesse der Künste und des jungen Schülers, von dem ich Ihnen soeben gesprochen habe, Sie zu bitten, bei dem Stadtrath meinen Antrag für die Summe von 3—400 Francs zum Zweck der Unterbringung des Jungen in Paris zu befürworten.

Ich habe die Ehre zu sein mit tiefstem Respekt, Herr Bürgermeister!

Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener Sartoris.

II.

Brief von M. Renard an den Generalrath der Vendée.

Bourbon-Vendée, 24. August 1844.

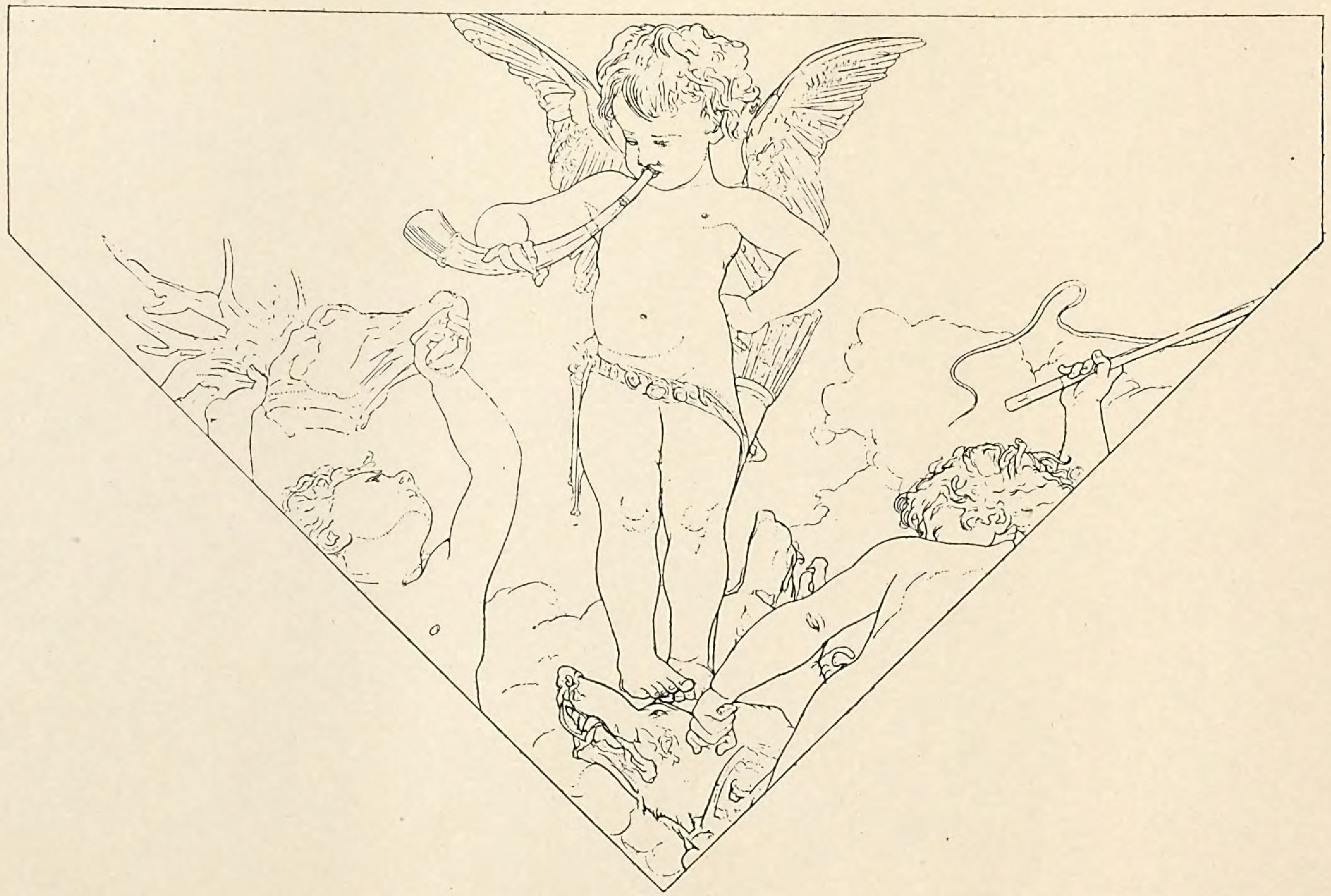
An die Herren Mitglieder des Generalraths.

Meine Herren!

Einer der Schüler der Freizeichen-Schule, der junge Baudry, Sohn eines angesehenen Arbeiters dieser Stadt, hat ausserordentliche Anlagen gezeigt, deren rasche Entwicklung nunmehr den Unterricht unserer grossen Meister erfordert. Unglücklicherweise können die Ausgaben seiner Studien in Paris nicht durch seinen Vater bestritten werden, welcher für die Erhaltung und Erziehung seiner zahlreichen Familie kaum die nöthigen Mittel besitzt. Seien Sie wohl überzeugt meine Herren, dass es sich hier nicht um ein Kind handelt, dessen Frühreife man künstlicher Weise nach einem seinem jugendlichen Eifer vorher bestimmten Ziel geleitet hätte und dessen Erfolge die Frucht dieser mühsamen Arbeit wären, welche doch nur unvermeidliche Mittelmässigkeit zur Folge haben würde. Nein, der junge Baudry ist durch seine eigenen Inspirationen geführt worden; er ist geborener Künstler. Musik und Zeichnen nährten seine ersten Träume, und lange schwankte er zwischen diesen beiden Berufsarten, welche ihm zuerst gegensätzlich erschienen, bis er einsah, dass die Malerei und die Musik zwei Schwestern sind, welche sich wohl gegenseitig Unterstützung bieten können, und dass man, nach dem Beispiel grosser Künstler, sein Leben wohl der einen widmen kann, ohne aufzuhören den nutzbringenden Inspirationen der anderen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dieses begabte Kind hat sich jener von Beiden gewidmet, welche für die Zukunft am vortheilhaftesten zu sein scheint und ohne der Musik untreu zu werden, hat er der Malerei seine Existenz anvertraut.

Baudry hat nicht allein die Veranlagung für die Künste, seine Bildung ist auch vollkommener, als sie gewöhnlich bei jenen ist, welche entschlossen einem einzigen und gewissermassen vom Schicksal angebotenen Ziel entgegen gehen. Er war längere Zeit der beste Schüler in den höheren Klassen der Vorschule, und heute füllen ernste Bücher jeden seiner freien Augenblicke aus. Der Stadtrath hat schon seine Aufmerksamkeit und seine Unterstützung diesem jungen Talent bewilligt; er hat mit Stimmeneinheit dem jungen Zeichner einen Jahresbeitrag von 400 Francs zuerkannt.

Auch die Bewohner dieser Stadt haben ihr Auge auf ihn gerichtet und werden, wie ich nicht zweifle, ihrem jungen Mitbürger eine Unterstützung anbieten. Ich bitte Sie daher, meine Herren, ich, der Zeuge seiner Bemühungen und seiner Erfolge gewesen, zu dem guten Werk beizusteuern, indem Sie sich an den Bewilligungen für seine Studien in Paris betheiligen. Ich weiss, dass der Generalrath nicht alle Bewerber unterstützen kann, und dass seine Mittel geringer sind als sein guter Wille, aber wenn ich seinen tiefen Sympathien für die Ideen, welche



ATTRIBUTS DE DIANE CHASSERESSE

(Petit plafond du palais Cornélius Vanderbilt, à New-York.)

die Stärke Frankreichs begründen, Glauben schenken darf, wird er glücklich sein, dem Kind aus dem Volk die Hand zu reichen. Durch seine Begabung, seinen Eifer für die Arbeit und seinen angeborenen Geschmack für das Schöne verspricht der junge Baudry eine Berühmtheit für die Vendée zu werden. Vielleicht werden Sie sagen, dass wir uns zu grosse Vorstellungen machen könnten, dass wir jedenfalls unsere Hoffnungen zu hoch schrauben. Ohne Zweifel kann die Zukunft unsere Hoffnung täuschen, auch verlangen wir nicht, dass Sie alle Ausgaben für diese Zukunft, in die wir unser Vertrauen setzen, bestreiten. Wir bitten nur unsern jungen Empfohlenen auf die Probe zu stellen, ihm einen Beweis Ihrer Sympathie zu geben, indem Sie sich an der Unterstützung für sein erstes Studienjahr betheiligen, welches über seinen Beruf entscheiden wird. Später wird er sich vielleicht um eine weitere Unterstützung bewerben. Heute hat er Ihnen für die Unterstützung, um welche er Sie bitten wird, freilich nichts zu bieten, als Hoffnungen, das Gefühl seiner Stärke und seines festen Willens, sich dankbar für Ihren gütigen und mächtigen Schutz zu zeigen.

Renard.

III.

Brief von Paul Baudry an den Präfekt der Vendée.

Paris, 21. Oktober 1845.

Herr Präfekt!

Ich komme um Ihnen für die Unterstützung zu danken, welche Sie die Güte hatten, für mich beim Generalrath zu erwirken. Seitdem ich durch Herrn Drolling erfuhr, dass der Generalrath mir meine Zukunft ermöglichte, verdoppelte sich mein Muth und meine Hoffnung, indem ich meine Gedanken darauf richte, seiner Intention gerecht zu werden, welche darauf abzielt, mich eifrig studieren zu sehen, so dass ich mich auch des Opfers würdig zeige. Das, Herr Präfekt, ist jeden Tag, jede Stunde mein Gedanke und in meiner Ungeduld wünschte ich schon jetzt die grössten Erfolge zu haben, um Ihnen beweisen zu können, wie dankbar ich bin. Zwar schreite ich, ungeachtet meiner Begeisterung und meines Muthes nur mühsam und langsam voran; seien Sie jedoch überzeugt, Herr Präfekt, von meiner Beharrlichkeit und von der Hoffnung, die ich habe, Ihnen jährlich über meine ernsten Bemühungen und die Zufriedenheit meiner Lehrer berichten zu können.

Ich bin mit Hochachtung, Herr Präfekt, Ihr sehr ergebener Diener

Paul Baudry, Schüler von M. Drolling.

IV.

Brief Paul Baudry's an Herrn Moreau, Bürgermeister von Roche-sur-Yon.

Paris, 21. Oktober 1845.

Herr Moreau!

Sie kennen wohl den Wunsch, den ich habe, mich des Opfers würdig zu zeigen, das mein Land sich für mich auferlegt. Es liegt mir am Herzen, Ihnen zu beweisen, dass ich schon von jetzt an die Pflichten erkenne, die mir Ihre

grossmüthige Gönnerschaft auferlegt. Ich bin schon seit einem Jahr in Paris, und haben Sie wohl schon Proben, wenn auch schwache, von meinem Muth und meiner Ausdauer gehabt; man sagte mir, dass Sie den Brief gelesen hätten, welchen Herr Drolling für mich geschrieben hatte. Er hat ohne Zweifel gesagt, wie gross mein Muth und mein einziges Bestreben ist, aber er weiss nicht, wie meine Begeisterung ist, die mein Herz bewegt. Ich habe wohl auch Augenblicke grosser Angst, bittere Augenblicke, durch die Angst für meine Zukunft verursacht, welche meine Familie mir nicht gründen konnte, aber sie verschwinden sehr rasch beim Gedanken an die Gegenwart, denn ich habe meiner edlen Schuld gerecht zu werden, und ich liebe den gewählten Beruf mit solcher Leidenschaft, dass ich, auch wenn ich vom Generalrath verlassen würde, mit der Unterstützung des Stadtraths allein den Muth zu den Entbehrungen hätte, welche ich zur Erreichung meines Zieles mir hätte auferlegen müssen. Ich weiss nicht, wie ich Ihnen für das Interesse, das Sie mir entgegen gebracht haben, Herr Moreau, danken soll; ich empfinde für Sie eine grenzenlose Dankbarkeit, und bitte Sie, den Stadtrath meines Muthes und des Vorausgesagten zu versichern. Was könnte ich Ihnen über meine Erfolge mittheilen? Auf dem Weg zum grossen Preis sind die Stationen rauh und lang, denn es folgen sich da jene der Medaille, der Loge und endlich des grossen Preises, des Sternes, welcher heute schon in unseren Träumen glänzt. Sie sehen wohl, Herr Moreau, es gibt kein Ueberspringen, und dennoch, welche Kraftanstrengungen zwischen diesen drei Stützpunkten! Ich habe die Ueberzeugung von der Schwierigkeit und den Hindernissen, welchen man auf dem Weg dieser drei Dinge begegnet, und dennoch habe ich ein gewisses Vorgefühl, welches, so oft ich daran denke, mir das Herz erbeben macht. Ich kann Ihnen jedoch mittheilen, dass ich letzten Samstag der zweite unter zwölf bei den gemalten Skizzen war. Sie sehen, verehrter Herr, schon aus der Zahl der Mitbewerber, welche beinahe alle ältere Schüler des Ateliers waren, wie schwer der Wettstreit war. Und doch ist das sehr wenig. Aber bei dem Gedanken an das Vertrauen, das Sie mir schenken, fühle ich mich gehobener.

Ich bin mit bekanntem Respekt, Herr Moreau, Ihr sehr ergebener

Paul Baudry.

V.

Brief Paul Baudry's an seine Eltern.

Rom, 24. August 1852.

. . . . Wir leben, um glücklich zu sein, im Praktischen, es muss folglich die Vernunft gerade Wege wählen. Für mich, das ist meine Ueberzeugung, ist der glücklichste Mensch auf Erden derjenige, der ein reines Herz hat, gebildeten Geist, einen guten Kopf und Arme, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Man ist von Niemand abhängig, wenn jedermann einen braucht. So ist's mit dem Arbeiter. Was liegt an den Revolutionen und an den Regierungen; man braucht Häuser, Schuhe, Hüte etc. etc. und Bilder kann man entbehren. Ich möchte

desshalb, dass Ambroise ein Handwerk lerne; ich möchte, dass er Schreiner würde. Das ist ein interessanter Beruf, man zeichnet alle Tage, einem begabten Arbeiter stehen mit dem Hobel alle Wege für die Kunst offen. Mit diesem Beruf lebt man überall, und sollte man ihn verlassen um Künstler zu werden, hat man immer diese Hülfsquelle und sein gesichertes Leben. Wenn Ihr in einer grossen Stadt wohntet und er die Wahl unter den Handwerken hätte, würde ich vielleicht dem Ciseleur den Vorzug gegeben haben, aber Sie sind in Napoleon-Vendée, und der einzige Beruf, der mir dort für Ambroise geeignet erscheint, ist der eines Ebenholz-Schreiners; ich wünschte übrigens auch nicht, dass Ambroise vor seinem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre anfängt. Zwei Jahre genügen, ein Handwerk zu lernen. Und alsdann, wenn er seiner selbst, seiner Lebensstellung sicher ist, nehme ich ihn nach meiner Rückkehr zu mir nach Paris, da werden wir zusammen sein und ich stehe für das Uebrige gut. Ambroise setze desshalb seine Studien bis zu diesem Zeitpunkt fort. Er lasse die Architektur bei Seite, welche er nicht verstehen kann und zeichne, wie ich es that. Aber nun kömmt das Bedenken, bei dem Ihr vielleicht auch ein wenig zögern werdet, und welchen, da er mir öfters in den Sinn gekommen ist, ich nicht umhin kann zu erwähnen. Soll er bis zu seinem sechzehnten Jahr in's Colleg gehen? Heisst das nicht eine Art Herrn aus ihm zu machen, einen verfehlten Halbbürger? Ja ihm Hoffnungen und dummen Ehrgeiz wecken, um später in die Werkstatt eines Schreiners herabzusteigen? Wird er nicht, wenn ihm dann der Hobel gegeben wird, diesen widerwillig, vielleicht mit Verachtung nehmen, sich erinnernd eines Gewissen, der nach Saint Cyr gekommen, oder eines andern der Bacalaureus oder Student geworden ist etc. etc. Ja das ist die Klippe, aber nur für einen Einfaltspinsel. Ich kenne meinen Ambroise zu gut, um zu wissen, dass das für ihn nicht zu fürchten ist. Er wird keinen andern Ehrgeiz haben, als den, das Beste zu thun; keinen andern (falschen) Hochmuth, als den, jeden Nächsten als Menschen zu schätzen. Er wird in seinem Alter wissen, dass der wahre Vorzug in nichts anderm als in dem Herzen und der Vernunft besteht. Der Mensch, der nicht alles aufbietet sich fortzubilden, ist strafbar; und der gute Unterricht, selbst der ausgebreitetste, hindert nicht, ein Werkzeug zu handhaben. So zeichne er denn, als ob er Maler werden würde, und handhabe er den Hobel, wie ein braver Arbeiter: ein schlechter Maler ist ein Verhängniss, und so ein Schreiner, selbst ein mittelmässiger, ist nützlich. Also mit diesen guten Anfängen: Unterricht, gerader Sinn, gutes Herz, für das Handwerk und für den Stift geschickte Hände, und wir werden nicht verlegen sein, unseren Weg zusammen zu machen.

* * *

Briefe Paul Baudry's an seinen Bruder Ambroise.

Rom 1851.

Mein lieber Ambroise!

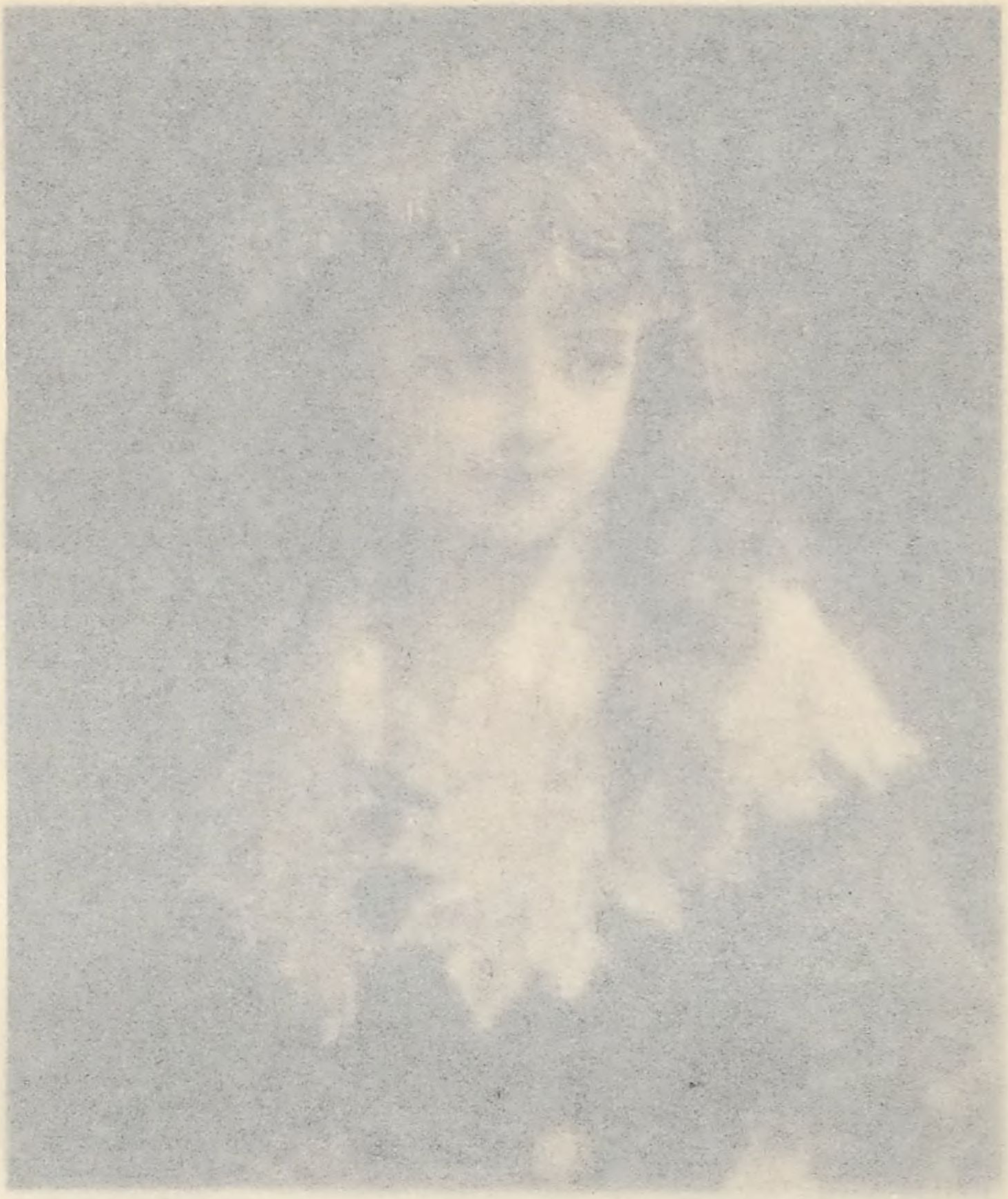
Du fragst mich in Deinem Brief um einen Rath, den ich Dir noch nicht geben kann; ich müsste erst Deinen Geschmack und Deine Lieblingsbeschäftigungen kennen, oder wenigstens, wenn Du solche nicht hast, Deine Neigung für irgend eine Profession. Hast Du Beharrlichkeit, den Muth, das Zeichnen und die Malerei zu studieren? Denke an die Zeit, die ich darauf verwendet habe, und ich muss Dir sagen, trotz der Hingebung, der Entbehrungsfähigkeit und Kunst-Begeisterung, die mir glücklicherweise eigen waren, Du musst ausgesprochenen Sinn und glühendes Verlangen darnach haben. Würdest Du gern sehr gebildet werden oder würdest Du lieber Maler sein? Aber welche Entbehrungen, welche Leiden, um bis dahin zu gelangen; jedoch am Ende des Kampfes steht der Erfolg, manchmal der Ruhm. Aber vor allem, grosser Gott! muss man das Glück suchen. Die einfache Laufbahn des Arbeiters hat niemals solche Erregungen, er verdient seinen Taglohn, er schläft und fängt wieder an. Sage mir, ohne Dich von diesen Erwähnungen beeinflussen zu lassen, sage mir ganz einfach, was geht in Deinem kleinen Kopf und in Deinem Verstand vor; ich werde vom Vater eine Verzögerung erbitten und Dir antworten auf das, was Du mir anvertrauen wirst. Schreibe mir den längsten Brief, den Du vermagst!

* * *

Rom, 19 November 1851.

Mein lieber Ambroise!

Die Post nach Frankreich geht morgen ab, und obwohl es elf Uhr Nachts ist, schreibe ich an Dich einige Worte, welche ich in meinem letzten Brief vergessen habe, Dir mitzutheilen. Du könntest Dir kaum vorstellen, was ich diesen Abend gethan habe, dass ich noch nicht schlafen ging, wenn ich es Dir nicht sagte. Ich sprach, mein lieber Kleiner, während drei Stunden italienisch mit meinem Nachbarn, der ein liebenswürdiger und kleiner Architekt ist, den ich sehr liebe, nämlich mit dem kleinen Garnier (das ist sein Name). Bilde Dir aber ja nicht ein, auf diese kleinen Eigenschaftswörter hin, dass er etwa Deine Grösse hat, es ist ein Kleiner von fünf Fuss fünf Zoll. Alle Abende nun, um auf meine Angelegenheit zurück zu kommen, nehmen wir die italienische Grammatik, den Dictionnaire und all' die kleinen Büchelchen, und sprechen die Sprache, die wir wissen müssen. Er kennt Dich, ich sprach ihm von Dir und er lässt Dir freundlichst alles Schöne sagen. Ich denke oft an Dich, mein Kleiner, und ich hoffe, dass Du lebhaft und tief empfindest, wie kostbar jetzt Deine Zeit ist und wie Du sie zu Studium und Thätigkeit ausnützen musst. Ich wünsche sehr, dass Du zu mir nach Paris kommst; aber ungeachtet meines guten Willens und meines Beistandes wirst Du weder Dir noch Deiner Familie nützen, wenn Du nicht von der Liebe zur Arbeit und von dem Glück, welches man im Lernen und geistigen Fortbilden empfindet, durch-



Brief Paul Baudry's an seinen Bruder Ambroise.

Rom 1851.

Mein lieber Ambroise!

[illegible] einen Rath, den ich Dir noch nicht [illegible] Geschmack und Deine Lieblingsbeschäftigungen [illegible] nicht hast, Deine Neigung für irgend [illegible] den Muth, das Zeichnen und die Malerei [illegible] darauf verwendet habe, und ich muss [illegible] Kunst-Begeisterung, [illegible] ausgesprochenen Sinn und glühendes [illegible] sehr gebildet werden oder würdest [illegible], welche Leiden, um bis dahin [illegible] der Erfolg, manchmal der Ruhm. [illegible] das Glück suchen. Die einfache Laufbahn [illegible] verdient seinen Taglohn, er schläft [illegible] Sage mir, [illegible] von diesen Erwähnungen beeinflussen [illegible] sage mir ganz einfach, [illegible] in Deinem kleinen Kopf und in Deinem [illegible] ich werde vom Vater ohne Verzögerung erbitten und Dir antworten [illegible] was Du mir anvertrauen wirst. Schreibe mir den längsten Brief, den Du [illegible]

* * *

Rom, 19 November 1851.

Mein lieber Ambroise!

Die Post nach [illegible] ab, und obwohl es elf Uhr Nachts ist, schreibe ich an [illegible] welche ich in meinem letzten Brief vergessen habe, [illegible] Dir kaum vorstellen, was ich diesen Abend gethan habe, [illegible] schlafen ging, wenn ich es Dir nicht sagte. [illegible] während drei Stunden italienisch mit meinem [illegible] kleiner Architekt ist, den ich sehr liebe, [illegible] (das ist sein Name). Bilde Dir aber ja nicht [illegible] hin, dass er etwa Deine Grösse hat, es [illegible] Zoll. Alle Abende nun, um auf meine Ange[illegible] nehmen wir die italienische Grammatik, den Dictionnaire [illegible]en, und sprechen die Sprache, die wir wissen müssen. [illegible] sprach ihm von Dir und er lässt Dir freundlichst alles Schöne [illegible] an Dich, mein Kleiner, und ich hoffe, dass Du lebhaft und [illegible] kostbar jetzt Deine Zeit ist und wie Du sie zu Studium und [illegible] musst. Ich wünsche sehr, dass Du zu mir nach Paris kommst; [illegible] meines guten Willens und meines Beistandes wirst Du weder Dir [illegible] von der Liebe zur Arbeit und von [illegible] Fortbilden empfindet, durch-



Peint par Paul Baudry. *Photogravure Boussod, Valadon & Cie*

ROBERT FOULD

LIBRAIRIE D'ART. LUDOVIC BASCHET, ÉDITEUR_PARIS.

drungen bist. Du hast noch ein Jahr vor Dir, nütze es aus. Ich werde bei unserem Vater dafür stimmen, dass er Deine Studien verlängere. Nun wir werden sehen. Ich denke immer an die Vorschule; der Unterricht ist für den Augenblick genügend, und wenn Du vorerst Deine Grammatik, Deine Geschichte — und unter der Geschichte verstehe ich die biblische, die griechische, die römische und die von Frankreich (wir hatten all' jene Bücher aus meiner Zeit und gerade in diesen Leitfaden bekam ich die ersten Begriffe der Geschichte), alsdann Deine Arithmetik und alles was man in der Schule lehrt, innehättest, wäre ich von Deinen Fortschritten entzückt. Und dieses wird der grösste Dienst sein, den Du mir erweisen kannst. Lese niemals schlechte oder unnütze Bücher, wie z. B. moderne Romane, die ich Dir entschieden verbiete; pflege in Deinem Herzen die edlen und schönen Beispiele der Arbeit, des Ruhmes, der Reinheit, der Beharrlichkeit, welche Du in Deinen Büchern finden wirst. Mein lieber Kleiner, ich bin gewiss, dass Du all' dies verstehst und dass meine Rathschläge Dich veranlassen werden, den schon betretenen Weg noch weiter zu verfolgen. Was mich betrifft, mein liebes Brüderchen, um Dir auch Nachrichten über mich zu geben, ich bin sehr glücklich hier zu sein; seit meinem Weggang 1844 war es der Traum meines Lebens. Das ist auch eine kostbare Zeit, welche ich ausnützen muss und ich nütze sie mit Eifer und Vergnügen aus; nur eines betrübt mich, so weit von Euch und der Vendée entfernt zu sein.

* * *

Rom, 4. Mai 1855.

Das, was ich Dir mein lieber Freund jetzt zu sagen habe, ist sehr ernst, und ich habe nur bis jetzt gewartet, um von der Reife Deiner Vernunft und Deines Herzens überzeugt zu sein. Du musst mit der grössten Geduld und der grössten Heiterkeit all' die Gemeinheiten, all' die Grobheiten der Leute, die Dich umgeben, ertragen lernen! Denke, dass Du ihnen in jeder Art überlegen bist . . . aber bemühe Dich vor allem, sie es nicht merken zu lassen. Jetzt ist Dein Leben eine Probezeit und wenn Du, woran ich nicht zweifle, einen sehr ausgebildeten Verstand hast, wirst Du später glücklich sein, so früh schon des Lebens Schwierigkeit kennen gelernt zu haben. Es war aber für Dich nöthig, ein grobes und praktisches Handwerk gelernt zu haben. Deine physischen Kräfte konnten dadurch nur gewinnen. Auch ist es etwas bewunderungswürdiges in dieser Welt, sein Brod mit den Händen verdienen zu können. Das macht in jeder Lage den Mann frei und wahrhaft vornehm, denn in der Lage unserer Eltern und der Deinen muss man mit allen Zufälligkeiten der Welt rechnen, und es war für den Moment nichts besseres zu thun. Deine Jugend und der Verstand, den ich glücklich bin bei Dir zu sehen, werden uns die Zeit erscheinen lassen, meine Hoffnung in Erfüllung gehen zu sehen. Du bist bestimmt mit mir in Paris und in einem freien Berufe zu leben. Ich werde Freunde haben und habe deren schon jetzt, welche ausgezeichnete Männer sind, und welche Dich lieben werden, wie sie mich lieben;

und wenn Du all' die vornehmen und reinen Eigenschaften Deiner Seele bewahrst, wirst Du rasch das Ziel erreichen, welches Dir heute nur wie ein Traum erscheinen darf. Deine Vorliebe zur Geschichte und dem Alterthum wird nicht eine mit Deinem Beruf unvereinbare Laune sein. Aber vor allem wird das der beste Beweis für mich von Deinen guten, für Dein Leben so nöthigen Vorsätzen sein: arbeite mit Muth und Geduld, ohne Dich zu beklagen, werde zuerst ein guter Arbeiter. Dann liebe unsere guten Eltern und verzeihe ihnen alles, was Dich von ihnen verletzen könnte. Das sind alle meine Rathschläge, sie sind nützlich für Deine Zukunft und unser gemeinschaftliches Glück. Der Inhalt des Briefes ist ausschliesslich für Dich, bewahre die Erinnerung daran in der Tiefe Deines Herzens.

. . . . Ich empfehle Dir, alle Deine Bemühungen und Deine Freistunden dem Zeichnen zu widmen, das ist das wichtigste für den Augenblick; aber verliere nicht Deine Zeit mit Zeichnungen von Ornamenten und Architekturen, es ist vollkommen unnütz; ein Ding nur kann Dir das Zeichnen lehren: das Zeichnen nach der Natur, Landschaften und Skizzen in kräftigen Umrissen, beinahe ohne Schraffirung. Zeichne auch nach Stichen, die beliebige Bilder darstellen, auch nach Gypsmodell; aber das anziehendste sind die Skizzen, die ich Dir empfohlen habe und die Natur. Lass den ersten besten Modell stehen und mache sein Bildniss, das that ich früher und ich war auch nicht stärker als Du. Das sind betreffs der Kunst die Rathschläge, die ich Dir geben kann. Jetzt ist es unnütz Dir das Lesen anzurathen. Ich sehe aus Deinem liebenswürdigen Brief, dass Dein Verstand ebenso gut wie Dein Herz ist und dass Du anfängst, alles zu begreifen was Rührendes und Anziehendes in der Kenntniss der Geschichte liegt.

* * *

Rom, Samstag, November 1885.

Lieber Freund!

Dein kleines Briefchen erhielt ich vor einigen Tagen in meinem Atelier in der Villa Medicis, wo ich gegenwärtig ein Bild male, von dem unsere beiderseitige Zukunft abhängt. Du verstehst wohl, welche Reihenfolge von Gedanken und Betrachtungen das in mir erweckt. Ich habe öfters Deine Zeilen gelesen, welche so voll, voll wie Dein junges Herz, von edlen Eigenschaften und Kenntnissen sind. Du erinnerst mich an meine siebzehn Jahre; ich war überrascht über die Aehnlichkeit Deines Charakters mit dem meinen, ich hatte wie Du denselben Eifer, dieselben Hoffnungen; wie Du auch liebte ich diejenigen, die mich lieben und die wir lieben sollen; aber ich hatte unglücklicherweise nicht die Hülfsquellen, die Du hast, und war vollständig unnütz für Jedermann und unfähig von meinen eigenen Mitteln zu leben. Du wirst sehen, mein lieber Freund und später diese Vorzüge würdigen, welche Du vor mir voraus hast. Die Schule der Arbeit, der harten Arbeit, ist die Lehrzeit des Lebens; in welcher Lage Du Dich auch künftig befinden wirst, Deiner bin ich sicher. Ich werde nicht versuchen, Dir Rathschläge zu senden, und

Dich von Deiner Krankheit zu heilen: das ist Deine Jugend, mein lieber Freund, und Dein junges Herz, das sich regt; ich kenne das: ich war wohl viel unglücklicher als Du damals, denn ich war in einer Mansarde in der Rue du Four. Ich war allein und von Elend und Heimweh halb krank; ich zitterte jedes Jahr für meine Pension, meiner Zukunft, meiner Fähigkeiten ungewiss. Und Niemand beachtete es und Niemand hat es gewusst, ausgenommen einige Papierzettelchen, die ich meinen guten Eltern schickte, welche gar nichts davon verstanden, aber es mit dem Instinkt ihrer gutgearteten Herzen erriethen. Jedoch, mein lieber Kleiner, ich hoffte, ich hatte den Willen, und wie Du sagte ich: Ich will! Das hat mich von den gemeinen und niedern Gefahren gerettet, welche die Eltern gewöhnlich für ihre Kinder befürchten. Nur Muth, lieber Ambroise, und Geduld. Hast Du nicht das Haus des guten Sartoris; lieben und verstehen sie Dich nicht, wie Du es verdienst? Liebe sie herzlich! Doch das ist für Dich, wie ich weiss, eine unnütze Empfehlung, denn Du würdigst sie ebenso wie ich selbst. Ich sehe nur etwas, was ich in Deinem Brief bereden muss: das ist der Zweifel, den Du über Dich selbst zu haben scheinst, das ist nicht vernünftig; warum hättest Du kein Talent, wo Du doch den Willen hast? Das ist schon mehr als die Hälfte der Sache. Du weisst wohl, dass ein grosser Mann gesagt hat: »Die Begabung — ist die Geduld«. Das bestätigt sich vielleicht nicht immer, es ist jedoch vielleicht weniger unwahrscheinlich, als das ewig heilige Feuer, der Funke, was weiss ich? all' diese leeren Worte, welche nichts bedeuten und nichts erklären. Wisse, lieber Freund, dass ich Esel kenne, welche durch Eigensinn an ihr Ziel gelangen; Du und ich, wir schmeicheln uns keine Esel zu sein, wir werden desshalb nur um so leichter und eifriger das Ziel unserer Zukunft erstreben.

. . . . Ich erneuere nochmals meine Bitte: schreibe mir oft und vertraue mir alles, was Dein Herz berührt; die offene Freundschaft ist ein schönes und seltenes Ding; ich werde sie immer für Dich haben, vergiss es nicht. Jetzt zum Schluss, denn Du wirst mir verzeihen, wenn ich mich, an meine morgige und alltägige Arbeit denkend, so kurz fasse; ich werde Dir meine Rathschläge als Freund und Bruder geben: sei nachsichtig mit denjenigen, mit welchen Du gezwungen bist zu verkehren, sei geduldig und zeichne. Du siehst, das lässt sich in wenig Worten zusammenfassen: das ist wie ein orientalischer Talisman.

* * *

Rom, 25. November 1855.

. . . . Bleibe Arbeiter durch die Hände und die Geschicklichkeit Deines Standes, aber lebe nicht, wie sie gewöhnlich leben, d. h. in vollständigster Vernachlässigung der Fähigkeiten des Geistes und der Seele. Sei vor allem Schreiner, aber trachte ein wohlerzogener, gut unterrichteter Mensch zu werden. Ja, mein Freund, die Würde und das Ansehen eines Mannes liegt nicht in seinem Beruf oder in seinem Anzug; es liegt vor allem in seinem Handwerk, in der Art, wie

er es ausübt, dann besonders in seiner Brust, da, wo das Herz ist. Fliehe ferner wie die Pest schlechte Gesellschaften, aber lass nicht zur unrechten Zeit die Leute, die Dich umgeben, Deine Ueberlegenheit empfinden. Lebe mit ihnen wie es sein muss, um sie Dir geneigt zu machen, die wenigstens, welche achtbar sind; aber ahme nicht ihre Fehler nach; ihre Gewohnheiten sind durchaus verschieden von denjenigen, welche wir zusammen in Paris haben werden. Der geistige Müssiggang der Arbeiter bringt sie dahin, ihre Mussestunden in der Schenke zuzubringen, woselbst sie ihr Leben auf unwürdige Weise verlieren und verschleudern; Deine Studien werden Dich vor all' diesen Lastern sichern. Zeichne Dich äusserlich nicht zu sehr vor ihnen aus, du würdest sie demüthigen und es ist wichtig, dass Dich alle lieben.

Das Zeichnen und die Mathematik sind für Dich zwei wichtige Dinge. Ich bitte M. Sartoris, dass er Dich genau wie mich zeichnen lässt; wenn Du in drei Jahren gut zeichnest, wäre das ein grosser Gewinn. Uebe Dich nach Gypsmodellen, nach den Stichen des Herrn Sartoris (ich verstehe darunter Figurenskizzen, wie ich deren machte); mache an Sonntagen Landschaften, Köpfe nach der Natur, mit einem Wort, zeichne, wie ich gezeichnet habe, so als ob Du Maler werden wolltest; zeichne auch Ornamente, das ist eng mit Deinem Berufe verbunden; aber Du wirst viel schneller sie zu machen lernen, wenn Du den Weg, den ich Dir bezeichnet habe, verfolgst; denn die Ornamente sind nichts, und die Zeichnungen, frei nach der Natur und nach Gypsmodellen und Stichen lehren alles. Ich werde indess an Herrn Sartoris schreiben und über alles dies mit ihm sprechen; die Zuneigung, die er für uns hat, und welche sich während zehn Jahren niemals verändert hat, ist mir eine sichere Garantie der guten Früchte Deiner Studien.

VI.

Brief von Paul Baudry an Herrn Renard.

Paris, 13. April 1846.

Sie sind nicht mehr in Bourbon, ich habe davon erfahren und bedauere es sehr oft. So oft ich nämlich meinen lieben Eltern eine Nachricht gab, kehrte dieser Gedanke in mein Gedächtniss zurück, und ich kann Ihnen sagen, dass das Vergnügen, das ich empfunden habe, ihnen einen Erfolg mitzutheilen, durch den Gedanken ein wenig getrübt wurde, dass Sie nicht mehr in deren Nähe sind, um ihnen meine Briefe vorzulesen, mit ihnen von ihrem Sohne zu sprechen und ihre Freudenthränen zu trocknen. Sie müssen sich erinnern, es war um diese Zeit vor einem Jahr, dass Sie ihnen eine Glücksbotschaft vermittelt haben, denn auf diese Art hatten sie damals erfahren, dass ich als der achtzehnte in der Akademie aufgenommen wurde. Wie schön wäre es erst gewesen, wenn Sie gestern in Bourbon gewesen wären? Sie mussten gestern morgens einen Brief von mir mit der Meldung eines neuen Erfolges erhalten haben, eine Nachricht, welche sie mit doppeltem Glück erfüllt hätte, wenn sie Ihnen den Brief hätten

zeigen können. Indess habe ich ihnen wohl gesagt: »M. Renard ist nicht mehr dort Ihr könnt es ihm nicht aus Eurem Munde mittheilen, aber er wird es erfahren, denn ich werde es ihm schreiben«.

»Ich werde niemals, Herr Renard, das fortgesetzte Interesse vergessen, welches Sie mir immer bezeugt haben. Es ist zwar lange Zeit seit jener Abendgesellschaft, in welcher ich mich zum ersten Mal in meinem Leben erst um Mitternacht schlafen legte, in Anbetracht, dass ich vorher bei den Damen Bonchet eine grosse, sehr abwechselnde Arie von N. Depas vorgetragen hatte; jedoch erinnere ich mich noch, wie Sie sich mir näherten und Ihre Hand auf meinen Kopf legten als wäre es erst gestern gewesen. Seitdem bin ich gewachsen und der Flaum beginnt sich zu härten; die Liebe zur Malerei ist mit gewachsen, so sehr, dass sie mich wie einen Rasenden beherrscht. O ja! ich liebe sie, sie bestrickt mich, die erhabene, diese grosse Kunst. Die Betrachtung des Schönen ist für eine Künstlerseele etwas so berückendes, dass es nicht in Erstaunen setzen darf, dass die Enttäuschungen so bitter und so häufig sind; die Arten göttlicher Ausstrahlungen sind für die Künste, was das Nordlicht für die unendliche Nacht ist: es erhellt nur und scheint nur zu leiten, um uns schliesslich geblendet in der Finsterniss zurückzulassen, wenn es verschwindet. Es ist noch ein Glück, wenn die Vision des Schönen und des Lichtes, nach dem wir streben sollen, uns nicht bis zu dem Grade erschreckt, dass wir schlaff und feige werden. O! Aber ich habe diese Furcht nicht; ich habe meine Entmuthigungen, aber welche empfindsame Seele hätte deren nicht? Aber der Gedanke an das, was ich Denen schulde, welche meine Zukunft begründet haben, und alles, was ich für meine Eltern empfinde, bringt mir den Muth zurück und erfüllt mich mit Streben. Sie sehen, Herr Renard, das sind die Gedanken, die mein Leben und meine Existenz tragen, und ich habe Ihnen zu danken, dass Sie mir erlaubt haben, mit Ihnen ein wenig von mir zu sprechen. Ich hatte mich gestern entschlossen, Ihnen einen für den Augenblick ziemlich wichtigen Erfolg mitzutheilen, der aber in einigen Monaten nicht mehr von Bedeutung sein wird. Sie wissen, dass der Concurs der Akademie sich zu bestimmten Zeiten erneuert; Sie erinnern sich, dass ich zum ersten Mal als der achtzehnte aufgenommen wurde; durch das Urtheil des letzten 9. April bin ich der Zweite geworden. Die Liste der Eingeschriebenen war dieses Mal voll von Bewerbern, und, wie Sie wissen, giebt es nie mehr als hundert Plätze. Herr Drolling sagte mir, ich sei ungeschickt, ich hätte der Erste werden können. Jetzt habe ich in diesem Concurs nahezu nichts mehr zu wünschen, ich steigere daher meine Wünsche höher, nämlich zum Medaillen-Concurs, und wenn mir das Glück hold ist, werde ich mich beeilen, Sie davon zu benachrichtigen. Sie wissen, mein Herr, dass mein Ziel sein soll, so bald als möglich zum Wettkampf zu gelangen, um die Zeit bis zu meinem zwanzigsten Jahre noch auszunützen; zu dem Zweck muss ich Figuren, Zeichnungen nach Modellen und Skizzen machen. Ich würde daher nur die kostbare Zeit verlieren, wenn ich, wie Birotteau, eine

Art Bild machen würde. Uebrigens hat Herr Drolling es verboten, und ich würdige seine Beweggründe. Die Bilder, welche man in meinem Alter machen soll, sagte er mir, müssen in einem Tag aus dem Pinsel hervorgehen, d. h. es sollen Skizzen sein. Seitdem Sie von Paris weg sind bin ich im Atelier ein Mal der erste und zwei Mal der zweite in gemalten Skizzen gewesen. Es ist übrigens sehr schwer, Ihnen den Weg zu erklären, den ich gemacht habe, denn ich weiss ihn selbst nicht; Sie werden ihn durch meine Aufnahme in die Akademie beurtheilen können, noch sicherer freilich, wenn Sie wieder in Paris sein werden. Denn ich hoffe, Herr Renard, dass Sie mich in meiner neuen Wohnung (Passage Dauphine 29) aufsuchen werden, um meine Skizzen zu sehen. Ich bewahre davon nur die ziemlich guten auf; was die gemalten Figuren betrifft, bewahre ich sie nicht auf, denn ich muss sparen, in welchem Wort die Grundlage von dem Leben eines studierenden Künstlers in Paris ausgesprochen ist. Könnte ich hier noch einige Jahre studieren und dann das Ziel meiner Träume und Illusionen erreichen!

VII.

Brief Paul Baudry's an Herrn Renard:

Paris, 27. September 1847.

Sie erhöhen noch mein Glück und meinen Triumph, indem Sie mir auf so lebhafte und theilnehmende Art das Interesse, das Sie an meinem Début nehmen, mittheilen. Ich bin stolz, Freunde und Gönner, mit einem Herzen, wie das Ihre ist, zu besitzen. Diese Gedanken und Empfindungen erfüllten mich mit Hoffnungen in den bittersten Augenblicken der Entmuthigung. Heute, da ich das Glück habe, alle Sympathien, die ich gefunden habe, zu erwidern, erfüllt es mich mit Freude und Zufriedenheit.

Ich bin, wie Sie, unter dem Eindruck des Augenblicks und habe nicht die nöthige Ruhe, Ihnen mehr zu schreiben. Ich habe Ihnen nämlich eine Bitte vorzutragen, deren Gewährung ich sicher erwarte, nämlich die Bitte, dass Sie am 2. Oktober (Samstag), um der Preiskrönung beizuwohnen, nach Paris kommen möchten. Ohne Sie hätte ich in dieser Menge Niemanden, der mein erstes öffentliches Auftreten gesehen, und Zeuge meiner Angst und meiner Entbehrung gewesen wäre. Ich erwarte Sie, wenn nicht, haben Sie die Güte, mich davon zu benachrichtigen.

P. S. — Ich habe immer gezögert, Ihnen zu schreiben, nicht weil ich nicht von Ihrer Versetzung gewusst hätte, sondern weil mich offen gestanden, die bittern Entmuthigungen, die ich in der Loge empfunden hatte, in eine Art von Betäubung und Apathie versetzt hatten.

Ich bin nun, Dank meines Diploms und meiner Preiskrönung vom Militärdienst frei. Das ist ein ausserordentlicher Vortheil, im Verein mit all' denjenigen, welche ich dieses Jahr schon das Glück hatte, zu erlangen.

VIII.

Brief Paul Baudry's an Herrn Gauja, Präfekt der Vendée.

Paris, am 27. September 1847.

Herr Präfekt!

Ich bin sehr glücklich, Ihnen mittheilen zu können, dass ich die letzte Prüfnng über all' meine Erwartungen bestanden habe. Ich habe den zweiten grossen Preis erhalten, wie Sie wahrscheinlich schon aus den Zeitungen erfuhren, welche mir die Ehre erwiesen haben, meines geringen Werkes im Vorbeigehen zu gedenken. Als ich Sie verliess, war es nicht ohne ein gewisses Gefühl von Furcht, weil ich Ihnen versprochen habe, zu schreiben. Ich war weit entfernt, ein so vollkommenes Glück zu erwarten. Vielleicht habe ich auch meinen Erfolg bei dem Publikum dem seltenen Erscheinen des Wortes Vendée zu verdanken, welches man in einer Kunstschule nicht anzutreffen gewöhnt war. Mein grösstes Glück ist, es dahin gebracht zu haben, weil das Gesetz mich von der Militärpflicht freispricht und es ist die Pflicht eines Mannes von Herz, nicht unthätig zu bleiben. Die Zukunft ist schon für mich weniger dunkel und weniger traurig, Dank Ihnen und anderen Personen, für die ich eine unsterbliche Dankbarkeit fühle; all' meine Bemühungen streben darnach, es zu beweisen und bin ich glücklich, Ihnen ein würdiges Zeichen davon geben zu können. Ich fühle, dass ich jetzt einen grossen Schritt voran gekommen bin, aber das ist nur der erste, und ich werde erst glauben, meinen Verpflichtungen nachgekommen su sein, wenn ich den ersten grossen Preis errungen habe. Ich habe mich letzten Montag wieder bemüht, meinem Ziel näher zu kommen, und wenn ich es auch nicht wie det Hase unseres guten La Fontaine mache, hoffen wir doch, dass ich ankommen werde, wie die Schildkröte; das ist mein einziger Wunsch.

Mit Verehrung bin ich, Herr Präfekt etc. etc.

Paul Baudry.

IX.

Brief Paul Baudry's an Herrn Alexander Bonin:

Paris, März 1876.

. . . . »Ich danke Ihnen, mein lieber Freund, für das, was Sie für mich thun wollen. Besprechen Sie vielmehr Vater Sartoris, das macht mir grosses Vergnügen. Sie kennen meine Verehrung, welche ich für diesen ausgezeichneten Mann habe und nichts könnte mir grössere Freude bereiten.«

»Was mich betrifft, mein lieber Alexander, glaube ich nicht, dass das unbedeutende Thun und Treiben eines Künstlers meiner Art viel Interesse erwecken könnte. Ich habe erst vom Augenblick meines zweiten römischen Preises an begonnen, existenzberechtigt zu sein; sprechen Sie also nur kurz über das, was mich betrifft. Nach meinem Gefühl hat man viel Missbrauch mit der Biographie getrieben; das ist die Manie unserer Zeit. Wenn in Zukunft etwas aus mir wird,

was ich bezweifle, so würde ich vorziehen, dass man sage, was man übrigens von vielen unangreifbar grossen Personen sagt: man weiss nicht, wann er geboren ist und sein Leben ist vollkommen unbekannt, aber das und das hat er geleistet.«

»Der Vater Sartoris ist nach der Vendée, nach Roche, gegen 1824 oder 1825 gekommen. Er hatte 13 Jahre in Paris gelebt und hatte seine Malerstudien im Atelier von Abel de Pujol gemacht. Auch er war aus dem Arbeiterstande hervorgegangen, indem er erst Gypsformator gewesen. Mit einem kleinen Ersparniss, das er mit grosser Mühe zusammengetragen hatte, war er nach Paris gekommen und widmete sich dort der Malerei, welche er vorzugsweise liebte. — Ich nahm eben Musikstunden bei Depas, seinem intimsten Freunde, als ich ihn zum erstenmal sah. Er bat meinen Vater, mich im Zeichnen unterrichten zu lassen. Mein trefflicher Vater hätte mich gar zu gerne zum Violinspieler gemacht, was sein höchster Berufstraum war, und er gab nur ungern nach, denn ihm blieb die Musik fortgesetzte Nebenbeschäftigung und er ward nicht müde bei jeder Reise nach der Vendée mich zu fragen: Uebst Du immer deine Violine? — Ich log, um ihm keinen Kummer zu machen, denn ich hasste die Violine und alle Viotti und Kreutzer, welche mein Fidelbogen von meinem neunten Jahre ohne jeden Erfolg bis zum Ueberdruss heruntergekratzt hatte. — Ich glaube, dass Vater Sartoris um das Jahr 1830 an das Lyceum befördert wurde.«

»Ernstlich zu zeichnen fing ich gegen mein 13. Jahr an. Es handelte sich darum, mich zum Dekorationsmaler zu machen. Aber, da wir nur wenige Hilfsquellen hatten, so zählte mein Vater darauf, dass mein Talent für die Violine, welches ganz und gar Einbildung war, mir helfen würde, in Paris meinen Unterhalt zu finden. Ich kam etwas vor meinem 13. Jahr 1844 dorthin und trat bei Drolling ein.«

»Wenn ich Pariser gewesen wäre, ist es wahrscheinlich, dass ich in der Periode von dreizehn bis sechzehn Jahren mein Fach gelernt hätte. Ungeachtet des guten Willens von Vater Sartoris, seiner Bedeutung und seiner Zuneigung für mich, hatte ich in La Roche-sur-Yon so viel wie nichts geleistet. — Ich hatte wenig Bücher ausser der Bibliothek des Kaufmanns Bréton, unsers Nachbars, bei dem ich mich jeden Sonntag einschloss. Da lernte ich, dass Ludwig XVI. durch die Revolutionäre getödtet worden war, was mir heisse Thränen verursachte. Es ist wahr, dass ich nahe daran war, in gleicher Weise über die Revolution zu weinen, als ich eines Tages den auf Napoleon bezüglichen Satz sah: »Als Sohn der Revolution tödtete er seine Mutter.«

»Das war meine naive Kindheit, und welches Schicksal haben die kleinen Provinzler. Ich würde meine linke Hand gegeben haben, um einen Vortrag über Anatomie oder Perspektive geniessen zu können. Ich habe selbst versucht, sie allein zu lernen; und wenn ich Begabung zur Mathematik gehabt hätte, würde

ich vielleicht das Wunder Pascal's betreffs Enclides erneuert haben. Aber ich habe immer einen für Zahlen und Geometrie rebellischen Dickkopf gehabt.«

»Mein armer Vater Sartoris ist im Jahre 1857 gestorben. Ich glaube, er hat vor seinem Tode noch erfahren können, dass ich eine erste Medaille erhalten hatte. Das war seine letzte Freude«

X.

Auszug aus de Chennevières, Les décorations du Panthéon.

»P. Baudry. — Ich wusste durch alle jene Schulkameraden, welche Baudry in Rom kannten, dass er von dieser Zeit an geträumt hatte, die Geschichte der Jeanne d'Arc zu malen.*) Seine Gedanken beschränkten allerdings den Cyklus seiner Darstellungen nicht auf vier oder fünf Darstellungen; aber vier oder fünf Hauptdarstellungen an einem solchen Platz, konnten sich schon zu einer schönen Vorstellung dieser beinahe übernatürlichen Lothringer Heldin eignen; und was den Rest der Zwischendarstellungen betrifft, hatte ich Gelegenheit, die Sache mit Baudry zu besprechen. Ich eröffnete ihm nemlich die Aussicht auf eine Reihenfolge von Cartonzeichnungen zum Zweck der Ausführung als Gobelins, welche uns ebenso das Ganze der Geschichte der Jungfrau von Orleans wiedergegeben hätten, wie man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in einer Reihenfolge von Gobelins die Geschichte von Esther, die Geschichte der Artemis, die Geschichte von Moses etc. etc. so ausgeführt hat, dass sie der Gobelinweberei zur Ehre und zum bleibenden Vorbild gereichen. Der Künstler beendigte kaum seinen Deckenschmuck für die Oper, eines der glorreichsten, ja das glorreichste unter den Werken, dessen sich die Kunst eines halben Jahrhunderts rühmen kann, und war noch ganz erschöpft von den Anstrengungen. Aber während er sich durch die Malereien einiger Bildnisse erholte, fing er an, die genauesten Dokumente für seine Kostüme und seine Waffen zu sammeln und er gewöhnte sein Auge an die Gepflogenheiten, die Geräthe und die Interieurs der Epoche durch sehr eingehende Studien der Miniaturen und Bilder der Schule von Frankreich, von Brügge und Burgund. Und schon fingen die Skizzen und Entwürfe zu entstehen an, nicht für

*) Er selbst schrieb an mich, indem er mir den Empfang des Auftrages anzeigte: Die Gegenstände, welche Sie mir vorschlagen, sind schon seit Langem das Ziel meiner Erwägungen. Ich werde diese Gemälde mit dem lebhaftesten Eifer ausführen, und die vier, welche Sie für das Pantheon verlangen, werden sogar nur ein Bruchstück von meiner Arbeit sein, denn ich hatte immer die Absicht zehn bis zwölf Gemälde über jene wunderbare Legende der Jeanne d'Arc zu machen — Später schrieb er, betreffs einer Diskussion über den wahren Charakter der Jungfrau: »Es giebt nichts schöneres, wahreres als die Legende; wenn Jeanne d'Arc nie lebte, so hätte man sie ins Leben treten lassen müssen, um diesem schrecklichen Gemetzel, das man mit dem Namen »der hundertjährige Krieg« bezeichnet, Feuer, Licht und Erhebung zu geben. Die menschlichen Gemüther haben sich um diese Legende wie Crystalle, von denen Stendhal spricht, geschaart, und ihr Maler ist mitten unter ihnen«. Muss man hinzufügen, dass Baudry, der sein fünfzehntes Jahrhundert so gut inne hatte, keinen Zweifel an der geschichtlichen Wahrheit der Rolle von Jeanne d'Arc hatte? —

einen Gegenstand allein, sondern für alle auf einmal, und schon war eine Darstellung von der Erscheinung der Jeanne d'Arc entworfen, und die ersten Umrisse auf die Leinwand gebracht, so dass er die Zeit der Ausführung und der Vollendung in naher Zeit voraussagen konnte. Da wollte das Unglück, dass M. Duc kam, um Baudry eine grössere Arbeit anzubieten, die sehr dringend war, nemlich die Malereien für den Justizpalast. Ich sage, das Unglück, denn Sie werden sehen, dass Baudry von Auftrag zu Auftrag, von der Decke des Justizpalastes zur Treppe des Rathhauses gedrängt ward, und dass so dieser hervorragende hochstrebende Meister, dieser wahrhaft vornehme Geist und wie soll ich sagen? dieser Fürst unter den Künstlern, denn seines Gleichen sind immer in einer Schule selten, dessen Erfindung so frei und zart und dessen Empfindung so fein war, wie seine Palette, von Allegorie zu Allegorie geschleppt, wozu andere wenn man von dem Glanz des Pinsels absieht, auch genügt hätten, schliesslich nicht mehr dazu kommen wird, die patriotische Vision seiner Jugend auszuführen, welche er allein mit Begeisterung hätte erfassen können. Und so wird er nur wiederkehren, um an der Pforte von St. Geneviève anzuklopfen, wenn die Basilika längst geschlossen sein wird. Die schmerzbewegten Verse von Villon werden ihm an jenem Tage ins Gedächtniss zurückkommen:

»Ach, wo ist Jeanne, Lorraine's gutes Kind,
Das einst die Britten in Rouen verbrannten?
Wo sind die letzteren selbst, o grosse Jungfrau?
Und wo der Schnee des Vorjahrs in den Landen?«

Und dennoch, als er vor drei Jahren von den Malereien sprach, welche im Pantheon dargestellt würden, und dabei erklärte, dass er trotz seiner denselben gewidmeten Arbeiten und Forschungen noch nicht die Hand an die endgültige Ausführung legen könnte, nahm er doch keinen Anstand, die Darstellungen selbst als der Wahl nach feststehend aufzuzählen: 1. die Erscheinung der Jeanne d'Arc, 2. die Begegnung mit dem König in Chinon, 3. die Einnahme der Tournelles von Orléans, 4. Das Gefängniss. — In dem kleinen Raum bei dem Altar als Friesbild: Die Hinrichtung; in den drei andern Friesen der Zug der Ritter, welche das hl. Salbgefäss zur Salbung Karl's VII. in Rheims tragen. Aber die Monate gehen dahin, die Jahre auch; der einfältigste Hass empört sich gegen den reinsten Ruhm Frankreichs; es haben sich schon Menschen gefunden, welche das Landmädchen von Domrémy, jene welche das französische Vaterland gerettet hat, jene deren Seligsprechung Mgr. Dupanloup eifrigst betrieb, als eine verdammungswürdige Monarchistin behandeln, als eine Familie der Demokratie, wie eine gewöhnliche Heilige des christlichen Kalenders. Noch einmal muss ich es Ihnen sagen, Sie werden sehen, dass Baudry die Jeanne d'Arc nicht malen wird. Der bewunderungswürdige Künstler war jedoch so gütig, uns das summarische Programm das er dem Herrn Dekan von Ste. Geneviève mitgetheilt hatte, näher zu entwickeln: Ich werde Ihnen, sagte er mir, die Beschreibung dieser Bilder liefern,

welche darum sehr genau sein kann, weil dieselben bereits mit grosser Sorgfalt in meinem Hirnkasten — oder nach dem philosophischen Styl des siebzehnten Jahrhunderts zu sprechen, in meinem »sensorium« gemalt sind; 1. die Erscheinung. — Jeanne mit 15 Jahren in dem Garten ihres Vaters, nahe der Kirche. Sie hört überirdische Stimmen, fällt auf die Kniee und bemerkt zwei edle Gestalten gekrönten Hauptes, welche begleitet von einem geharnischten Ritter mit den Flammenflügeln eines Erzengels (Sct. Michael) sich ihr langsam nahen. — 2. Die königliche Begegnung in Chinon. — Jeanne ist achtzehnjährig. Sie betritt den von Rittern, von Rathgebern des Königs gefüllten Königssaal (Interieur mit hohem Kamin, gewölbt und mit Holz getäfelt). Schüchtern, unruhig geht sie zu einem in einfachem Jagdkostüm gekleideten jungen Mann, fällt ihm zu Füssen und sagt zu ihm: Sie sind es, liebwerther Dauphin und kein anderer. — 3. Der Sieg. — Jeanne bei der Bestürmung der Brücke der Tournelles: »Tretet kühn herzu, alles ist Euer.« Sie hält vor der Bresche des ersten Brücken-Jochs: Die Engländer sind zurückgedrängt und in die Loire geworfen. Die Bewohner von Orléans eilen von der Stadt auf die Zugbrücken und rufen ihr Beifall zu. (Ansicht von Orléans, von Portereau der Bastei der Engländer aus). 4. Das Gefängniss. — Personen: Pierre Cauchon, Loyseleur, Warwick, et Talbot. Jeanne sitzt auf ihrem Strohlager, Ketten an den Füssen und um den Körper; gereizt durch die Beschimpfung von Warwick erhebt sie stolz den Kopf und antwortet auf die Todesdrohung Warwick's mit den Worten: »Ihr werdet aus dem Königreich Frankreich hinausgeworfen werden, ich rufe Gott zum Zeugen an«. Der Bischof von Beauvais und der falsche Beichtvater Loyseleur schmeicheln ihr als Heuchler. — 5. Friesbild. — Das Martyrium unter einer allegorischen und idealen Form. Jeanne, inmitten der Flammen, steigt mit dem Symbol der Taube zum Himmel. — 6. Grosser Fries. — Triumphzug fahnentragender Ritter auf ihren Pferden, vollständig gewappnet. (Bildnisse von La Hire, Dunois etc. etc.) Die Edelleute tragen das hl. Salbgefäss unter einem Baldachin; in der Ecke des Frieses befindet sich der Thorbogen von Reims, wo der Klerus die hl. Reliquie erwartet. —

DAS DENKMAL PAUL BAUDRY'S.

Vor vier Jahren, am Tage nach dem Tode Paul Baudry's, bildete sich ein Comité unter dem Vorsitze von Herrn Bouguereau, um dem berühmten Maler des Foyers der Oper ein ihm würdiges Denkmal zu setzen.

Niemand war besser dazu geeignet, die Ausführung dieses Monumentes zu leiten, als einer der Brüder des Meisters, und man wusste, dass Herr Ambroise Baudry ausser seinem grossen architektonischen Talente auch die wärmste brüderliche Zuneigung dabei bethätigen würde.

Der Gesammteindruck dieses Werkes ist grossartig. Eine verschleierte Frau, der Schmerz, weint lautlos, indem sie sich auf einen schwarzen Marmorsarkophag stützt. Oben krönt der Ruhm die Büste des Künstlers. Die zwei Statuen und die Büste sind in Bronze, das übrige Monument in schwarzem Marmor. Unter den vielen Inschriften ist eine besonders sichtbar: »Paul Baudry von seinen Bewunderern und Freunden«, darunter steht: »Er hatte ein tapferes Herz und ein zartfühlendes Gemüth.« Obwohl der Leichnam des grossen Künstlers im Friedhof Montparnasse in der Garnier'schen Gruft liegt, so fiel doch Herrn Ambroise Baudry die lange Verzögerung der Denkmalerrichtung ungemein schwer.

Aber man vergisst die lange Wartezeit bei dem Anblick dieses vollkommenen Werkes; die Herren Paul Dubois als Schöpfer der Büste, Ambroise Baudry als Planentwerfer und Antonin Mercié als Schöpfer der beiden Figuren des Schmerzes und des Ruhmes verdienen vollste Anerkennung.

Die Einweihungsfeier fand am 13. Februar 1890 im Friedhof von Père Lachaise statt. Es war erdrückend voll, denn es fehlte keiner der Bewunderer jenes Mannes, von dem der Sekretär der Kunstakademie beim Schluss seiner so gerechten Lobrede sagte, dass seine Arbeiten den ausgesprochensten französischen Charakter trügen, und dass »Baudry, glücklicherweise für ihn sowohl als auch für uns, unzertrennlich seinem Lande angehörte.« A. M.

*) L'Illustration, Journal Universel. Paris, 22. Février 1890.



DAS DENKMAL PAUL [illegible]

V[illegible] Tage [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Der Gesamteindruck dieses Werkes ist [illegible] indem sie sich [illegible] Oben nennt der Ruhm die [illegible] in Bronze, das [illegible] Unter den vielen Inschriften ist eine [illegible] und Freunden [illegible] ein zartfühlendes Gemüt [illegible] des grossen Künstlers im Friedhof Montparnasse [illegible] liegt, so fiel dem Herrn Ambroise Baudry [illegible] Denkmalserrichtung [illegible] schwer.

Aber nun [illegible] die lange Wartezeit [illegible] die Herren Paul [illegible] Ambroise Baudry [illegible] und [illegible] des Ruhmes [illegible]

Die Einweihungsfeier fand am 13. [illegible] voll, dass [illegible] der Schwester der [illegible] sagte, dass seine [illegible] tragen, und [illegible] für uns, unzertrennlich [illegible]

[illegible] Journal Universel [illegible]



LE MONUMENT DE PAUL BAUDRY
AU CIMETIÈRE DU PÈRE-LACHAISE, PARIS.

VOLLSTÄNDIGER KATALOG

VON

PAUL BAUDRY'S GEMÄLDEN.*)

Compositionen und Porträts.

1847. Der Tod des Vitellius.
1848. Der hl. Petrus bei Maria.
1849. Porträt des Herrn J. E. Saintin.
Ulysses wird von seiner Amme erkannt.
1850. Die Bestattung des Pompejus.
Zenobia an den Ufern des Araxes gefunden.
1851. Theseus im Labyrinth.
1852. Der Kampf Jakobs mit den Engeln.
1853. Das Glück und das Kind.
Italienerinnen von Frosinone.
Das Glück und das Kind (Verkleinerung).
Der Tod Cäsar's.
1854. Primavera.
Porträt des Baron Jard-Panvillier.
Porträt des Grafen Foucher de Careil.
1855—1856. Porträt des Herrn Louvet.
Porträt von A. Gumery.
Die Hinrichtung einer Vestalin.
1856—1857. Die vier Jahreszeiten.
1857. Porträt der Gräfin du Manoir.
Porträt des Herrn Léon Gérard.

*) Nähere Angaben über die Gemälde wie über die Titel der Zeichnungen und Cartons finden sich in dem für die Ausstellung des Nachlasses des Künstlers hergestellten »Catalogue des œuvres de Paul Baudry 1886«.

1857. Porträt von Frau V
Porträt des Herrn Alexander Gérard.
Porträt der Baronin von Berckheim.
Der hl. Johannes der Täufer.
Porträt der Baronin von Lareinty.
Porträt von Guillemette de Lareinty.
Porträt der Baronin von Vilgruy.
Porträt Beulé's.
Leda.
Porträt des Herrn Achille Fould.
1858. Das Glück und das Kind (Wiederholung).
Die büssende Magdalena.
Porträt der Gräfin Nadaillac.
Plafond des Hôtel Achille Fould.
Die Toilette der Venus.
1859. Porträt der Frau Gräfin von Belbeuf.
Cybele.
Amphitrite.
Porträt des Herrn Alfred André.
Porträt der Frau Jameson.
Porträt des Herrn Guillaume Guizot.
Porträt des Herrn C. Julliany.
Porträt des Grafen von Balleroy.
Porträt des Herrn Victor Tiby.
1859—1860. Porträt der Gräfin von Labédoyère.
1860. Der kleine hl. Johannes.
Die Toilette der Venus (Verkleinerung).
Porträt von Herrn Guizot.
Porträt des Barons Charles Dupin.
Porträt des Herrn Crescent (Vater).
Porträt des Herrn Crescent (Sohn).
Porträt von Jacques Baudry, Vater des Malers.
Porträt von Françoise Baudry, Mutter des Malers.
Porträt der Frau Madeleine Brohan.
1861. Porträt der Madame Renouard.

1861. Porträt des Herrn Marquis von Caumont la Force.
Porträt von Eugène Giraud.
Charlotte Corday.
Amphitrite (Verkleinerung).
Cybele (Verkleinerung).
Die fünf Städte Italiens.
Bernerette, Studie.
Porträt des Malers.
1862. Porträt des Herrn Alfred Renouard.
Porträt des Herrn J. Hémery.
Porträt von Paul Corrard.
Porträt von Fräulein Jane Essler.
Die Toilette.
Porträt der Frau Mahler.
Porträt von Charles Mahler.
Porträt von Pierre Mahler.
Porträt von Herrn Beurdeley.
Die Perle und die Welle.
1862—1863. Porträt von Herrn Ambroise Baudry.
1863. Porträt von Herrn de Vergès.
Die fünf Sinne und die vier Jahreszeiten.
Porträt der Frau Gräfin Swyekowska.
Porträt des Fräulein Celine Montaland.
Porträt des Herrn Herzogs von Mouchy.
1864. Porträt der Frau Charles Garnier.
Porträt von Fräulein Groult.
Porträt von Frau von Tchihatchef.
Porträt des Herrn P. v. Tchihatchef.
Porträt von Marguerite Collinet.
Diana verjagt den Amor.
Pascuccia.
1865. Porträt des Herrn Donon.
Plafond des Hôtels des Grafen Henckel-Donnersmarck.
1868. Porträt des Grafen Henckel-Donnersmarck.
Porträt von Herrn Charles Garnier.

1869. Die hl. Jungfrau, das Jesuskind und der kleine hl. Johannes.
1871. Porträt von Edmond About.
Porträt von Frau Louis Cézard.
Porrrät von Herrn G. Massion.
Porträt von Frau G. Massion.
Porträt von Frau Chessé.
1872. Porträt von Herrn Julius Badin.
Die Muse Urania.
1873. Porträt von Charles Beulé.
Porträt von Nino Garnier.
Porträt von Susanne About.
Eva.
1874. Plafond des Foyers der Oper.
1875—1876. Porträt der Frau Boselli.
Porträt des Herrn Bréton.
Porträt der Frau Bréton.
Porträt des jungen Albert.
Porträt von Fräulein Donon.
1876. Porträt von Fräulein Dénière.
Porträt von Fräulein Blanche Hoschedé.
Porträt von Frau Anna Crémieu.
Porträt von Herrn Hoschedé.
Porträt von Herrn Eugène Guillaume.
Porträt des Generals Grafen von Palikao.
1877. Die den Amor verjagende Diana.
Porträt von Luise Wallet.
Fellah-Weib.
1878. Porträt von Frau von Lezay-Marnésia.
1879. Die Wahrheit.
Porträt von Frau Robert.
Die den Amor verjagende Diana.
1880—1881. Porträt von Louis von Montebello.
Porträt der Frau X
Aegypten.
Parisina.

1881—1882. Die Verherrlichung des Gesetzes.
Porträt von Cricri (Cécile Baudry).
1882. Das Hochzeitsmahl Psyche's.
Phöbe.
Attribute der jagenden Diana.
Die den Amor verjagende Diana.
Vision des hl. Hubertus.
On horse back (Porträt des jungen Saint-Alary).
Porträt des Herrn Delacourtie.
1883. Porträt des Herrn Peyrat.
Porträt der Frau Cheuvreux.
Porträt der Frau Bernstein und ihres Sohnes Robert.
Porträt der Louise Eugénie Baudry.
Porträt des Herrn Léopold Goldschmidt.
1884. Porträt des Herrn Henri Schneider.
Porträt des Prinzen Marc-Augustin Galitzin.
Porträt von Robert Fould.
Porträt von Frau Villeroy.
Porträt von Frau Louis Stern.
Psyche und Amor.
Porträt der Frau Louis Singer.
Spanien.
Deutschland.
Frankreich.
Genius des Schlafes.
Merkur die Psyche entführend.
1885. Porträt des Herrn Theodor Mallet.
Porträt des Herrn Grafen Greffulhe.
Porträt des Fräulein Juliette Dreyfus.
Porträt von Anna Masséna.
Porträt von Paul Juriewicz.
Porträt von Jacques Baudry.
1885—1886. Porträt von Frau Vasnier.

Copien:

1853. Tarquinius und Lukretia, nach Cognacci.

1854. Die Jurisprudenz, nach Raffael.

1861. Marat, nach David.

Charlotte Corday, nach Hauer.

1864. Danae, nach Correggio,

Adam, nach Michel Angelo, sowie die folgenden zehn Copien.

Eva.

Die Kinder Noe's.

Judith mit dem Haupte des Holophernes.

Die Schöpfung der Frau.

Fünf dekorative Figuren.

1868. Sieben Copien nach den Cartons von Raffael im South-Kensington-Museum.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

VERZEICHNISS DER ABBILDUNGEN.

Porträt Paul Baudry's, Heliogravure Titelbild
Das Glück und das Kind (Musée Luxembourg) vor S. 5
Venus (Château de Chantilly) „ 9
Diana (Ebenda) „ 17
Leda (Im Besitz von Mme. Villeneuve), Heliogravure . . . „ 21
Attribute Jupiters und Junos (Château de Chantilly) . . . „ 23
Attribute des Neptun und der Ceres (Ebenda) „ 27
Attribute Apollo's und Diana's (Ebenda) „ 31
Attribute des Vulkan und der Venus (Ebenda) „ 35
Attribute des Mars und der Minerva (Ebenda) „ 39
Attribute Pluton's und Merkur's (Ebenda) „ 45
Porträt des Grafen Balleroy „ 47
Der hl. Johannes der Täufer (Musée Luxembourg), Heliogravure „ 51
Porträt von Mr. Guizot „ 55
Porträt des Baron Charles Dupin „ 61
Porträt von Mme. Madeleine Brohan „ 65
Rom (Im Besitz der Herzogin de Galliera) „ 69
Florenz (Ebenda) „ 73
Die büssende Magdalena (Musée de Nantes), Heliogravure . . „ 77
Neapel (Im Besitz der Herzogin von Galliera) „ 81
Venedig (Ebenda) „ 85
Genua (Ebenda) „ 91
Porträt von Charles Garnier „ 97
Porträt von Mme. Chessé „ 101
Cybele (Im Besitz der Gräfin Nadaillac), Heliogravure „ 105
Die Tragödie (Foyer der Opéra) „ 107
Die Comödie (Ebenda) „ 109
Die Dichter (Ebenda) „ 113

Das Urtheil des Paris (Foyer der Opéra) vor S. 119
Apollon und Marsias (Ebenda) „ 123
Die Hirten (Ebenda) „ 127
Amphitrite (Im Besitz der Gräfin Nadaillac), Heliogravure . . „ 131
Der Angriff (Foyer der Opéra) „ 135
Saul und David (Ebenda) „ 141
Orpheus und Euridike (Ebenda) „ 145
Orpheus und die Menaden (Ebenda) „ 149
Salome (Ebenda) „ 155
Melpomene (Ebenda) „ 159
Charlotte Corday (Musée de Nantes), Heliogravure „ 163
Erato (Foyer der Opéra) „ 171
Clio (Ebenda) „ 175
Thalia (Ebenda) „ 183
Calliope (Ebenda) „ 195
Die Welle und die Perle (Im Besitz von M. Stewart), Heliogravure „ 200
Terpsichore (Foyer der Opéra) „ 205
Euterpe (Foyer der Opéra) „ 209
Urania (Ebenda) „ 217
Frankreich, Italien (Ebenda) „ 225
Grossbritannien, Griechenland (Ebenda) „ 229
Porträt von Herrn Ambroise Baudry, Heliogravure „ 233
Deutschland, Spanien (Ebenda) „ 237
Rom, Aegypten (Ebenda) „ 241
Barbaren, Persien (Ebenda) „ 245
Porträt des Bildhauers E. Guillaume „ 247
Die den Amor jagende Diana (Eigenthum von Mme. Cheuvreux) „ 251
Preis Diplom der Weltausstellung von 1878 „ 255
Die Wahrheit (Eigenthum der Gräfin Beaumont) „ 259
Porträts der Frau Bernstein und ihres Sohnes Robert, Heliogravure „ 263
Porträt von Louis de Montebello „ 267
Die Verherrlichung des Gesetzes (Plafond der Cour de Cassation) „ 271
Das Hochzeitsmahl Psyche's (Plafond des Hauses W. K. Vanderbilt in New-York) „ 275

Attribute des Jupiter und der Venus (Plafond des Hauses W. K. Vanderbilt in New-York) vor S. 279
Attribute der Ceres und des Merkur (Ebenda) „ 283
Phöbe (Plafond im Hause Corn. Vanderbilt in New-York) . . „ 287
Attribute der jagenden Diana (Ebenda) „ 291
Porträt von Robert Fould, Heliogravure 295
Paul Baudry's Grabdenkmal (Père-Lachaise, Paris), Heliogravure . „ 307

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ephrussi, Charles,

Paul Baudry's Leben und Werke Aus d. Franz. übers. v. Elisabeth Freifrau von Cramer-Klett

München 1890

4 Art. 301 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11471423-9